Walter von Molo

FRIDERICUS

ROMAN

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

KA

Cons

Fridericus

Ein Volk wacht auf

Roman-Trilogie

von

Walter von Molo

Erster Roman:

Fridericus

Albert Langen, München

LG
M728f

Fridericus

Roman

von

Walter von Molo

56. bis 60. Tausend

188776.
7.4.24.

Albert Langen, München

M

Ein Verzeichnis
der Werke
Walters von Molo
findet sich
am Schluß
dieses Bandes

Copyright 1918 by Albert Langen, Munich
Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes, auch für Rußland, vorbehalten.
Albert Langen Walter von Molo

Germany

Das iſt es, was uns bleibt: man muß in Schweigen
Sich ehrfurchtsvoll vor den Geſetzen neigen,
Wie ſie die Vorſehung der Schöpfung gab . .

„Der König kommt!“ ſagte General von Seydlitz mit rauchendem Atem. Seine leuchtenden Augen ſahen über den ſchneebedeckten Platz vor dem niederen, allein ſtehenden ſchleſiſchen Bauernhaus, in dem Friedrichs Quartier war; durch die Dämmerung des troſtlos düſteren Winternachmittags. „Die Rekognoszierung iſt zu Ende!“ Die Generale und Stabsoffiziere in Gold, Rot, Blau und Weiß verſtummten, mit ihnen der zivile, braune und ſchwarze Haufen von Bittſtellern und Deputanten, die beklommen, an Leib und Seele frierend, ſeit Stunden den gefürchteten Monarchen erharrten.

Scheu ſpähten ſie Friedrichs kleiner, blauer Reitergeſtalt entgegen, die auf dem hochbeinigen Schimmel Condé, gebeugt und im Schritt, durch die armſelige Dorfzeile des Höhenzuges herankam. Vor dem übervollen Not-Lazarett, in dem Friedrichs Soldaten litten und ſtarben, ſtoben die zwei luftſchnappenden Chirurgen auseinander; rechts und links verſchwanden die wenigen Soldaten, die in der unerbittlichen Eiskälte ſichtbar waren.

Eine ſchwankende, ſcheu reſpektierende Leere fleckte um den Herrn über Leben und Tod.

„Er ſteigt ab?“

Friedrichs Pferd hielt. Langſam glitt des Königs Geſtalt vom Rücken Condés; ſie ſchritt, den Kopf mit dem kleinen Dreiſpitz geſenkt, nachdenklich längs der arg zerſchoſſenen Dorfhäuſer; Condé trottete wie ein Hund nach.

Anhalt-Deſſaus Stimme war erregt: „Er wird die Reſte der Wedellſchen Rekruten beſichtigen!“

„Er geht wahrſcheinlich zu Wedells Leiche.“

„Die liegt doch im Heuſchober beim Friedhof!“

„Ach ja.“

Starr, erregt, erwartungsvoll ſtanden die bezopften Köpfe; mit angeſpannten Blicken. Zierlich, in ſonderbar verſonnenem, unnahbarem Rhythmus, ſchritt die vornehme Geſtalt des Königs näher, zwiſchen den Eiszapfenſpalieren der niederen, zerfetzten Strohdächer, denen die Gier der halbverhungerten Pferde den Reſt gegeben hatte. Schon unterſchieden die Generäle die feinen, dunklen Striche des königlichen Degens und Krückſtocks, die pendelnd, wie unwillige Gefangene, um die geſchloſſene Geſtalt Friedrichs ſchwankten. Die Unruhe der Wartenden ſtieg. „Er iſt augenſcheinlich — verſtimmt?!“ Die Froſtſtarren bewegten ſich ängſtlich, in jäher Welle: „Iſt er — krank?“ — „Da!!“ Zornig ſchnalzte Anhalt-Deſſau mit den Fingern: Der König war in einem Bauernhaus verſchwunden.

„Er beſucht Fouqué!“

„Kommen Sie, Seydlitz," sprach Moritz von Dessau, unwirsch den Kameraden beim Arm fassend, „ich muß mir die Beine vertreten, sonst fallen sie mir ab!" Sie gingen. Zornig sah die mächtige Hakennase aus Moritzens dunkelm Antlitz mit dem eisernen Kinn; die Augäpfel rollten drohend und trotzig. „Ich kann mich kaum noch rühren! Mir ist das Hemd an den Leib gefroren."

„Ja," Seydlitz hustete, „es ist kalt."

„Kalt?!" schimpfte der riesige Moritz, „mörderisch ist's! Keinen Hund jagt man heute vor die Türe!" Ein fernes Kirchlein zitterte ein paar Glockenschläge in die grabstille hügelige Winterlandschaft. „Jetzt sind's sieben Stunden, daß er uns warten läßt!"

„Er wird ja jetzt bald kommen."

„Damit er uns wieder schraubt!" knurrte Dessau; die froststarren Schultern, zur Erwärmung, hin und her reißend. „‚Können Sie schweigen?' wird er fragen, wir werden pflichtschuldigst krähen: ‚Zu Befehl, Majestät!' Worauf er dann wieder mit seinem, das Blut gerinnen machenden Ton spöttisch sagt: ‚Ich auch!' Und wir sind über seine Pläne so klug wie zuvor!" Mit den Fäusten schlug sich der Anhalt Wärme aus dem Leib. „Aber," sagte er mit aufgereizter Genugtuung, „jetzt ist er mit seinem Latein doch am Ende! Nun nützt ihn alles nichts mehr: Jetzt muß er Frieden machen! Jetzt ist die irrsinnige Affäre aus!"

Seydlitz lachte.

„Sie beginnt, Durchlaucht!" Anhalt-Dessau stierte

den jungen Kavallerie-General hochmütig und ängstlich an:

„Sind Sie verrückt!?“

Galant lüftete Seydlitz den riesigen Dreispitz, „Seine Majestät sagt, daß der Narr den Vernünftigen für verrückt hält.“

„General!!?“

„Ich sagte nicht, daß ich Sie für verrückt halte.“ Der Dessauer funkelte Seydlitzens vergnügtes Gesicht drohend an; er fühlte dumpf, daß ihm Seydlitz irgendeine gemeine Parade geschlagen hatte; doch die Entwirrung von Wortsottisen war nicht seine stärkste Seite; er polterte:

„Ihr ahmt schon alle das philosophische Gequatsche des Königs nach! Redet vernünftig! . . . Warum, wieso soll der Krieg jetzt erst — beginnen?“

„Seine Majestät rekognosziert seit gestern am rechten Flügel! Ins Blachfeld hinaus, gegen Groß-Pretschen und Leichnahm! Dort setzt's eine Bataille! Wetten wir? . . .“

Nachdenklich, bei zusammengepreßten Lippen, starrte der Dessau auf Seydlitzens zierlich gepuderte Haarrollen.

„Trotz Wedells Unglück?! . . .“

Seydlitz nickte. „Trotz Wedells Unglück!“

„Dann ist er verrückt!“ schrie Moritz. . . „Und er wird trotzdem,“ sagte Moritz rechthaberisch, „Schlesien zurückgeben müssen; dagegen hilft nichts! Er wird andres dazu verlieren! Er ist auch nur ein Mensch!

Ewig kann der rabiate Knirps nicht gegen den Strom schwimmen!“

„Bisher gewann Seine Majestät siebzehn Schlachten.“

„Die verlorenen zählen Sie wohl nicht?! . . .“

„Sie gingen nur verloren, weil ihn die erkannte Überlegenheit über die gegnerischen Führer zu leichtsinnig gemacht hatte.“

„So?!“ Dessau streckte wild, muskelknackend, den Arm. „Und die Zwickmühle hier? Umzingelt, verseucht, zerhaut?! . . . Ich pariere mit Todesgewißheit: In längstens sechs Wochen schmeißen wir, als Besiegte, in Potsdam die Gamaschenbeine!“ Moritz ballte die mächtige Faust im Stulpen und ließ sie klatschend auf seinen muskelehernen Schenkel prallen. Hoffnungslos, scheu ging sein verbitterter Blick über das Tal, das sie von der umklammernden übermächtigen Koalition der Feinde trennte, die gegenüberliegenden Höhen entlang, die das Lager der kaiserlichen Armee beklemmend bedeckte. „Der schlesische Wahnsinn von Anno 40 rächt sich,“ sagte Moritz. „Es war Tollheit, sein Reich plötzlich, so mir nichts, dir nichts, um ein Drittel zu vergrößern, nur weil er den hirnrissigen, überheblichen Ehrgeiz hatte, ‚Ruhm‘ zu erwerben! . . .“

„Das war's nicht.“

„Was war es denn? . . .“

„Gott,“ sprach Seydlitz leichthin, „ich bin ja kein Studierter, aber ich denke mir, es wird wohl bei den Völkern ebenso sein, wie beim Einzelnen: der steigt auch nur, wenn er die Ellenbogen rührt! Wenn ein

Volk aufwacht, muß es ſich ein Haus bauen; das Holz nimmt deſſen Erbauer aus dem Wald, der ihm zunächſt iſt; das war ihm Schleſien!“ Seydlitz zuckte die Achſel. „Wo gehobelt wird, fliegen Späne; wir hobeln.“

„Seit zwanzig Jahren! . . .“

„Stimmt!“

„Und jetzt iſt da drüben die Polizei und ſperrt den Dieb ein!“

„Er läßt ſich nicht fangen!“

„Was ſoll er denn tun?! Seien Sie doch vernünftig! Er hat ja kein Stück ſeines Landes mehr! Er hat lange genug, unglaublich lange, Seil getanzt!“

„Ihr habt doch auch dem König Treue bis zum Tod geſchworen, Durchlaucht?“

„Wollt Ihr vielleicht behaupten, ich hielte meinen Eid nicht?“

„Sie haben bisher bewieſen, daß Sie Ihres Herrn Vaters echter Sohn ſind.“

„Ich ſähe ja gern einen Ausweg,“ ſagte Deſſau befriedigt, „aber — es gibt keinen! Das Land iſt am Ende! . . . Die gute Mannſchaft iſt tot; Kadetten und Invaliden ſind kein Erſatz; Überläufer und Deſerteure retten Preußen nicht! Das geſchlagene Heer iſt, ſeit Beverns Affäre, völlig entmutigt!“

„Meine Kavallerie iſt nicht entmutigt!“

„Die Infantrie iſt demoraliſiert wie noch nie! Sagt mir einen Ausweg!“

„Der König wird ihn ſchon finden.“

„Mit ſeiner Feder vielleicht?!“

„Scheltet nicht des Königs Fähigkeit! Die Manifeste gegen die feindliche Koalition und die Veröffentlichung der irreführenden Reglements in den Gazetten haben uns bisher sehr geholfen, Durchlaucht! Des Königs fingierte Positionskarten über den Stand unserer Regimenter im Frieden haben den Staat in den ersten Kriegsjahren gerettet! Diese Irreführungen sind voll Geist, wie es ihn bis heute nicht gab! Die versteckten, auf die Leimruten des falschen Schlusses leitenden Angaben über unsere Manöver und die angegebenen neuen Schulungsprinzipien haben die erfahrensten Spione hinters Licht gebracht! Meinen Sie, Durchlaucht, die Großstaaten Europas hassen den König ohne Grund? Sie fürchten ihn! Trotz ihrer Überzahl. Auch heute noch! Verlassen Sie sich darauf! Solange der König lebt, ist er nicht niederzuringen!"

„Federfeldzüge sind eines Monarchen unwürdig!"

„Im Krieg ist jedes Mittel recht, das hilft."

„So?! Also auch das: Das Geld zu fälschen? Auf schlechtes Gold Bildnisse anderer Fürsten prägen zu lassen, damit er Kredit behält und, in der Tatsache bankrott, immer weiter den Krieg zu führen vermag?"

„Jawohl! Laßt mich zu Ende reden!" Mühsam erwürgte Anhalt-Dessau, für ein paar Sekunden, den Widerspruch, der rebellisch aus seinen Gesten und Augen schrie. „Sollte der König," sprach Seydlitz, „wo es um den Bestand Preußens geht, nicht die Erlaubnis haben, willkürliche Einrichtungen, wie das Geld, willkürlicher zu machen? Sie verkennen den König, Durch-

laucht, durchaus! Er ist die Wahrheit und Anständigkeit selbst!"

„Drum hat ihm wohl die ganze Welt den Krieg erklärt? Ruhig! Ich habe Euch auch ausreden lassen! Frankreich, Rußland, Österreich, Polen, das Reich, Schweden, alles, alles ist gegen ihn! Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, warum?"

„Weil sie ihm — neidisch sind."

„Quatsch!"

„Er hat ihnen Preußen zu schnell hochgebracht."

„Nein! Die Großstaaten sind gegen ihn, weil er ein Raubtier ist!"

„Aber, Durchlaucht!"

„Ein Raubtier! Der Königin von Polen hat er das Herz gebrochen! Prinz Wilhelm siecht in der Heimat, seit er ihn verstieß. Vom armen Einsiedel und den andern nicht zu reden! Erinnert Euch doch gefälligst! Über Winterfeldts und Rothenburgs Ende hat er wie ein Kind geweint, und den Schwerin, der damals noch lebte, den hat er, in der gleichen Stunde, wie einen Hund behandelt! Als er aber gefallen war, ließ er ihn dann einbalsamieren und saß stundenlang vor der Leiche. Das Gewissen wacht zu spät auf in ihm. Er hat den Teufel im Leib!"

„Durchlaucht!"

„Fredersdorf erzählte vorhin, gestern in der Frühe, da hat er plötzlich nicht mehr Hand und Fuß zu regen vermocht! Er hat sich dem Schwarzen verschrieben! Das ist's!" Anhalt hob den Kopf. „Ich glaub' schon,"

ſagte er, ſchmerzlich wägend, „daß er dem jetzt gern ausriſſe, aber er iſt ihm verfallen . . .“

„Sie ſind überreizt, Durchlaucht!“

„Nicht ohne Grund,“ ſprach Moritz dumpf, „erſchien die weiße Frau zu Potsdam, ehe wir ausmarſchierten! Nicht umſonſt ſchimmerten nachts die Schloßfenſter blutig! Dagegen, lieber Herr General, dagegen hilft nichts! Gott ſtraft ihn. Er läßt ihn boshaft, hart, tückiſch und verrückt werden! Er erkennt ja ſchon ſelbſt ſein Unrecht, ich ſeh's ihm an, aber er will es noch immer nicht büßend eingeſtehen. Er will noch immer das Gegenteil des Gottgewollten! Hört nur in der Armee herum! Keiner, der nicht berechtigte Klagen über ſeine Unberechenbarkeit und Tyrannei führte. Keiner! Die Kriegsgerichte über Kyau und Baſſewitz waren Juſtizmorde! Spießrutenlaufen und Hängen ſind ihm Alltäglichkeiten. Drum: Wer klug für ſeine Seligkeit iſt, der verläßt ihn!“

„Ihr wollt?“

„Ich kann es nicht!“ ſchrie Deſſau, „ich möchte, aber ich kann nicht, ich bin an ihn gebunden!“

„Sie ſind krank.“

„Wär' ich's!“ knirſchte Moritz, Tränen in den Augen, „dann müßte ich wenigſtens Preußens Unglück nicht mitanſehn! Seydlitz! Warnerey iſt gegangen; Prinz Heinrich iſt gegangen; ſeinen eigenen Schwager, den Herzog von Bevern, hat er geſtern einen ‚Schurken‘ genannt, weil der das Mißgeſchick hatte, eine Ba-

taille zu verlieren ... Das kann Ihnen und mir, das kann jedem passieren!"

„Glorios, zauberhaft, hat er gestern die demoralisierte Bevern-Mannschaft hochgerissen!"

„Hat er seinen Bruder, nach Prag, nicht wie einen Schusterjungen behandelt?"

„Es ist groß von Seiner Majestät, die Verwandtschaft der Geburt nicht als Entschuldigung für Fehler gelten zu lassen!"

„Wie war er mit Prinz Heinrich? Der ein größerer Feldherr ist als er! Oh!" Moritz streckte die Arme. „sein Vater hat schon gewußt, warum er ihm die Thronfolge nehmen wollte! Der hat das Unglück geahnt!" Herrisch nahm Moritz den Seydlitz beim Ärmel. „Wisset Ihr," fragte er, bei glühend anklagendem Blick, der vom ausweglosen Grübeln halbirr war, „daß er jetzt schon — Menschenhändler sucht, um so Rekruten zu werben?! Jawohl! Er reicht Entrepreneurs die Hand, die jeder Gottgläubige weit von sich stößt! Man stellt nicht Verbrecher in eine Armee ein, die siegen soll! Seine Sache ist sündhaft!"

„Aber, Durchlaucht!"

Der Dessauer sprach im Weiterschreiten:

„Die Armee ist ein Kirchhof geworden! Wir fallen wie die Hasen! Keith ist gefallen, Schwerin ist gefallen, Winterfeldt ist gefallen, Wedell ist gefallen, Fouqué liegt im Sterben ... Wir haben keinen Nachwuchs! Er duldet ja niemand neben sich! Er will alles allein machen! Er besiegt sich selbst; Seydlitz, seid

gerecht! Den Laudon da drüben, den hätt' er für ſich haben können! Er hat ihn nicht genommen, trotzdem der ihn, vor Verehrung heulend, drum anflehte — weil ihm deſſen rote Haare nicht zu Geſicht ſtanden! Hadik und Lascy ſind Reitergenerale ohne Beiſpiel . . ." Seydlitz riß den Blick vom Kutſchfenſter der Wagenburg, hinter dem ihn eine ſchöne Bittſtellerin, in tiefer Trauerkleidung, ſeit längerem feſſelte:

„Den Hadik," ſagte Seydlitz heiß, „ſchmeiß' ich auf Eins-Zwei! Und der Lascy hat den Zieten wohl noch blutig im Gedächtnis! Anhalt! Ihr ſeht alles ſchwarz; Ihr trinkt zuviel Bier und liebt nicht die Weiber. Wein und die Fräuleins ſchaffen Frohſinn!"

„Sonſt wißt Ihr mir nichts auf alles zu erwidern?" Seydlitzens Augen kokettierten wieder zum Kutſchenfenſter:

„Was?" fragte Seydlitz leer. „Worauf?"

„Auf meine als gerecht belegten Anklagen!"

Freundlich abbittend ſah Seydlitz den Anhalt-Deſſau an:

„Ich habe den Schluß nicht gehört! Liebe Durchlaucht," ſagte Seydlitz herzlich zu dem verdüſtert in den Abend Starrenden, „was nützt denn alles Reden und Tüfteln? Der König tut für Preußen, was noch keiner tat! Gelingt's ihm, was er ſo heldenhaft kühn unternahm, ſteht Preußen wie nie! Wir ſind ſeine Offiziere und haben zu gehorchen! Mir paßt der König! Ich bin ſtolz, daß ich unter ihm fechten darf. Vergeßt doch endlich, daß er Euren Herrn Vater kalt ſtellte! . . ."

„Donner und Not!" kochte Moritz über, „war's

nicht eine Gemeinheit? Den Mann auf seine alten Tage zu beleidigen, der's allein durchsetzte, daß der kronprinzliche Herr Schlemmer, Galan und Stutzer im Schlafrock, trotz der verdienten schimpflichen Chassierung aus der Armee, seinerzeit, pardoniert und wieder zu Ehren und zur Thronfolge kam? Er ist undankbar wie die Pest!"

„Ihr Herr Vater tat nur seine Pflicht."

„Wieso?" Dessau schwenkte sehr deutlich im Schreiten zur Rechten Seydlitzens, um zu betonen, daß ihm diese Ehrung als Prinzen zukäme. „Was ist das wieder für ein Unsinn?"

„Die verewigte Majestät quälte unsern König bis aufs Blut." Seydlitzens Stimme gerann. „Täte mir das einer, was ihm sein Vater von kleinauf, öffentlich, auch als Offizier antat, ich schösse ihn vor der Front aus dem Sattel! Hat Ihr Herr Vater des verstorbenen Königs Roheit gutgeheißen?"

„Mit einem Wort hätte ihn damals mein Vater verderben können."

„Nur bis Ihres Herrn Vaters Konspirieren mit Wien ans Licht kam!"

Moritz wurde bleich vor Wut:

„Wer hat den eisernen Ladestock erfunden?" fragte er, bei blutunterlaufenen Augen und knatrend geballten Fäusten, „der König? . . ."

„Ihr Vater."

„Wer hat die Infantrie so einexerziert, daß sie gegen die vierfache Übermacht bestand?"

„Der König!“

„Mein Vater hat den Ladeſtock erfunden!“ ſchrie Deſſau. „Mein Vater hat die Infantrie einexerziert . . .“

„Nein!“

„Ja!!“

„Ihr Herr Vater führte bloß, Durchlaucht, des Königs Prinzipien bei der Infantrie praktiſch durch! In Erfüllung ſeiner dienſtlichen Pflicht! Er war nur ein Organ, wenn auch das Hauptorgan, in der neugebauten Heeresmaſchine, die der König ſchuf!“

„Ihr ſeid ja albern!“

„Und Ihr kommt ewig nicht los von der Familien-Eiferſucht, die die kleinen Fürſten gegen den Mächtigen haben.“

„Das verſteht Ihr nicht, Herr Seydlitz!“ ſagte Deſſau ſchroff. „Im übrigen:“ Moritz richtete ſich noch hochmütiger auf, „Öſterreich und Habsburg ſind älter als dieſe Hohenzollern! Drum hielt mein Vater zu Wien! Außerdem hat mein Vater, was Sie hoffentlich nicht beſtreiten, bei Soor und Keſſelsdorf geſiegt! Nicht der König!“

„Als Feldherr des Königs!“

Anhalt-Deſſau blieb ſtehen:

„Sucht Ihr Händel mit mir?!“

„Ich würde Euch gern, und jederzeit, Satisfaktion geben,“ ſagte Seydlitz freundlich, „wenn mich bloß nicht der König, in dieſem Falle, davonjagte; davor habe ich Angſt!“

Vor Anhalt-Deſſaus weiterſchreitenden, wütenden Tritten flog der Schnee.

„Mein Vater hat beim Berliner Triumphzug, als er Schleſien für den König gewonnen hatte, in der zweiten Reihe reiten müſſen!“ blitzte es wieder in Moritz auf. „Und er, er, der er bei Mollwitz ſchmählich Reißaus nahm,“ ſchrie Moritz, „ritt voran! Wie ein — Cäſar! Jeden Huldigungsſchrei nahm er, eitel wie ein Aff', für ſich in Anſpruch!“

„Damals war der König, Durchlaucht, um zwanzig Jahre jünger!“

„Ihr wißt für alles eine Entſchuldigung!“ Unſicher ſtach Moritzens Blick. „Kennt Ihr ihn denn ſo gut?“ fragte er ſcheu. „Er iſt doch gegen uns alle verſchloſſen wie das ſchlechte Prinzip!?“ Seydlitz lächelte. „Ihr kennt ihn auch nicht!“ ſagte Moritz befriedigt aufatmend, als ſei eine Laſt von ſeiner Bruſt genommen. „Ihr kennt ihn auch nicht! Niemand,“ ſetzte er mit bedrückter Tonloſigkeit hinzu, neuerlich grübelnd, „niemand kann irgendwie vorher ſagen, in keinem Fall, was er tut. Niemand kennt ihn. Er quält und ſtreichelt nach Willkür.“ Der Rieſe hängte den Kopf.

„Ein Feldherr und ein König muß Gut und Hart wechſeln, Durchlaucht, wie's not tut.“

Anhalt-Deſſau ſtierte Seydlitz an. „Er hat's Euch doch auch ſchon getrieben, daß Euch das Blut in den Kopf ſchoß?!“

„Das iſt im Krieg nicht zu vermeiden.“

„Und war's im Frieden nicht auch ſo?“

„Das habe ich lange vergeſſen.“

„Das genügt!“

„Es wird finſter.“

Moritz ließ nicht locker: „Ihr nennt das Klugheit?“ ſagte Moritz taſtend, „das, wie er mit uns iſt? Roheit iſt's! Wenn er einen braucht, dann kann er ſüß zu ihm ſein, da darf ihn der Andre ſogar ‚Du‘ nennen; hat er ihn aber genützt, ſchmeißt er ihn cum infamia weg und iſt plötzlich wieder — Gott! Bitte!!“ Heftig hielt Anhalt im Schreiten ein; ein paar Ratsherren, die, an die lehmige Mauer von Friedrichs Quartier gelehnt, den Streit der Generale von der Ferne miterlebten, rückten ängſtlich zur Seite: Fraglos ſtand es ſehr ſchlecht mit Preußen, wenn die hohen Generale ſo ſchrieen! „Was hat er?“ Wütend aufbegehrend ſtieß Moritzens Kopf in die Richtung der frierenden Kameraden, die wortlos und ergeben warteten. „Was hat er doch dem guten, alten Schaf dort, dem Zieten, angetan? Bis aufs Blut hat er ihn gequält; nichts war ihm am Zieten recht; jedem Verleumder hat er gegen den Zieten geglaubt, von oben bis unten hat er ihn ſchikaniert, bis er — ging! Als ihn aber der ſchleſiſche Brocken wieder arg zu würgen anhub, da hat er ihm, mit einem Male, demütig die Würmer aus der Naſe gezogen; da hat er vor ihm — gekrochen: ‚Mein lieber Zieten,‘“ äffte Anhalt-Deſſau den König nach, „‚mein treuer Zieten! Ich brauch' Ihn! Verlaß Er mich nicht! Mein lieber Zieten, ich hab' keinen wie Ihn!‘“ Anhalt machte eine haſtige Bewegung, als wolle er

ſich auf jemanden ſtürzen. „Ich pfeif' Euch was! hätt' ich geſagt!“ ſchrie er. „‚Optime‘!“

„Warum habt Ihr das nicht zum König geſagt?“

Verblüfft, mißtrauiſch und ängſtlich zugleich, ſah der grimme Moritz den Fragenden an.

„Es wäre dazu die beſte Gelegenheit geweſen, Durchlaucht, als der Ruf ins königliche Heerlager an Euch erging!?“

„Weil! Weil,“ wie ein Erſtickender fuchtelte Moritz in der Luft herum. „Weil,“ verzweifelt rollten des Deſſauers Augen, „weil, weil, weil er mich — auch ſchon kirre gemacht hat!“ ſchrie er voll Furcht. „Weil er mit jedem von uns macht, was er will! Weil, weil, weil er mich mit ſeinen verfluchten Augen Tag und Nacht nicht losläßt, weil, weil man ihm — verſchrieben iſt auf Leben, Sterben und Seligkeit, wenn er einen anſieht! Weil er der Teufel iſt!!“ Wild, wie ein weidwunder Stier, brüllte es aus des geknechteten Deſſauers Bruſt, unartikuliert, über Berg und Tal.

Wie eine Bildſäule, wie ein Monument zerſchmetterter Zyklopenkraft ſtand der Rieſe, auf ſeinen geſpreizten, mächtigen Säulenbeinen wankend, die Hämmerfäuſte auf den monſtröſen Bruſtkaſten gepreßt, als wollte er ihn ſich ſelbſt eindrücken, um die laſtende Qual zu enden. „Haltung!“ herrſchte Seydlitz, mit Friedrichs Wort, den entzweigegangenen Prinzen an. „Vergeßt Euch nicht ganz! Die Deputanten geraten durch Euch in Aufruhr! Wenn Ihr noch einmal ſo brüllt,

laſſ' ich Euch ſtehen! Mit Leuten, die dem König undankbar ſind, habe ich nichts zu ſchaffen!"

„Undankbar?" Tränen quollen in Moritzens weit aufgeriſſene Augen. „Undankbar?"

„Ja!"

„Was hab' ich denn von der Rackerei und vom Herz-ums-Maul-hauen all die Jahre gehabt?" Deſſaus Stimme war plötzlich ganz klein. „Generalleutnants ſind andere auch; und der Forçade hat lang' vor mir den ſchwarzen Adler gekriegt . . ."

„Weil Ihr dem König Kolin verkorkt habt!"

„Er hat mir doch die falſchen Weiſungen gegeben!" ſagte Anhalt gemartert. „Auch der Manſtein war unſchuldig! Wie oft ſoll ich Euch das noch ſagen? Er hat geſagt: ‚Rechts attackieren!' und . . ."

„Und Ihr habt den Pandurenbuſch links angegangen!"

„Weil ich in die Flanke Feuer bekam!" ſchrie Deſſau und erſchrak; ſein Blick hatte den wartenden Condé getroffen, die Stimme ſank wieder jäh zuſammen. „Warum errege ich mich?" ſprach Moritz, ſeine Fäuſte zitterten. „Für Leute Eures Schlages hat der König recht, ſo zu ſein, wie er iſt."

„Das ſage ich ja die ganze Zeit."

Seydlitz zog ſeine Meißner Pfeife. Gemächlich ſchlug er Feuer; er ſchmauchte mit großem Genuß in die eiſige Winterluft.

Verbiſſen, düſter, im Innerſten aufgewühlt, maß Anhalt-Deſſau den hartgefrornen Schnee der Straße, der

von Kanonenrädern und Hufen ſchmutzig zerwühlt war. „Warum ſteht die ganze Welt gegen ihn, wenn er im Recht iſt?“

„Weil er ein Genie iſt.“

„Quatſch!“

„Ja!“

„Ganz Europa ſollte im Unrecht ſein? . . .“

„Die Mitlebenden haſſen ſtets das Große, das die Zeiten nach ihnen bewundern.“ Seydlitz zuckte gleichgültig die Achſeln: „Das iſt ſo! Kommt!“ Fürſorglich nahm Seydlitz den Pallaſch hoch, um nicht mit den mächtigen Kanonenſtiefeln drüber zu ſtolpern. „Schauen wir, was der König macht!“ Seydlitz ſpähte für einen Augenblick zum Königlichen Quartier: „Wenn Seine Majeſtät alle Deputationen heute noch abfertigen will, wird's Nacht!“ Seydlitz atmete tief, voll Bewunderung und Mitgefühl. „Ich bin froh, daß ich nicht der König bin! Kommt Ihr nicht mit, Durchlaucht?“

„Ich erblicke ihn noch früh genug!“

„Seht doch!“ Gerührt umfaßte Seydlitz Anhalts ſtützig widerſtrebenden Ellenbogen. „Wie getreulich der Condé auf ihn wartet!“ Friedrichs Fliegenſchimmel äugte neugierig durch Fouqués eisblumiges Fenſter. „Glaubt mir, Herr Moritz, wen ein edles Roß ſo liebt, der iſt patent! Au revoir; ich gehe in ſeine Nähe!“

Verſtockt ſchritt der Deſſauer zum Kreis der Wartenden, der ihm unruhig und ſcheu entgegenſah.

„Herr Fredersdorf,“ rief Moritz herriſch des Königs Kammerherrn an, der, bedächtig frierend, dünn wie eine

Eidechſe, in der Haustüre nach Friedrich ausſpähte, „iſt's wahr, daß die Verwundeten heute nacht nach rückwärts abgekarrt werden ſollen?“ Fredersdorfs verſchloſſener Blick ſenkte ſich; er ſagte höflich abweiſend, die Spinnenbeine geſchloſſen, die bartloſen, ſchmalen Lippen kaum bewegend:

„Des Königs Befehl lautet, Durchlaucht: ‚Meine Zivilbeamten haben abſolutement keine Geſpräche mit den Herren Militärs zu führen‘!“

Heftig, ein grobes Schimpfwort mühſam verſchluckend, drehte ſich Anhalt-Deſſau zu einem alten General, der ſonderbare, ausgezirkelte Sprünge im Schnee machte. „Was treibt Ihr für Faxen, Zieten?“

Mit peinlicher Wichtigkeit beendete der unterſetzte Huſar ſeine Bocksprünge an der Hausmauer. Das Tigerfell auf ſeinen Schultern flatterte, der überladene Goldzierat ſeiner Rüſtung klang. Gütig lächelnd hielt er dann inne; die waſſerhellen Augen im verwitterten Runzelgeſicht ſahen froh wie bei einem Kind: „Ich hüpf' mir die Kälte heraus!“ Behaglich bewegte Zieten die warmgewordenen Zehen im Stiefel; mit langſamer Bewegung ſtrich Zieten den Schnauzbart, an dem Eis hing; er gab ſeiner kecken Stumpfnaſe, die vom Froſt rot war, einige ermunternde und erwärmende Klapſe. „Wie gehaben ſich Durchlaucht?“

„Was erzählten die zwei Bauern aus Maxen?“

„Das verlogene Kroppzeug erzählt allerlei, wenn man's fragt,“ ſagte Zieten unintereſſiert, „ich habe mir's nicht gemerkt.“

„Die Bauern ſagten, Durchlaucht,“ ſprach ein Oberſt unter den Wartenden, „ſie hätten ganze Regimenter blauer Soldaten, ohne Waffen, hinter Diebſch, marſchieren ſehen!“

„Finck hat kapituliert!“ ſprach Deſſau mit Wolluſt, „verlaßt Euch darauf!“

„Herr Kamerad,“ verwies Zieten, haſtig und beſorgt trat er näher, „Ihr dürft Eure Privatmeinungen nicht derart laut werden laſſen!“

„Wenn es die Wahrheit iſt?!... Seydlitz!“ rief Deſſau ſchadenfroh durch die ſchnell gehöhlte Hand. „Seydlitz!“

„Er iſt ſchon zu weit, Durchlaucht; er hört Sie nicht!“

„Zieten,“ ſagte Moritz, den alten Huſaren krampfhaft an der Verſchnürung ſeiner roten Jacke faſſend, daß ihn der verwundert und väterlich ſorgenvoll anſah, „der Finck hat's gewußt! ‚Ich bin verloren!‘ ſagte er, als er abzog; die Weiſung Seiner Majeſtät war verfehlt!“

„Warum hat Eure Durchlaucht, wenn Sie das wußte, nicht offenherzig zur Majeſtät in dieſem Sinne geſprochen, ſolange es Zeit war?“

„Daß er mich wieder anſchreit?!“

„Das hätte Sie nicht bekümmern dürfen, Durchlaucht; übrigens: Seine Majeſtät hört alles, was dem Wohl des Landes gilt, ruhig an.“

„Dieſe Erfahrung habe ich noch nie gemacht!“

Zieten drehte ſich traurig zum Oberſt, der früher geſprochen hatte. „Derſchau,“ ſagte er, „erhielt Seine Majeſtät ſchon die Meldung über die Maxener Affäre?“

„Oppen will damit noch zuwarten,“ ſprach Derſchau.

„Es iſt, von Überläufern, auch ein gegenteiliges Gerücht da!“

„Überläufer lügen immer!“ ſprach Anhalt-Deſſau barſch; ſein dem Hauſe zugewendetes Antlitz grinſte.

Aus Friedrichs Stube klang Rezitieren.

„Der Schwyzer Vorleſer übt die Poeſie für den König!“

Klirrend rumpelten ſchwere Geſchütze und Munitionsſchlitten von rechts ins Dorf.

„Das ſind die Kanonen, die heute vormittag rückwärts, durch eine Stunde ſcharf ſchießen mußten!“ ſagte ein Offizier.

„Wofür?“

Sie zuckten alle, nichtswiſſend, die Achſeln.

„Wir werden zuviel Munition haben!“ ſpottete Moritz.

„Es wird wieder eine Liſt ſein.“

Finſter blickte Moritz den Kanonen nach.

„Finck hatte unſere halbe Artillerie bei ſich!“ ſagte er, „jetzt kann der König keine Schlacht mehr wagen!“ Schweigend und ſorgenvoll ſahen die Offiziere zu Boden; die Deputanten ſtöhnten auf.

Herr von Catt präparierte in Friedrichs Stube unbekümmert weiter.

„Warum hat der König nie Anſchluß bei uns geſucht?“ ſagte Moritz, „wir ſind doch auch Menſchen! Wenn wir auch nicht jeden Tag friſche Manſchetten haben, wie der ſchleicheriſche Stubenhocker da drinnen!“ Eiferſüchtig ſtreifte des Deſſauers unſteter Blick Friedrichs kleines Fenſter. „Warum wirft er ſich an jeden Tintenlakaien weg?“

Niemand antwortete.

Reglos und wortlos ſtand die wartende Schar.

Entmutigend drückte der niedere Schneehimmel auf die Landſchaft. Ängſtlich ſtarrte das freigewehte Grün der Tannen aus dem weißen Tal herauf, in dem, zarte Schleier wehend, der Abendnebel erwachte. Lautlos ſchwang ſich die weiße Weite, hügelab, hügelauf, in die Unendlichkeit.

In der Dämmerung kaum mehr erkennbar, ragte rechts der Ruinenberg. Der Kaiſerlichen uneinnehmbarer Flügelhalt.

Dünn begann wieder irgendwo eine ferne Kirchenglocke zu jammern; ſie rief zur Einkehr und ſchrillte von Tod und Vernichtung.

Hunde bellten in der froſtſtillen Weite; voll hilfloſer Verzweiflung.

Wie anmaßliches Spielzeug waren auf der Berglehne gegenüber, als kleine Pünktchen, die kaiſerlichen Vorpoſten ſichtbar. Ein Schuß krachte.

„Sie ſchießen ihren Abendbraten!“

„Die haben genug Pulver!“

„Trotzdem ſie's nicht erfanden!“

Wachtfeuer lohten auf.

Bald da, bald dort.

Verweht, von der Weite verſchluckt, klangen aus den Dörfern, die Hügelketten entlang, Soldatenlieder. Von Freund und Feind.

„Solange das Maxener Gerücht nicht einwandfrei beſtätigt iſt,“ beendete Zieten das düſtere Schweigen

der Offiziere, „iſt es beſſer, den hohen Herrn damit nicht unnütz aufzuregen.“ Nachdenklich ſtrich ſich Zieten die kaum verharſchte Stirnwunde vom Hochkircher Überfall. „Ich bitte Sie drum, meine Herren!“ Sie nickten. Anhalt-Deſſau ſah ſcharf zur Dorfſtraße.

„Was kommt da?“

Ein ſchnauzbärtiger, dicker Grenadier eskortierte einen Bauer, eine Jammergeſtalt heran.

„Was willſt du hier?“ fuhr Anhalt herriſch auf den Soldaten los. „Weißt du nicht, daß der gemeine Mann hier nichts zu ſuchen hat?“

Der Soldat, mit der hohen Blechmütze und dem luſtroten Antlitz, präſentierte ſein Gewehr, daß der Lauf krachte und der plumpe Zopf flog. „Königlicher Befehl!“ ſprach er; Anhalt-Deſſau ſchwieg. Verächtlich muſterte er den Bauer, der zitternd vor ihm auf die Kniee fiel, die vom ſtruppigen Kopf geriſſene Haſenfellhaube in den flehenden, hornhäutigen Händen:

„Muß ich hangen, Herr General?“

„Was hat Er getan, Grenadier?“

„Niſcht, Durchlaucht!“

„Warum bringſt du ihn dann her?“

„Der Fritze hat ihn unterwegs aufjegabelt und zu mir jebracht. Jawoll! Mir hat er bei der Kapelle vor Leichnahm mitjenommen!“ Der Soldat räkelte ſich. „Wir ſind nämlich alte Bekannte! Wir haben wieder die Bevernſchen Helden viſitiert. Dreie haben wir Spießruten laufen laſſen, dann hat der Fritze eine Anſprache je-

halten, die ſich arg jewaſchen hat, und jetzt ſind wir da! Wo ſteckt denn Seine Majeſtät, Durchlaucht?“

„Was ſagte — der König zur Bevern-Mannſchaft?“

Haſtig, ſich gegenſeitig vielſagend anſtoßend, die Köpfe vorgeſtreckt, traten die Offiziere näher.

„Erzähl'!“

„Seine Majeſtät haben jedonnert, daß der Kirchturm jewackelt hat.“

„Wer hat das Kommando über die Bevernſchen gekriegt?“

„Det iſt nich von meinem Wiſſen!“

„Bei wem ſtieg Seine Majeſtät ab?“

„Beim Herrn Obriſt von Lehmann, im Krug!“

„Alſo der Lehmann!“

„An dem hat er ſchon lange den Narren gefreſſen!“

„War er lang' dort?“

„Eine Stunde oder ſo; bis eben der Proviant verteilt war.“

„Der Proviant iſt verteilt — worden?“

Die Offiziere drängten noch näher; ſie ſahen ſich unruhig an:

„Was heißt das?“

„Det weeß ich nich!“

„Halt dein Maul!“

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

„Wie heißt du?“

„Ich muß det Maul halten!“

„Wie du heißt?“ ſchrie Moritz.

„Sie kennen mir nich, Durchlaucht?“

„Willſt du Prügel?“

„Nee, Durchlaucht.“

„Wie heißt du, mein Sohn?“ fragte Zieten.

„Ick bin doch der Damian Mampe vom Rejiment Beneckendorff!“

„Ihr ſeid jetzt *rechts*?“

„Du haſt doch einen Rock von Forçade an!“

„Wir haben heut' nacht de Kulör jewechſelt.“

Die Offiziere ſahen ſich wieder an; ſie ſchüttelten die Köpfe.

„Alle?“

„Verſteht ſich! Det janze Rejiment.“

„Seit *wann* ſeid ihr rechts?“

„Seit jeſtern nacht um zwei.“

Sie ſchüttelten wieder, jetzt völlig in der Irre, die Köpfe.

„Erzähl' weiter!“

„Wie war das mit der Proviantverteilung?“

„Der Herr Major von Kleiſt iſt rausjekommen und hat alles, was noch Freßbares da war, viel war's nich, bloß Branntwein, Brot und Bier, verteilen laſſen.“ Mampe ſchmunzelte. „Det hätten die Herren ſehen ſollen, wie det Schelmenvolk drüber herfiel! Sie haben ja ooch ſeit Wochen nur Sauerkohl in Leinöl jefreſſen und Haarpuder in Waſſer verrührt!“ Mampe lachte mitleidig und in befriedigender Erinnerung.

„Weiter!“

„Der König hat dann eene Parade abjenommen und den Befehl jegeben, daß *jeder* toutemang füſiliert wird, der ſagt, daß unſere Affären übel ausjehen

könnten. Da hat er mich janz aus der Seele jeredet! Richtig: Den Franzmann, der unsern Obrist jestern mit dem Schießholz attentiert hat, hat er pardoniert! Jawoll! Dann sind wir weg. Unterwegs ist Herr von Oppen anjepretscht jekommen und hat dem Fritze wat zujeflüstert; dann sind beede in Karriere davon."

„Das war die Hiobsnachricht vom Überfall auf Wedell!" sagte Anhalt-Dessau; ernst zustimmend nickten die gepuderten Köpfe.

„Nee," sagte Mampe. „Det war's nich! Bei Herrn Wedells Leiche hat er schon verweilt jehabt; auch im Lazarett bei seinen Purschen war er schon jewesen." Mampe gab dem Bauer, der verzweifelt um sich stierte, einen Stoß, daß er fast vornüber fiel: „Steh' jerade! Er wird dir nich fressen! Schauen die Herren det Menschenskind an! De Schlasier sind nischt wert; ob's dafür steht, für die so mächtig zu bataillieren?! Er hat mir schon zweimal in die Hosen hofiert!"

„Weißt du nicht, mein Sohn," sprach Zieten ernst, „daß der König das Leuteschinden verboten hat?"

„Doch, Herr Jenerall; sehr streng sojar!"

„Also!"

Die Offiziere sprachen: „Wer versteht das alles?"

„Ich nicht!"

„Dort kommt Wobersnow!"

Auf müdem Pferd polterte ein Reiter heran; hastig ging ihm Anhalt-Dessau entgegen.

„Was ist los?"

Wobersnow neigte sich aus dem Sattel und sagte leise:

„Kommt ſeitab!“

„Was gibt's?“

„Ich komme vom linken Flügel, vom Major von der Goltz!“ Fragend riß der Deſſau die Augen auf. „Er muß, binnen vier Stunden, alle Geſchütze in die Stellung vor Groß-Pretſchen einbauen!“

Anhalt-Deſſau biß ſich auf die Unterlippe.

Ernſt nickte Wobersnow: „Er ſchlägt!“

„Es iſt Wahnſinn!“

Wobersnow zuckte reſigniert die Achſeln. „Dort, wo uns jetzt die Kanonen mangeln,“ ſagte er, „ſoll die Schwächung für Spione und feindliche Fernrohre mit dunkeln — Baumſtämmen, auf Rädern, maskiert werden! Habt Ihr ſchon ſo etwas gehört?“ Scheu ſpähte Wobersnow zu Friedrichs Quartier. „Wo iſt er?“

„Noch immer beim Fouqué!“ ſagte Moritz wegwerfend. „Sie werden ſich wieder abküſſen!“

Haſtig, als überfiele ihn jähe Angſt, griff der Adjutant die Zügel hoch. „Ich muß zum Bismarck,“ ſagte er unruhig, „der muß ſofort zehn Schwadronen ‚in deutlich ſichtbarer Rückzugsformation, nachläſſig verſchleiert, in abgebrochenen Zügen‘ über den Ketzerbruch ziehen, um dann, ‚von den Hügeln gedeckt‘, nach Pretſchen zu reiten, wo er auf General von Zieten zu warten hat!“ Wobersnows Antlitz ſah den Deſſau vielſagend an: „Der Zieten nahm heute vormittags das Abendmahl! Der Fuchs weiß was! Sagen Sie aber dem Zieten nichts, Durchlaucht! Nichts, daß Sie das von den zehn Schwadronen wiſſen! Gott befoh-

len! Haltet reinen Mund, Durchlaucht," bat des Adjutanten Bronzeangeſicht noch einmal, mit ſcheuer Eindringlichkeit, „ſonſt kaſſiert er mich!" Wobersnow gab dem ſchweren Braunen die Sporen und galoppierte, die Generale vor dem Hauſe ſalutierend, der Dorfzeile zu.

„Ihr habt ja vom Prinzen von Braunſchweig zehn Schwadronen zugeteilt bekommen?" ſagte Moritz zu Zieten und runzelte die Brauen. „Was ſagt Ihr dazu?"

„Höret zu, Durchlaucht!" Daniel Mampe war mit einem Unteroffizier, der auch des Königs harrte, in einen heftigen, ſchreienden Disput verſtrickt:

„Keen Menſch, ooch der König nich, is feſte," ſchrie Mampe, „det hat unſer Hauptmann, der wat ſtudiert hat, feſtjeſtellt, und Wunder jibt's ooch keene!"

„Mit eegenen Oogen hab' ick doch jeſehen," begehrte der andere Schnauzbart auf, erregt am Bandelier zerrend, „in der verpfuſchten Bataille, in der unſer Schnaps alle ging, daß dem Fritze die Kugeln nur ſo toutemang aus dem Rock fielen, wie det queckerne Silber auf ſtaubigen Boden fallt, wenn du een Thermometer zertuſt. Er iſt man feſte! Bei der jroßen Retirade vor dem ruſſiſchen Aſiatenvolk, als der Steffen im Sumpf verreckte, is doch ooch, mit eenem Male, een Heiligenſchein um ihn rumjeſtanden.

„De Sonn' is aus de Wolken jekrabbelt!"

„Nee! Er kann nich frieren und nich röſten! Iſt nich ooch dem Panduren, als er auf ihn hinhielt, de Kugel aus dem Lauf jekullert? Det hab' ick ſelbſten jeſehen!"

Mampe ſchlug abſchließend auf ſeine volle Patronen-

taſche und den leeren Brotbeutel, er lehnte ſich auf ſein klotziges Gewehr und zwinkerte gutgelaunt Zieten zu: „De Bildung iſt eene ſeltene Jabe, Herr Jeneral! Wat?“

Unſicher lächelten Friedrichs Offiziere.

Anhalt-Deſſau ſah zu Seydlitz, der wie angefroren vor Fouqués Fenſter ſtand; Anhalt-Deſſau nahm den Degen quer übers Geſäß; aufbegehrend ſchritt er zu Fouqués Fenſter.

Die Nacht ſank.

Friedrich ſaß gebeugt vor des ſchwerverwundeten Generals Bett:

„Mein lieber Fouqué,“ ſagte Friedrich abſchließend, das hagere, geiſtvolle Geſicht, deſſen raſſiges Profil eine gerade Linie zeigte, kühn und klar im Schein einer Unſchlittkerze, die in einer Flaſche ſteckte, vorgeſtellt, „all das Herumgerede und Miesmachen nutzt nichts! Die Seiten des umklammernden Feinde-Dreiecks, in dem ich ſeit Wochen ſitze, rücken jetzt zuſammen, um mir droſſelnd den Garaus zu machen; ich muß morgen raſch die eine Seite zerbrechen, das kann noch meine Rettung ſein, ſonſt bin ich perdu!“ Teilnehmend ſah er Fouqués bang beſorgte Augen. Friedrichs kleiner, ſchmaler Mund, mit den ſtrengen, vorzeitigen Greiſenfalten zu beiden Seiten, fragte intereſſiert: „Hat Er ſchon gehört, daß Finck reüſſiert hat?“ Friedrich zog die Doſe aus der Hoſentaſche; er ſchnupfte trotzig. „Famos reüſſiert!“

Fouqué ſchüttelte traurig, vom König ungeſehen doch gefühlt, den dick verbundenen Graukopf; er ließ ſich kein

Theater vormachen: auf Friedrichs Wangen ſtanden verräteriſche rote Flecke; Friedrichs nervöſe Finger nahmen haſtig, um ſich zu beſchäftigen, eine zweite Priſe. Das verriet Fouqué die Wahrheit: Ich fürchte alles!

„Die Ruſſen ſind mir allerdings ſehr nahe! Vederemo!“ Die Doſe klappte zu. Friedrichs knochige, ſchmale Hand ſchob die Emaildoſe in die Hoſentaſche zurück; überlegend ſah er, für einen Augenblick, vor ſich nieder; die Muskeln ſprangen in eiſerner Willenskraft auf dem eingefallenen Antlitz vor. „Hätt' mich jetzt mein geliebter Herr Bruder nicht im Stich gelaſſen,“ ſprach Friedrich, bärbeißig lächelnd, „ſtünd's allerdings noch beſſer um mich!“ Spöttiſch ſah Friedrich auf: „Das heißt die Kanaille ‚Bruderliebe'!“ Friedrich lächelte Fouqué verbittert an. „Ich bin froh,“ ſagte Friedrich, „daß mein geliebter Bruder Heinrich wenigſtens nicht wie die andern gegen mich zieht! Wie mein verehrter Herr Schwager! Die Königin und ihr Hof amüſieren ſich!“ Zornig ſtierte Friedrich vor ſich nieder. „Es iſt alles in ſchönſter Ordnung!“

„Iſt es wahr?“ flüſterte Fouqué mit großer Anſtrengung, den zerſchmetterten Unterkiefer bewegend, was ihm Höllenqualen ſchuf; er wußte nun, daß Finck verloren war, „daß die Rekruten, der Erſatz, mit Wedell, in einen — Hinterhalt gerieten? Daß er und alle — niedergemacht ſind?“

Friedrich ſah in ſeines Freundes treuen Augen ſchädliche Beſorgnis ſchwelen; mit aller Kraft ſuchte ſich Fouqué aufzurichten, der Verband zitterte. Beruhigend

lächelten die großen Königsaugen unter dem verwaſchenen Dreiſpitz.

„Nein, Fouqué," ſagte Friedrich, „das vom Wedell iſt gottlob nicht wahr! Wer Ihm das erzählte, der hat Ihm einen Bären aufgebunden! Solange ſich Glatz hält, kann mir überhaupt nichts geſchehen. Bankerottiere ich morgen, ſo werfe ich mich in die Feſtung. Nicht? Im anderen Fall, den ich als ſicher annehme, alſo, wenn ich ſiege, was feſtſteht, gehe ich ſofort auf die Ruſſen, ehe die Franzoſen heran ſind."

„Und die Schweden . . ."

„Meine Frau Schweſter?" Friedrich lachte. „Pah! Leg' Er ſich zurück, Fouqué, und kümmere Er ſich jetzt nicht ſoviel um das lauſige Zeugs! Laß Er die Schweden doch ruhig in Preußen ihre Manövers abhalten, wenn's ihnen daheim zu langweilig iſt! Wo ein Pelz iſt, ſind Motten! Denk' Er lieber an Seine Wiederherſtellung; die iſt mir wichtiger als ganz Schweden!" Friedrich erhob ſich; ſorgſam ſchob er dem Kranken die Polſter zurecht; er nickte Fouqué ermunternd zu: „Verlaß Er ſich nur auf mich!"

„Sie ſtehen morgen . . . gegen . . . vierfache . . . Übermacht!"

„Das bin ich doch gewöhnt! Das iſt nicht anders." Friedrich nickte Fouqué lächelnd zu. „Ich werde morgen die Herren zwacken, daß ſie nicht wiſſen, wo ſie ſich zuerſt kratzen ſollen. Ich warte ſchon lange auf den Spaß!"

„Sie ſind zu ſchwach, Majeſtät!"

„Papperlapapp! Wenn ich zuwarte, wird das Ge-

ſindel nicht weniger.“ Flehend ſah Fouqué den König an; er kannte dieſen befohlenen, fahrigen Ton in Friedrichs Stimme. „Was?“ Lauſchend neigte ſich Friedrich zu dem mühſam Flüſternden.

Friedrich richtete ſich auf:

„Nein!“ ſagte er beſtimmt, „daraus wird, Ritter sans peur et sans reproche, auf keinen Fall etwas! Nicht dran zu denken! Ihr könntet hier ſchöne Geſchichten erleben! Laß Er ſich jetzt nur brav ins Hinterland fahren und halte Er ſich mir dort wacker an Seine Mixturen! Er hat jetzt nur die Pflicht, ſich mir zu erhalten; das iſt für die nächſte Zeit Sein Armeebefehl!“ Gütig lächelte Friedrich Fouqués Angſt an: „Was hat Er denn? Sei Er doch vernünftig! Wer ſollte mich denn jetzt daheim lieb haben, wenn nicht Er? Seid unbeſorgt! Ich mach' keine Dummheiten!“ Friedrich hob den Zeigefinger. „‚Erſt wenn die Hoffnung ganz zerrann, bewährt ſich der Mann!‘ Alles kommt, wie es kommen muß!“ oder anders! dachte Friedrich ingrimmig. „Nichts iſt ſo ſchön, wie man's gern hätte,“ ſagte er laut, „doch: nichts iſt ſo ſchwer, Fouqué, und ſo ſchrecklich, wie man's befürchtet! Fortuna iſt ein Weib! Hat Er denn ſchon ſo wenig Vertrauen zu mir, daß Er meint, ich könnte ſo was nicht mehr auf den Rücken zwingen? Er will mich doch nicht unſicher machen?“ ſagte Friedrich vorwurfsvoll; er ſchwieg.

Abendſignale erklangen vorm Fenſter: Zum Gebet! Ehrfürchtig nahm Fouqués Burſche die Blechmütze ab.

„Sehe Er mir bloß zu, Fouqué," ſagte Friedrich, der ſich heute vom Freunde ſchwer trennen konnte, was Fouqué mit tiefem Mitleid bemerkte, „daß Er mir bald wieder geſund wird! Für die Freude, die Seine Geneſung beſchleunigt, ich kenne Ihn ja! werde ich ſorgen!" Sarkaſtiſch ſah Friedrich zum Schemel nieder, auf dem er geſeſſen hatte. „Jetzt hab' ich Ihm glücklich Seine ganze Uniform zerdrückt!" Friedrich klopfte Fouqué die Hand; er hielt des Freundes qualvollen Blick nicht mehr aus; es war Zeit, zu gehen! „Auf frohes Wiederſehen, Fouqué!" Bei gewaltſam entwölktem Geſicht winkte Friedrich dem Freunde zu; ſein Blick flog in die finſter gewordene Dorfſtraße; eilig zog Friedrich die naſſen, durchlöcherten Handſchuhe an. Langſam, ſegnend ſchrieb Fouqués ſchöne Hand das Zeichen des Kreuzes in die Luft; ſie ſank zurück und lag ſtarr und weiß, wie ihr Abguß zu Rheinsberg in des Königs ferner Bibliothek. „Kerl!" ſagte der König, zum rieſenhaften Bedienten an der Tür aufſehend, die Hand auf dem Adlerorden, unter dem ſein Herz ſchlug; er maß den Soldaten von oben bis unten, daß dem heiß und kalt wurde. „Sieh mir gut auf deinen General! Es wird nicht dein Schade ſein! — Adieu! mein Fouqué!" Friedrich ſenkte den Kopf; es ſchien Fouqué, daß der König noch etwas ſagen wollte, doch Friedrich wendete ſich heftig, daß die ſilbernen Achſelſchnüre ſeines viel zu weiten Rockes flatterten, er griff nach dem Türriegel und ging.

Zieten-Huſaren johlten um ein Lagerfeuer. Einer hatte ein Reifrockgeſtell umgebunden und ſchwenkte jauchzend

eine erbeutete Allongeperücke. In einem geblümten Schlafrock, unter dem grotesk die derben Sporenstiefel vorsahen, tanzte ein anderer, mit rohem Gesicht, patschend, einen wilden, plumpen Wirbel, daß der wüste Zopf flog. Mit derber Koketterie, eine gelbe Weiberhaube auf dem struppigen Kopf, drehte sich anstößig ein Seydlitz-Kürassier vor dem erbeuteten Handspiegel, den seine Linke hielt, dieweil die Rechte heftig einen Fächer, im schallenden Jubel der Kameraden, handhabte.

Spreizbeinig stand Seydlitz, mit dem Rücken gegen Friedrich, auf seinen Hieber gelehnt; er lachte, was das Zeug hielt. Psalmieren klang aus einem dunkeln Fenster, dessen Scheiben zertrümmert waren, bibelfestes Gebet und Spottgesang. Ein verschmarrtes, aufgedunsenes Säufergesicht, über herausgeblähtem Bauch, grinste, eine gestikulierende Hand gab würdevoll den Umsitzenden den Segen: „Dieweil der Fritz ein Ketzer ist . . .“

Eine rumpelige, schon lange in Pension gewesene Kutsche fuhr, von abgerackerten Knochenpferden gezogen, vor: für Fouqué! Feinhauchig lag der Feuerschein brennender Dörfer am dunkeln Himmel; der Wind wirbelte Schnee in die Lagerfeuer.

Gestank verbrannten Heues und Getreides füllte die kalte Luft.

Schnarchen erklang; die Melodie der Müdigkeit. „Marsch, marsch!“ schrie, mit gewürgtem Gellen, eine Stimme irgendwo aus unruhigem Traum. „Sie fliehen! Feuer! Feuer! . . .“

Prüfend ſog Friedrich die verpeſtete Luft ein: Geruch gebratenen Pferdefleiſches kam vom Lagerfeuer vor der zerſchoſſenen Schule! Schnell und ſtreng trat Friedrich hinzu:

„Freßt ihr vielleicht ſchon meine Kavallerie?“

Sie ſprangen auf.

„Der Gaul iſt von drüben, Majeſtät! Wir ſchoſſen einen Württemberger Plänkler ab!“

„Gebt mir einen Biſſen Brot!“

„Da, Majeſtät!“

„Von mir auch, Herr König!“

„Danke! Ich habe mit dem Stück genug! Es iſt mir das ſchon zu groß! Danke! Gute Nacht, Kinders.“

„Gute Nacht, Fritz! . . .“

„Schlafen Sie jut, Herr König!“

Friedrichs Mundwinkel zuckte ſpöttiſch auf. „Ich leg' mich jetzt gleich ins Bett,“ rief er zurück.

Sie ſahen ſich fragend an und ſtarrten ihm, betreten und wortlos, nach.

„Er ſieht ſchlecht aus!“ ſagte einer. „Sein Bruſtübel nimmt zu,“ ſprach ein andrer.

„Wir ſind hin!“

„Kotz dich an!“

Friedrichs Augen ſahen, ſcharf und ſtechend, zu ſeinem Quartier; er biß haſtig, im Gehen, große Biſſen vom Brotſchnitt.

Funkige Garben ſprühten neben Friedrich; die Regimentsfouragiere ſchliffen ſtumpfgewordene Waffen. Der Stahl ſchrie und kreiſchte. Raſch ſchritt Friedrich. Condé

lief nach. Als er die ſamtene Schnauze ſchmeichelnd an Friedrich ſtieß, erhielt er den Reſt des Brotes. Prüfend ſchmatzte Friedrich: Gott ſei Dank: der Brand- und Leichengeruch in meinem Munde iſt getilgt!

„Er kommt!“

Die Offiziere fuhren in honette Haltung, wie Schutz ſuchend, drängte ſich alles, Militär und Zivil, aneinander. Die Kappen und die Hüte flogen von den Köpfen: Friedrich hielt vor den Wartenden.

„Stabsoffiziers!“ ſprach Friedrich, die ganze Schar feſt im Blick: ſie machten ja recht erfreulich deſolate Viſagen! „Ich habe Ihnen nichts Neues zu ſagen!“ Friedrichs Kopfwendung unterſtützte ſeinen Befehl: „Kommen Sie aber doch etwas abſeits!“ Sie gehorchten eilig, alle Blicke waren ſcheu und erwartungsvoll in ſeinem Antlitz. Friedrich drehte den Kopf; er fragte gleichgültig: „Vom General Finck iſt wohl noch keine Meldung da?“

„Nein, Eure Majeſtät,“ ſagte Zieten. Mit mächtigen Sätzen flog Seydlitz heran. Mit den Augen zwinkernd, trat Friedrich, ihm Platz machend, zur Seite: Friedrichs Nerven vibrierten. „Zur Stelle, Majeſtät!“ meldete ſich unbekümmert Seydlitz. Eng und atemlos umſtanden die Offiziere den König. Leiſe und eindringlich ſprach Friedrich:

„Es gilt! Halten Sie Ihre Leute die Nacht über in den Kleidern und unter den Waffen! Seydlitz, Eure Reiterei ſattelt nicht ab! Kommen Sie noch näher!“ Sie umdrängten ihn wie ein Wall. „Die Höhe der

Verluſte, der bisherigen und der kommenden, iſt ſtrengſtens geheim zu halten!“ ſprach Friedrich nachdrücklich, mit durchbohrendem Blick, zwingend und befehlend in ihre ſtarren, ergebenen Augen ſehend. „Alle Fouragierzüge, die noch draußen ſind, ſind ſofortigſt ins Lager zu beordnen. Die Schwachmaroden werden für morgen in ihre Regimenter eingeſtellt! Wer irgendwie renitent iſt, hängt; Offizier und Mann! Sie gehen heute nacht fleißig bei Ihren Leuten rundum; ſprechen Sie vernünftig zu ihnen! Behandeln Sie ſie heute einmal durchaus ſo, als wären ſie alle das, was wir von ihnen wollen: Helden! Bereiten Sie den gemeinen Mann, der im Minus leicht alles Plus vergißt, auf die Dinge vor, die kommen! Vergeſſen Sie dabei nie, daß der gemeine Soldat die größten Laſten des Krieges trägt!“ Zieten nickte beiſtimmend; Friedrich ärgerte ſich über den Widerſpruch zwiſchen Müſſen und Fühlen, den ſein letzter Satz neuerlich vor ihm aufriß; Zietens Geſicht war die Gelaſſenheit ſelbſt. Woher nimmt der Alte ſein zufriedenes, geruhſames Geſicht in dieſem Hundewirrwarr? dachte Friedrich. „Sonſt,“ die im Kreiſe angeſpannt lauſchenden Dreiſpitze hoben ſich neuerlich; der König ſprach nun laut, fürs Zivil! „Halten Sie ſich ſtets meiner weiteren Befehle gewärtig; es ſteht gut!“ Wieder nickte Zieten beiſtimmend, als ſei Friedrichs Wort Gottes Wort, unvermittelt brach Friedrich gegen Zieten aus:

„Hat Er ſein Abendbrot, das Fleiſch und Blut ſeines ‚göttlichen Herrn‘, ſo gut verdaut, daß Er ewig grinſt?“

Der Menſchenring erſtarrte. Friedrichs Geſicht ver-

zerrte ſich; die Rede, die ſeine Innenſtimmung ſcheußlich verriet, war nicht mehr zurückzunehmen! Jähe Röte ſtieg in Zietens verwelkte Züge. Seine Reiterfigur ſtraffte ſich. Seine Fauſt umpreßte den Säbelgriff. Zietens ſtumpfes Geſicht hatte plötzlich die Energie der Schlacht:

„Majeſtät," ſagte Zieten feſt und laut; ſein Blick in des Königs Antlitz war Erz. „Sie können fürs Vaterland und auch ſonſt über meinen Kopf verfügen; wie Sie wollen. Doch es iſt doch noch jemand über Ihnen! In Gottes Namen ficht und ſtirbt für Sie Ihre brave Armee!" Dunkelrot wurden Zietens Wangen. „Unterminieren Sie nicht das Edelſte Ihrer Kraft! Bewahren Sie die Haltung, die Sie von uns verlangen! Was Sie jetzt ſagten, war Ihrer unwert!" Zietens Säbel ſtieß klirrend in den Schnee. „Es iſt ſo!"

Es war ſtill, daß man die Schneeflocken, die in der Weite ſanken, kniſtern hörte. In Friedrichs Geſicht ſtanden Scham und Beſtürzung. „Zieten," ſagte Friedrich, die ſchmalen Lippen nervös anfeuchtend, „Zieten, nehm' Er mir's nicht krumm! Es war nicht ſo gemeint! Er hat recht, Zieten!" Abbittend ſtreckte ſich Friedrichs Hand dem Getreuen hin. „Es wird nicht mehr vorkommen! Verzeih' Er mir!" Zieten neigte ſich tief; inbrünſtig, am ganzen Körper vor Erregung zitternd, küßte er ſeines geliebten Herrn Hand. Drohend ſah Friedrichs Adlerblick rundum: Die Deputationen ſchwankten. „Reſpekt vor dem Mann!" ſagte Friedrich, auf Zieten weiſend; anzüglich blickte er Anhalt-

Deſſau an, deſſen trotziges Geſicht zuckte, als fürchtete er Schläge: „Der hat Mut und iſt dabei nicht frech!“ Wieder ergriff Friedrich, mit großer Herzlichkeit, des tiefgerührten Zietens Hand; er drückte ſie nochmals, mit Wärme und Stärke. „Sei Er mir nicht mehr bös! Ich bereue, was ich ſagte!“

„Majeſtät!“ ſtammelte Zieten. Kurz und barſch ſagte Friedrich:

„Gute Nacht! Die ſchriftlichen Befehle gehen Ihnen zu!“

Die Offiziere verneigten ſich; ſie traten lautlos zur Seite. Friedrich machte eine halbe Wendung; er drehte ſich voll der Schar der Wartenden zu, die Frederſdorfs Fackel überſtrahlte. Friedrichs jäh aufgeriſſener Krückſtock zeigte:

„Was wollt ihr?“ fragte Friedrich barſch. „Macht raſch!“

Kerzengerade ſtand der weißhaarige Feldwebel vor der im ‚Stillgeſtanden‘ verſteinerten Soldaten-Deputation: „Wir, Eure Majeſtät, vom Regiment Anhalt-Bernburg,“ begann der alte Mann mit aller Kuraſche, „bitten jehorſamſt, unſre Seitenjewehre, unſre Fahne und Litzen wieder tragen zu dürfen.“ Friedrichs Antlitz verfinſterte ſich; des Feldwebels Stimme litt: „Eure Majeſtät wird ein braves Regiment doch nich dauernd in Schmach und Verzweiflung wiſſen wollen? Wir waren übel jeführt, als wir Schamade ſchlugen. Es wird nich mehr vorkommen! Majeſtät!“ Bei naſſem, treuherzigem Blick faltete der alte Mann ſeine kampfſchwieligen Hände: „Dreizehn Mann haben ſich ſchon

aus Gram erſchoſſen! Majeſtät! Dreizehn brave Soldaten!“ Er bettelte. „Seien Sie doch gnädig! Nur dieſes eine Mal noch, Herr König!“ Friedrichs Miene blieb unbewegt:

„Das Regiment Bernburg,“ ſagte Friedrich, „iſt geflohen! Wer Ehre haben will, muß ſie erwerben! Eure Flucht hat dreizehnhundert Menſchen das Leben gekoſtet! Ergreift, ſtatt daß ihr hier herumſteht, die Gelegenheit, euch im Kampf auszuzeichnen! Dann habt ihr eure Litzen und die Fahne ſofort wieder! Anders nicht! Eure Offiziere haben nicht für euch gebeten! Wißt ihr, warum?“ Friedrichs Blick war Härte; es galt, der Mannſchaft allüberall den letzten Keim aufbegehrenden Eigendenkens auszureißen; dachten ſie morgen, ſo griff kein einziger Mann zum Gewehr. „Weil eure Offiziere wiſſen, daß ihnen und euch recht geſchah! Links um! Marſch!“ Friedrichs Befehl riß die Gedrillten linksum; taktmäßig marſchierte die Deputation ab. Friedrich ſtieß an einen ſchweren Körper, der ihm im Wege ſtand; Anhalt-Deſſau entſchuldigte ſich ſchroff:

„Pardon!“ Er ſagte: „Die Herren Offiziere haben deswegen Eurer Majeſtät Nachſicht für die arme Mannſchaft nicht angeſucht, weil ich ihnen riet, ſich nicht nochmals unnötig, bei Eurer Majeſtät unverſöhnlicher Stimmung, bloßzuſtellen!“ Bös, tückiſch, von unten her anfaſſend, ſtreifte Friedrichs Blick den General: „Er iſt noch immer da?! Gute Nacht, Durchlaucht!“ Friedrich drehte Moritz den Rücken zu; heftig zeigte jetzt

Friedrichs Stock auf die Bruſt eines dicken Zivilherrn, der mit Haſt den Bauch einzog; der Stock zitterte. „Was wollt Ihr?“ Friedrichs große Augen glühten.

„Höchſtderoſelber Gnade empfohlen!“ ſprach umſtändlich, bei gebreiteten Armen, an denen der Radmantel wie Fledermausflügel hing, tiefverneigt, der Landrat von Niederbarnim. Er begann ſeines ſtudierten Sohnes Rede, eigens für dieſen Zweck verfertigt: „Der Landmann ſtehet, kommet das Frühjahr, Majeſtät, ohne alle Behelfe, in ſchwerſter Not. Wie ſoll man ſäen . . .“

„Ich brauche eure Pferde! Saatkorn wird euch aus den Staatsſpeichern gegeben werden! Pferde habe ich nicht! Bedeck' Er ſich! Die Kühe und Ochſen ſollen den Pflug ziehen! Die Weiber und die alten Herrn werden, ſtatt zu klatſchen und zu ſaufen, euch meine Soldaten erſetzen.“ Friedrichs Blick flog ſtreng zur Stelle, an der der Deſſau geſtanden hatte: ſie war leer. „In den Steuern,“ ſagte Friedrich, „werde ich euch entgegenkommen; die Preußiſche Bank wird euch in jedem kritiſchen Fall helfen, Apage!“ Friedrich wendete ſich zu drei Herren:

„Ihr ſeid Kaufleute? Was wollt ihr?“

Der Stutzer, der die kaufmänniſche Deputation führte, verneigte ſich geſchäftsmäßig. „Majeſtät, der Handelsſtand liegt im Sterben . . .“

„Dem da,“ Friedrich zeigte auf einen alten Mann mit müden Zügen, „dem da glaub' ich's, Euch nicht! Ihr müßt,“ ſagte Friedrich, „mehr nach Böhmen und

Schleſien handeln! Gewöhnt euch an die geänderten Verhältniſſe! Der Levantehandel geht eben einmal nicht mehr über Venedig und Augsburg! Anpaſſung heißt Klugheit. Anpaſſung iſt jedes Leben! Erzeugt, bis die Ordnung zurückkehrt, Waren, die die Zeit benötigt! Die liegen euch nicht auf dem Lager! Städte und Dörfer ſind in Trümmern, Hausgerät aller Art wird vernichtet, lebt mit offenen Augen! Erntegerät, Waffen, Heeresbedarf!" Friedrichs Stimme grollte: „Ich bin doch fleißig, euch zu dieſem Abſatz zu verhelfen!" Aufrichtend lächelte Friedrich den verzagten Alten an. „Streckt euch nach der Decke!" Friedrich klopfte den Alten auf die Schulter. „Ich helf' euch ſchon! Ich habe geſtern ein Geſetz ſanktioniert, das befiehlt, daß jede Ware, ſo ſie im Lande vorhanden oder herſtellbar iſt, aus dem Inlande bezogen werden muß! So rollt mir das Gold nicht davon! Liebe Leute, liebe Leute," ſagte Friedrich gequält, „ihr werdet überall erkennen, daß ich euer, ſoweit ich darf, nicht vergeſſe! Der Handel iſt der Nerv des Staates! Gewiß! Doch mehr als ich tue, läßt ſich zurzeit dafür nicht tun! Komm' ich nach Hauſe, herrſcht einmal Mars nicht mehr, dann werde ich wieder genauer regieren; jetzt kann ich's nicht! Tauſcht fremde Waren, die wir nicht haben, gegen Inlandsware; doch," Friedrichs Finger mahnte und warnte: „nur dann, wenn Barüberſchuß für uns iſt! Die Oderzölle laſſ' ich herabſetzen, dadurch bleiben Stettin und Frankfurt konkurrenzfähig!" Friedrich ſtellte den Kopf ſchief: „Was will Er ſagen? . . ."

Unsicher sah der Kaufmannsälteste drein: „Majestät!“ sagte er kleinlaut. „Stettin ist doch von den Schweden besetzt!? . . .“

Wieder legte Friedrich dem Verzagten die Hand auf die Schulter, die vor Ehrfurcht erstarb. „Lieber, guter Herr Kommerzrat,“ sprach Friedrich überlegen, „die Fliegen kriechen bald da und bald dort auf der preußischen Fenstertafel herum, doch die Fliegenklatsche,“ Friedrichs Hand fuhr durch die Luft, „die erreicht sie überall!“ Die Kaufleute lächelten einander glücklich zu. „Also:“ schloß Friedrich, bei vielsagenden Augen, „Mut und — Geduld!“ Er wandte sich und fragte im Kreise weiter:

„Was habt ihr vorzubringen?“

„Majestät!“ sprachen wie ein Mann, gleichzeitig vortretend, ein Offizier und ein Gerichtsherr, „Majestät!!!“

„Red' Er!“ befahl Friedrich dem Beamten.

„Majestät,“ sagte der Offizier unbekümmert, erbittert über die Zurücksetzung seines bevorzugten Standes, „hier stehet der Fähnrich von . . .“ Friedrich faßte den Verblüfften sorgsam, doch sehr fest bei der Hand; er führte ihn, feierlich und nachdrücklich, wie ein Kind, das erzogen wird, zur Seite. „Da wart' Er schön, Kalckreuth,“ sprach Friedrich, „bis ich Ihn frage! — Also, Herr Federfuchser,“ wandte sich Friedrich zum tiefgeschmeichelten Beamten, der glaubte, gegen den ‚überheblichen‘ Militärstand obsiegt zu haben. „Was steht zu Diensten? Wie heißt Er?“

Die Hand ſüßlich auf die Bruſt gelegt, lächelte der Gerichtsherr. „Majeſtät erkennen mich nicht?“

„Soll ich jeden Rat, Rendant, Kontrolleur, Kaſſier und was weiß ich, wie ſich all meine Spitzbuben titulieren laſſen, im Kopfe tragen? Der Anmaßung nach iſt Er Juriſt?“ Der Gerichtsherr verneigte ſich ſtolz, trotz der wenig ermutigenden Königsaugen, deren Lider ſich einkniffen. „Was iſt los?“

„Hohe, erhabene Majeſtät . . .“

„Schnell! Keine Faxen!“ ſchrie Friedrich ungeduldig; ihm fiel ſeines Schlachtplanes letzter Trumpf ein. „Ich hab' nicht ſoviel Zeit als Ihr!“

„Um kurz in medias res einzugehen, Majeſtät: es untergräbt, ſubmiſſeſt geſagt, gefährlich das Anſehen unſerer Gerichte und hohen Juſtizkollegii, wenn Ihre erhabene Perſon immerfort ſoviele Beſchlüſſe, von uns in Weisheit und Wiſſen gefaßt, kurzerhand aufzuheben beliebt.“ Friedrich kniff ſein linkes Auge zu:

„Was Ihr nicht ſagt!? Das ſchadet euch?“

„Jawohl, Majeſtät! Der gemeine Menſch wird uns dadurch obſtinat und prozeßſüchtig! Zum Exemplum: der Kaſus des Windmüllers Arnold und deſſen Sentenz,“ anklagend ſchwang der Gerichtsherr den Arm himmelan, „ſtinket ſozuſagen, mit Permiſſion, Majeſtät, zum Himmel! Wir dezidierten vollrichtig nach dem Geſetz, und Eure Majeſtät hebt das Urteil ſchlankweg auf? . . .“

„Weil es ſaudumm war! Ihr ſeid Filous, die

alle Prozeſſe verzerren, um für ſich Sportein zu reißen!“

„Majeſtät!“ ſagte der Gerichtsherr beſchwörend und empört, „Majeſtät!!“

„Haltet den Mund! Sähe ich euch nicht immerzu feſt auf die Finger, ſchaute Preußen gut aus! Ihr ſeid Drohnen! Ich werde euch, Beamtenpack, ſagen, woher der Bartel den Moſt holt! Der Präſident im Arnold-Prozeß iſt des Herrn Beſchwerdeführers — Schwiegervater!“ Spöttiſch und warnend lachte Friedrich. „Ihr nehmt mich für zu dumm! Gevatterſchaften haben nichts in meiner Juſtiz zu ſchaffen! Vor der iſt jeder gleich! Euer Wider-den-Stachellöcken hat, immer und ewig, dreckige Gründe! Ich hebe eure Ungerechtigkeiten deswegen auf, weil ich des armen Mannes einzige Reſſource und Protektion bin; mit euch allein ging er zugrunde! So iſt es, ſo bleibt es! Genug!“ Der angeſetzte Entgegnungsverſuch des Beamten zerbrach in tauſend Trümmer. „Was Ihr ſonſt noch auf Eurem edlen Herzen tragt,“ herrſchte Friedrich den Gerichtsherrn an, „könnt Ihr aktengemäß beim Kabinettsſekretär Eichel hinterlegen; mich intereſſiert die Sauce jetzt nicht! Finis! — Kalckreuth!“ wandte ſich Friedrich zum Offizier. „Jetzt ſeid Ihr an der Reihe!“

Kalckreuth zog eilig einen Fähnrich heran.

„Majeſtät,“ ſagte Kalckreuth, „hier ſteht der Mann, der allein dreiundzwanzig Öſterreicher fing! Es iſt Herr von Zaſtrow!“

„Und? . . .“

„Er verdient,“ sagte Kaickreuth kleinlaut, „vielleicht — Avancement!? . .“

„Verehrter Herr Graf, ich laſſ' mich nie und von niemandem zum Avancement drängen! Adelige Protektionen ſind mir Piepe! Der Mann tat ſeine Pflicht und hatte das Glück, ſie gut erfüllen zu können! Linksum! Kehrt! Marſch! Beide!! — Und Ihr?“ Strengen Blickes muſterte Friedrich den Reſt der Petentenſchar, die ſchnell zuſammenſchmolz. „Nicht den Pfaffen! Die Dame im Pelz!“

Die Hände auf der ſchnellgehenden Bruſt, knixte ein Mädchen. Mutig hob es ſein elfenbeinbleiches Antlitz. Leiſe, tonlos, aber feſt, ſprach der hübſche Mund:

„Ich flehe Eure königliche Majeſtät an, mir die Gnade zu erweiſen, daß ich,“ ſie biß tapfer die Zähne aufeinander, „vor ſeiner verfügten Exekution, die morgen früh an meinem Bräutigam, ehemals Kurfürſtlich Sächſiſchem Gardeleutnant von Dietzſchau, vollzogen werden ſoll, ſeine ehelich angetraute Frau werden darf.“

„Sie iſt Sächſin?“

„Ja, Majeſtät!“ hauchte ſie.

Ernſt und ſorgenvoll ſah Friedrich in ihr Geſicht.

„Übereilen Sie ſich nicht, Kind!“ warnte Friedrich. „Der Tod trennt, und junges Blut rumort leicht ungeſtüm und unwürdig unter der Witwenhaube! Die Mitmenſchheit belohnt Heroik ſchlecht, meine Dame!“

„Ich habe mich geprüft, Majeſtät.“

„Sie ſind katholiſch?“

„Kalviniſtiſch, Majeſtät.“ Friedrich ſah zu Boden. Sie ſtarrte ängſtlich auf ihn. Friedrich wandte ſich mit plötzlichem Ruck:

„Eichel!“ rief er. Schon ſtand der kleine Sekretär, der die Bittſtellerſchar, wie ein Spitz die Herde, umſchlich, vor Friedrich. „Dieſe Dame,“ ſagte der König, „hat das Recht, ſich ſofort, durch den kalviniſchen Feldkaplan, mit dem Deſerteur Dietzſchau vom Freibataillon Sachſen kopulieren zu laſſen! Die Dame hat völlig unbewachten Zutritt zur Kerkerzelle!“ Eichel verneigte ſich:

„Gewiß, Majeſtät!“

„‚Gewiß‘ iſt Blödſinn!“ verwies Friedrich. „Die Dame hat deswegen Zutritt, weil ich es will!“

„Sehr richtig, Majeſtät!“

„Zu Befehl! hat Er zu ſagen!“

„Zu Befehl!“

Das Mädchen wollte Friedrichs Hand zum Kuſſe greifen; Friedrichs Finger riſſen ſich frei; er verbarg ſie haſtig auf dem Rücken. „Ich danke,“ ſtammelte ſie.

Friedrich verneigte ſich.

„Es iſt Krieg!“ Friedrichs Krückſtock tippte einem Konſiſtorialrat heftig vor die Bruſt:

„Was vermag denn der allmächtige Herrgott wieder nicht ohne mich zu ſchlichten? Macht raſch!“

„Die Jeſuiten, großmächtiger Monarch, mit Recht aus allen Staaten verwieſen, von Eurer Majeſtät aber, unbegreiflicherweiſe, noch in unſerm teuren Vaterlande geduldet, ſchaffen an allen Enden Schwierigkeiten

für die Gemüter gläubiger und königstreuer Proteſtanten, von denen der Beſtand des Staates allein abhängt ..." Friedrich unterbrach:

„Die gläubigen und königstreuen Proteſtanten," ſagte er ſcharf, „ſind noch viel zu ungebildet, um jetzt ſchon die Jeſuiten entbehren zu können! Übrigens," Friedrichs Geſicht wurde vor Zorn dunkelrot, „iſt das lediglich meine Angelegenheit! Verſtanden? Was weiß denn Er, Federvieh, vom Weſen dieſer Sache?! Sieht man den Jeſuiten ſcharf auf die Naſe, hat man nur Nutzen von ihnen! Jawohl!" ſagte Friedrich „wenn Er auch noch ſo überheblich dreingafft, das iſt ſo! Spinnen ſie Verrat, ſo häng' ich ſie ſchon von ſelbſt auf! Bringt lieber," ſpottete Friedrich, „ſtatt, daß ihr klüger ſein wollt als ich, den Jungs in der Schule beſſere Kenntniſſe bei, ſtatt daß ihr mich ewig mit ſolchem Quark im Feldlager beläſtigt, um, überbeſorgt, im Trüben fiſchen zu wollen! Laſſet auch die Heroen des Altertums im Urtext leſen; das vermittelt der angeborenen Albernheit Größe! Die Art, wie die Jeſuitenpatres meine jungen Leute beobachten, und ſie, nach ihren jeweiligen Fähigkeiten, in innerlich beſtimmte Lebenswege leiten, iſt für mich vorbildlich; ſie hat ganz meinen Beifall! Begreifet doch endlich in eurer Hirnenge: Es iſt völlig gleich, mit welchem Bekenntnis man Gott dient; ich toleriere jedes Bekenntnis; mir iſt es gleich, ob einer katholiſch, lutheriſch, griechiſch, kalviniſtiſch, jüdiſch, ſchwenkfelderiſch, huſſitiſch, türkiſch, unitariſch, brudernitätiſch oder wie ſonſt euer Stumpfſinn noch heißt, ſelig zu

werden hofft, es kommt mir bloß darauf an, daß meine Untertanen anständige Menschen sind, die etwas Wertvolles für den Staat tun! Gelobt sei Jesus Christus!" Friedrich drehte dem zerschmetterten Konsistorialrat den Rücken zu. Eine beleibte Dame sank auf die Kniee: „Nicht soviel Emotion, Madame!" sagte Friedrich. „Piano!"

„Huldvollster aller Monarchen," begann sie, die Arme pathetisch von sich gestreckt, „Bezwinger Europas: ein zitterndes Weib, eine teutsche Mutter, liegt vor dir im Staub; um ihren Kindern den Vater, um dem Größesten der Könige den Treuesten seiner Treusten wiederzugeben! Ich heiße: von Rabenau . . ."

„Ihr Gatte hat seinem Namen durchaus Ehre gemacht! Er hat wie ein Rabe gestohlen! Im übrigen: ich bin nicht huldvoll; ich bin sausackfiedegrob und ein Teufel, was Sie leicht allüberall erfragen kann! Sonst: Sie hat nicht übel memoriert, bloß das vom ‚Treuesten der Treuesten' hat Sie falsch gemacht! Wenn Sie noch andere Kniefälle in petto hat: Sie muß dabei wehmutsvoll ans Herz greifen! Etwa so! Steh Sie endlich auf! Ihr Mann hat seine Strafe, weil er um einen Tag zu spät, nach schlecht ausgeführtem Auftrag, zur Armee gestoßen ist! Wenn er seine Strafe abgesessen hat, ist sie aus. Ich empfehle mich!"

„Er sah sein neugeboren Kindlein, Majestät, zum erstenmal! . . ."

„Das ist froh, wenn's Milch hat und scheißen kann!

Laſſ' Sie mich in Frieden! Der Papa bleibt auf der Feſtung, und dann ſteck' ich ihn in ein Garniſonregiment! Glückliche Reiſe, Madame! — Was will Er, Zabeltitz?"

„Wir haben, Eurer Majeſtät zu vermelden," ſagte dienſtwichtig ein Offizier, „einen Italiener, ſamt ſeinem tanzgelehrten — Affen, aufgebracht, der unſre Soldaten verluſtrierte, indem er den Affen, als Feldmarſchall Daun gekleidet, vor ihnen tanzen ließ;" der Offizier zögerte, „er hat auch . . ."

„Den Affen drüben, in einer preußiſchen Uniform, als König von Preußen tanzen laſſen? Der Mann bleibt natürlich, wegen ſeiner politiſchen Eignung, frei! Ich wollte, er wäre mein Miniſter! Laßt mich in Frieden!" Friedrich blickte um ſich:

Der dunkelnde Platz war, bis auf Mampe und den zitternden Bauer, leer. Friedrich atmete befreit auf und ſchnippte mit den Fingern. „Erlediget!" Befehle erwartend trat Fredersdorf zum König. „Iſt der Condé verſorgt?" Friedrich blickte zum Himmel empor: Kein Stern zeigte ſich! Im nahen Walde heulte ein Wolf.

„Der Condé iſt bedient, Majeſtät!"

„Gut!" Schnell, den Schnee hurtig von den Füßen ſtoßend, trat Friedrich ins Haus. „Vom Finck iſt noch keine Nachricht da?" fragte er im Dunkel des Flurs; ſeine Hände zuckten. „Auch aus Bayreuth nichts?" Niemand ſah, daß jetzt die Angſt und Aufregung an Friedrichs Mundwinkeln riſſen. Den Kopf unnötig tief ſenkend, trat Friedrich durch die niedere Tür in ſeine winzige Stube, die ſtill und erleuchtet ſeiner harrte,

in deren bankumzogenem grünen Kachelofenaufbau, zur Linken der Tür, ein helles Feuer loderte. Freudig bellend ſprang Friedrichs Windſpiel, die Biche, von der Bank unter dem kleinen Fenſter. Winſelnd umtanzte die Biche den König, der unwillig zum Tiſch ſah, auf dem ſich wüſt Papiere und Bücher häuften: der Ciceroband liegt ſchon wieder flach! Trotzdem er noch nicht zu Ende geleſen iſt! Alles bringt mir der Fredersdorf durcheinander! Friedrichs froſtſtarre Linke liebkoſte ungeduldig, geſchäftsmäßig die Hündin, damit ſie Ruhe gab. „Den Feldkaplan und den Oberſt Balby vom Mineurkorps zu mir!“ ſagte Friedrich zu Fredersdorf, der wie ſein, Körper gewordener Schatten in der Türe ſtand. „Zuerſt aber: Tinte, Feder, Papier und Siegellack!“

Friedrich ſchnallte die zerſchliſſene ſilberne Feldſchärpe ab; er warf ſie, ſamt Gehenk, Degen und Hut, bei nachdenkendem Antlitz, aufs blau- und rotkarierte Bauernbett mit dem kattunen Himmel. „Gib jetzt Ruhe, Biche!“ ſagte er zornig. „Ich bin doch nicht dein Ehegeſpons!“ Die Handſchuhe fielen mit Schwung auf die Ofenbank.

„Hier, Majeſtät!“

Haſtig bewegte Friedrich die klammen Finger; er trat zum Tiſch und ſetzte ſich; unfolgſam und aufdringlich ſtieß die Biche ihre Schnauze an des Königs Knie. „Hinaus mit dem Frauenzimmer!“ ſchrie Friedrich.

„Komm! Komm!“ lockte Fredersdorf; die Biche ſchüttelte den Kopf. „Du kriegſt Zucker!“ Scheu ſah Fredersdorf zum königlichen Rücken, um den ſich todſicher ein Donnerwetter zuſammenzog. „Komm doch!“ Ver-

zweifelt hob Fredersdorf die verzogene Hündin auf seine Arme; er lief mit der Zappelnden zur Tür. Friedrich stützte sinnend den Kopf in die Hand; wütend fuhr er herum: Die Biche kratzte von außen frech am Holz; sie winselte. Schmeicheln und Flüstern. „Gib die Bestie in Eichels Bett!“ schrie Friedrich verzweifelt. „Sie macht mich verrückt!“ Es wurde jäh still. Friedrich sah ins Licht der rußenden Ringlampe; er nahm den Kiel. Mit heftiger Bewegung reinigte er die Feder an seinem roten, verwaschenen und beschmutzten Ärmelaufschlag. Die Feder stieß ins Tintenfaß, Friedrich schrieb mit seinen hastigen, langen und geschlungenen Zügen, denen die Degenführung eingepreßt war:

Mein lieber General von Finck!

Soeben habe ich die französische Armee, samt dem österreichischen Hilfskorps, vernichtend überfallen und geschlagen. Lascy ist schwer blessiert; man bezweifelt sein Aufkommen. Zwölftausend Tote hat der Feind! Viertausend Gefangene haben wir gemacht; die Wälder sind noch voll von Versprengten. Drei Generale, hundertzwanzig Kanonen, dreißig Fahnen! Nun braucht Ihr nicht mehr so zu eilen; Ihr habt jetzt den Weg zu mir frei! Geht der dicke Daun nicht schleunigst nach Böhmen zurück, so habe ich auch diesen Dachs bei den Ohren. Laßt nicht „Victoria“ schießen, damit der Daun die Falle nicht ahnt! Folgt geheimnisvoll und aufs genaueste meinen Plänen, die lange geprüft und gewogen sind. Wenn mich der feiste Herr Daun

nicht noch im letzten Augenblick am linken Flügel faßt, so hat er nur noch die Straße nach Gmünd frei.

Euer wohlaffektionierter Friedrich.

Listig, raubtierartig funkelten Friedrichs Augen das Papier an. Er hielt das Schreiben über die Lampe, damit es schnell trocknete, und faltete es zusammen. Wie aus dem Boden gewachsen, stand Fredersdorf mit brennendem Span und tropfbereitem Siegellack. Friedrich griff in die schlappsitzende Weste, er zog sein blau-emailliertes Petschaft vor und siegelte, mit aller Kraft, daß das schüttere, vorzeitige Silberhaar an seiner Schläfe zitterte. „Den Bauer!" befahl Friedrich, den Kopf zur Seite drehend. Fredersdorf lief zur Tür.

Wieder setzte sich Friedrich, wieder tauchte er den Kiel ein; wieder lief Zeile auf Zeile aus ihm:

Der Grenadier Damian Mampe vom Regiment Beneckendorff geht auf Königlichen Befehl als „Deserteur" zu den Österreichern über. Ihm ist jeder Vorschub zu leisten; jeder haftet mit seinem Kopf für völliges Stillschweigen; der letzte Offizier, den er passiert, nimmt dieses Schriftstück an sich und verbrennt es. Zweimal unterstrich Friedrich das Wort „verbrennt". Er unterzeichnete.

„Hier ist der Bauer!" rapportierte Fredersdorf.

Friedrichs Kopf schnellte herum; der König erhob sich.

Mit wackelnden Knieen und entsetztem Antlitz stand des Bauers Jammerfigur vor dem König. Damian Mampe hatte dem Bauer gesagt: „Vor allem ver-

trägt der Olle nich die Timidität! Laſcheté ſagen die Offiziers!" „Ich bin nicht latſchet und nicht zu müd!" beteuerte der Bauer voll Todesangſt; er ſchwankte, Friedrichs Muſterung war zu Ende.

„Du gehſt," ſagte Friedrich, „beim ‚toten Wald' durch unſere Linie zu den Öſterreichern hinüber! Du tuſt, bei der erſten Begegnung mit ihren Piketts, als wollteſt du fliehen! Du verſtellſt dich, tuſt, als wärſt du verſehentlich in die kaiſerlichen Linien geraten! . . ."

„Sie werden auf mich ſchießen! . . ."

„Möglich!"

„Sie werden mich als Spionierer — hängen!!!"

„Davor behütet dich das Schreiben an General Finck, das du mitnimmſt! Hier! Steck's gut ein!"

„Ich tu's nicht! Nein: ich tu's nicht!" ſchrie der Bauer in hellſter Todesangſt, die kommandierten Hände krampfhaft auf dem Rücken bergend, als könnte er ſo ſein Geſchick abwenden. „Wie komm' ich dazu? Ich bin auch ein Menſch!" Der Bauer ſchnappte zuſammen: Friedrich ſtand dicht vor ihm! Jähzornig glühten des Königs Augen.

„Mutz mir nicht!!" ſchrie Friedrich. „Nimm den Brief!" Zitternd, ſtarrblickig, willenlos, den lallenden Mund offen, griff der Bauer, mechaniſch gehorſam, zu. „Haben dich die Kaiſerlichen aufgebracht," ſprach Friedrich ruhig und ſachlich, „ſo machſt du, im Verhör, dein dümmſtes Geſicht und beſchwörſt die Wahrheit, daß du den Inhalt des Schreibens nicht kennſt!

Du hätteſt den Auftrag von einem General — wenn ſie dich fragen, wie er ausſieht, beſchreibſt du mein Äußeres! — den Brief nach Maxen, zu General von Finck, in Heimlichkeit zu tragen! Laſſen ſie dich frei, ſo kannſt du dich heimtrollen! — Fredersdorf," ſagte Friedrich, „der Schulenburg bringt den Mann durch unſere Poſtierungen und ſieht zu, daß er die richtige Straße zum Daun nimmt; ſonſt hat er ihn auf der Stelle niederzumachen und ſein Haus brennt!"

„Zu Befehl, Majeſtät!"

Der Bauer ſchluchzte auf.

„Woher biſt du?" fragte Friedrich, „der Name deines Dorfes?"

„Pretſchen . . ."

„Fredersdorf notier! Bauer Hentzſchel aus Pretſchen!" Zum Bauer gewandt: „Wenn du mir den Brief nicht geſchickt an den Mann bringſt, kommt dein Weib ins Spinnhaus und du hängſt!" Friedrichs Hand wies zur Tür. „Paſcholl!"

Mit plumpen Händen ſteckte der Bauer das Schreiben ein. Verzweifelte Energie ſtraffte ſein totenbleich gewordenes Antlitz, in deſſen niedere, verſchlagene Stirn wirr das dunkle Haar hing. „Sie werden zufrieden ſein!" Roh und hart, da ihm nun jeder Ausweg verſchloſſen war, fühlte der Bauer nach dem Schnappmeſſer im Hoſenſack. „Ich bring' den Brief an den Mann!"

„Bauer!" Mit jäher Bewegung ſtreckte Friedrich die Hand. „Es muß ſein!"

Hochrot, am ganzen Leibe ſchlotternd, von Fieberſchaudern der Ehrfurcht, der Todesangſt, des Dankes, ſeines getretenen Menſchentums, des Grauens, des Müſſens und der herausgepeitſchten Blutgier durchrüttelt, ſtand der Gezwungene.

Des „ſchrecklichen“ Königs Blick war mild, voll Liebe und Schmerz. „Es *muß* ſein, Bauer!!“

„Sorgen Sie für meine Margret, Herr König, wenn ich nimmer komm'!“

„Erzähl' denen drüben,“ ſprach Friedrich, in neuem Einfall, „daß du bei uns viele Kanonen geſehen hätteſt, die nicht preußiſch ſeien! Den Damian Mampe kennſt du drüben, bei deinem Leben, *nicht*, wenn du ihn triffſt! Merk' dir das! Geh jetzt!“ Der Bauer ballte die Fäuſte; die abgearbeitete Geſtalt wurde mit trotziger Energie lebendig.

„Den Damian Mampe!“ befahl Friedrich.

„Bin ſchon da!“ Lärmend nahm Mampe, den meſſingbeſchlagenen Kolben dröhnend aufſtoßend, das Gewehr bei Fuß; der Bauer und Fredersdorf verſchwanden. „Ick bin parat!“

„Du wirſt deſertieren!“

„Ick? Nee, ich verlaſſ' Ihnen nich.“ Zornrot, wild umkrampfte Mampe das Gewehr. „Wer hat det von mir jelogen?“

„Du mußt hinüber, um dem Daun eine Naſe zu drehen!“

„Ick werd' mit Ihnen bataillieren.“

„Damian,“ ſprach der König mahnend, „ich hab'

keinen andren als dich! Ich brauch' einen hellen Burschen, einen gewecken Kerl, der mich liebt — ich weiß in meiner ganzen Armee keinen andern als dich. Ich brauch' einen Berliner!"

„Det macht Eure Majestät nich übel jut, aber ich lass' mir nich kirren; ick habe Ihnen Treue jeschworen!"

„Drum mußt du gehorchen!"

„Zu Schlechtigkeeten? Nee! Für Solidität und Kurasche habe ick jeschworen!"

„Du läufst auf den ersten besten Kaiserlichen zu und beschimpfst mich!"

„Nich im Schlaf!"

„Du wirst ihm erzählen, daß ich dir kuranzt habe!"

„Also," Damian drohte schmunzelnd mit dem Finger, „det hat manche Richtigkeit, Majestät!"

„Zuletzt gestehst du, daß du morgen früh hängen solltest, weil du gestohlen hast."

„Ick?!"

„Du hast geplündert und Dukaten gestohlen."

„Det letztere ließe sich man hören!"

„Du läßt dich dickköpfig über nichts ausfragen, du weißt von keiner unserer Stellungen, von keiner Truppenlokation und sagst, vor allem, immer wieder, wenn du drum gefragt wirst, daß du den Bauer nicht kennst!"

„Ist det Angstkarnickel ooch nüber?"

„Er ging schneller als du!"

„Det bedarf dringendst der Aufklärung!" Ehrgeizig trat Mampe näher. „Wieso ist der Bauernidiot forscher als ick?" Eine Veränderung im stillen, beherr-

ſchenden Glanz der königlichen Pupillen ließ den Erfahrenen jäh innehalten; Friedrichs Stirnader ſchwoll. „Ick jeh' ſchon!" ſagte Mampe. „Ick jeh' ſchon!"

„Wenn ſie dich vor einen höheren Offizier bringen," ſprach Friedrich, „verweigerſt du jede Auskunft! Felſenhartnäckig bleibſt du dabei, daß du mir zwar übel geſinnt ſeiſt, jedoch an deinen ehemaligen Kameraden nicht zum Verräter werden willſt!" Mampe umfuhr mit verlegener Grimaſſe ſeine ſchwarze Halskravatte, als würgte ſie ſeinen dicken Hals. „Verſtanden?" Mampe nickte dienſtlich; er atmete ſchwer. „Erſt wenn ſie dich aufknüpfen wollen, ganz knapp vor dem Strick, kriegſt du's mit der Angſt und erzählſt — ſchreib' dir's gut hinter die Ohren! — ich, der König von Preußen, hätte heute in aller Frühe mit detachierten Korps die Franzoſen und General Laſcy überfallen und große Beute gemacht!" Mampe riß die Augen auf, als platze ihm die Stirnhaut. „Dreißig, vierzig, fünfzig Munitionswagen, du weißt die genaue Zahl nicht, hätte ich erbeutet! Victoria würde deswegen bei mir nicht geſchoſſen, damit ſich die Kaiſerlichen nicht, aufmerkſam gemacht, noch aus einer Schlinge zögen, die ich ihnen gelegt hätte! Damian!" ſprach der König, „ich möchte der Finckſchen Armee, durch dich, einen ſehr ungewiſſen Kampf erſparen — wenn's nicht ſchon zu ſpät dazu iſt! Spute dich!" Friedrichs Blick beherrſchte den Mann. „Das Vaterland wird dir danken, was du tuſt!"

Ungefüges Würgen ſtieg aus Mampes Kehle; Mampes Augäpfel wurden ſtarr:

„Kehrſt du wieder, ſo biſt du Feldwebel!“ ſagte Friedrich.

Gerührt rutſchten Mampes Fäuſte auf dem plumpen Gewehrlauf herum:

„Nee,“ ſagte er gefühlvoll, „ick hab' Ihnen wirklich jern! Wenn det meene Mutter wüßte; ick bin ihr nämlich davonjelaufen, Majeſtät, und det . . .“

„Du erzählſt mir deine Geſchichte, wenn du zurück biſt; ſpute dich! Marſch!“

„Schon!“ ſagte Mampe. „Aber wenn mich die kaiſerlichen Krebſe nich hängen wollen? Heh?! . .“ Mampe war ſehr beunruhigt. „Was dann?“

„Dann nimmſt du kaiſerlichen Dienſt und verſchwindeſt im erſten Gefecht, um dir bei mir dein Feldwebelpatent zu holen! In dieſem Falle renommierſt du erſchrecklich am Lagerfeuer herum, ſagſt: man wird bald Überraſchungen erleben, davon man nicht träumt, und ſo weiter! Das triffſt du ja! Laß dich von ihnen bitten und ausbetteln bis aufs Letzte — ſage immer: du wärſt der Preußiſchen Armee nie davongelaufen, wenn ich dich nicht hätte heute hängen laſſen wollen! Erſt am Ende rückſt du mit den Lügen heraus, die ich dir ſagte, von meinem angeblichen Sieg heute früh! Mampe!!!“ Friedrichs Augen leuchteten beſchwörend auf: „Unſer Berlin iſt von den Ruſſen beſetzt!“

„Quatſch!“ ſprach Damian Mampe. „Se haben woll den Vogel?!“

„Nee! Es iſt beſetzt!“

„Nu, dann wird's meiner Lowiſe ooch nich ſcha-

den," ſagte Damian Mampe in zäher Ruhe, „wenn ſe eenmal den Unterſchied zwiſchen die Moskowiters und mich kennen lernt!" Mampes Arm beſchrieb mit großer Sicherheit eine zuſammenraffende, verächtliche Geſte, die wie eine Bitte, von deren Erfüllung er allerdings ſehr überzeugt war, wirkte. „Det jibt's doch nich," ſagte er, „daß ſe lange dort ſind? Sind wir hier fertig, marſchieren wir doch jleich rauf und machen die Lowiſe wieder brandenburjiſch? Nich? Ick kenn det doch bei Ihnen!"

Friedrich dämpfte die Stimme:

„Die ruſſiſche Hauptarmee ſteht drei Tage weit von hier!" Damians Fäuſte zuckten. „Die Franzoſen zwei Tage weit!" Mampes Hand fuhr wütend zum Seitengewehr. „Der Hauptteil der Reichsarmee kann in vier Tagen hier ſein! Es entſcheidet ſich morgen, ob Preußen kaputt iſt!"

„Ick wiederhole!" ſprach Damian wie auf dem Exerzierplatz, „Ihre Majeſtät haben die ruſſiſche Armee ..." Friedrich ſchüttelte den Kopf. Damian ſchwieg.

„Sprich weiter!" ſagte Friedrich. Ich korrigiere ihn nicht! dachte er, es ſieht natürlicher aus, wenn er die Feinde nicht auseinander hält; ſein Schwindel wirkt dadurch echter! „Weiter!"

„Heut früh jeſchlagen; Sie laſſen nich Viktoria ſchießen, damit Ihnen der Daun nicht auskommt, weil Se wat mit ihm vorhaben! Sie haben zwanzigtauſend niederjemacht, fuhren mittenmang in ſie. Darf ick übertreiben?"

„Mit Vernunft!"

„Ihnen hab' ick eenen ſilbernen Ring jeſtohlen; ick werd' bei meiner Ankunft drüben ſchnaufen als ſäß' mir der Profoß am Hintern! Ick mach' ſchon alles jut!" ſagte Mampe. „Verlaſſen Se Ihnen; verlieren wir keene Zeit mit dem Memorieren, wo's ſo preſſant is! . . Wo is det Paſſierſchreiben für unſre Poſten?"

„Hier! Mampe: Wirſt du mir gegen jedermann ſchweigen? Du weißt, was keiner weiß!"

„So ſeh' ich aus! Ick werd' mir doch nich um die Berihmtheit brinjen, alleene wat mit Ihnen zu wiſſen! Schön' Dank ooch! Halten Sie mir nich auf!" Vorſchriftsmäßig machte Mampe Kehrt; der dicke Zopf flog auf den mächtigen Rücken: ohne ſich umzuſehen, dröhnte Mampe ab.

Scharfen Blickes ſah ihm Friedrich nach: So iſt mein Volk! Es hat herrlichen Kern! Ein Prachtmaterial! Friedrich ſchüttelte mit eiſernem Schwur den Kopf: Verlaßt euch auf mich! Friedrichs Blut ging hoch; ſein nachdenklich geſunkener Kopf fuhr auf:

„Oberſt Balby, Chef des Mineur- und Ingenieurkorps, meldet ſich zur Stelle, Majeſtät!"

„Balby," ſagte Friedrich. „Es friert zu ſehr; die Wäſſer und Moräſte ſind kein Lagerſchutz mehr! Das Eis muß aufgeſchlagen oder weggetaut werden! Fällt Schnee, laſſ' Er ihn halbſtündlich wegfegen! Die Erdbaſtionen, Wälle und ſchiefen Paliſaden müſſen ſtündlich mit Waſſer übergoſſen werden, damit ein Überſteigen durch die Glätte ſchwer iſt! Sind die

Wolfsgruben und ſpaniſchen Reiter intakt?“ Balby nickte. „In die Verhaue, nach hinten, laſſ' Er mir noch Sichelklingen flechten und halte Er ſtets Pechtonnen an den Alarmſtangen, mit Stroh umwickelt, parat! Ich weiß nicht, ob mir die Herren nicht ſchon nachts über den Hals kommen. Unterhalb Karbitz und Hermsdorf, fünfzig Schritt vorm Wald, müſſen Minen nachgelegt werden! Seh' Er zu, daß verläßliche Leute die Nacht über die Lunten in Brand halten und den Schein durch Schirme abdecken! Überzeug' Er ſich perſönlich davon! Die Leuchtkugeln müſſen unabläſſig über dem Gelände ſpielen! Hat Er ſich alles gemerkt?“

„Zu Befehl, Eure Majeſtät!“ Fredersdorf öffnete die Tür:

Drei Kaiſerliche Offiziere — blitzartig ſchoß Balbys Degen aus der Scheide; Balby erkannte die Kameraden in der Verkleidung und ſenkte Degen und Kopf.

Friedrich lächelte befriedigt.

„Au revoir, Balby!“

Scharf muſterte Friedrich die drei jungen Geſtalten; jedes Wort wägend, ſagte er:

„Sie tragen blutige Maskerade, meine Herren!“ Trotzig warfen die drei die Köpfe hoch. „Miſchen Sie ſich unter Ihre angeblichen Kameraden drüben, erlauſchen Sie ſoviel als möglich! Kehren Sie, ſobald Sie etwas erfuhren, raſcheſtens meldend zu mir zurück; jede Sekunde iſt dem Staate von höchſter Wichtigkeit! Exzellenz von Seydlitz hat Sie befragt, ob Sie Mundarten der feindlichen Koalition beherrſchen?“

„Ich bin geborener Öſterreicher, Majeſtät!“

„Woher?“

„Aus Como.“

„In Italien iſt gute Muſik!“

„Der Organiſt Bach in Leipzig dünkt mir mehr, Majeſtät!“

„Da hat Er vielleicht recht! Kennt Er die Kompoſitionen von Graun?“

„Nein, Majeſtät.“

„Verleib' Er ſich die ein! Warum dient Er mir?“

„Unſer Geſchlecht ſtammt aus Königsberg.“ Der König lüftete den Hut:

„Reſpekt! — Und Sie?“ Friedrichs Naſe zeigte. „Sie dienten früher dem Schweden?“

„Zu Befehl, Majeſtät!“

„Beherrſchen Sie Süddeutſch?“

„Zu Befehl: Doch!“ log der Fähnrich, der abſolut beim Abenteuer dabei ſein wollte. „Ich habe eine Tante in München.“

„Sie heißen Blücher?“

„Zu Befehl! Ja.“

„Sie ſehen, mein Gedächtnis iſt gut!“ Die entſchlüpfte Eitelkeit reute Friedrich. „Was ich fragen wollte?“ ſagte er; mit feſtem, feſſelndem Blick hielt Friedrich die Offiziere von der Kritik ſeiner Worte ab. „Iſt einer der Herren ein Verräter?“ Drei Antlitze glühten. „Sie dürfen nicht beleidigt ſein,“ ſprach Friedrich, „daß ich meinen beſorgten Gedanken ausſpreche; er liegt nahe, da ſich kein Menſch ſelbſt völlig vertrauen

darf und kann, geſchweige dem andern! Verzeihung!“ ſagte Friedrich. „Sie ſind Ungar, mein Herr?“

„Ungariſcher Proteſtant! Von General Nadasdy zu Unrecht degradiert!“

„Nadasdy iſt in der Nähe!“

„Ich kann reiten und fechten!“

Noch einmal ſah Friedrich die dreie an. Ernſt und forſchend; dann ſagte er dienſtlich:

„Erfüllen Sie Ihre Pflicht zur Völligkeit! Seien Sie klug wie die Schlangen!“ Friedrich hob, als kommandierte er, den Arm: „Au revoir, meine Herren!“ Drei ſporenklingende Hackenpaare ſchlugen wie eines:

„Auf Wiederſehen, Majeſtät!“

Die Tür ſchloß ſich.

„So!“ ſagte Friedrich. „Das wäre geſchafft!“ Was iſt jetzt zu tun? Prüfend ſah er ſich im Zimmer um: hochgetürmt lagen Akten im Winkel; die Ordres de Bataille, die er Eichel in der Frühe diktiert hatte, mußten ſämtlich, wegen Wedell, ergänzt werden; Friedrichs ſtählerne Entſchloſſenheit wollte ſeine Glieder zum Tiſch zur Arbeit hetzen: Nein! befahl ſich Friedrich. Nein! Die Herren ſchwatzen mir ſonſt zu viel untereinander, wenn ſie ihre Speiſezettel zu früh in den Händen haben; ſie bekommen die Schickſalsſprüche noch frühe genug! Es können ja auch noch neue Meldungen kommen! Hoffentlich! Friedrichs Blick ſtreifte die Bücher: Literatur?

Friedrich atmete mißmutig tief: Dazu iſt mir jetzt der Kopf zu wüſt! Verfluchtes Sauleben, das ich führe! Friedrichs eiskalte Hände fuhren zu ſeinen heißen Schläfen,

hinter denen das Blut, wild und ſchmerzend, rumorte. Kommt das Fieber am Ende wieder? . . . Ach was! Es iſt nur die Müdigkeit! Die Augen ſchmerzten.

Mit geſchloſſenen, händeverdeckten Augen ſtand Friedrich:

Herriſch drang die Abſpannung auf ihn ein. Er wehrte ſich; der unheimlich befeſtigte Ruinenberg der Kaiſerlichen, das ganze Bild der Landkarte war wieder, nun deutlicher denn je, vor ſeiner Seele: Es iſt zum Tollwerden! Ewig ſeh' ich den verfluchten Ruinenberg! Das Zeug iſt wie in mich genagelt! Er iſt ſteil! Was iſt, wenn Zieten nicht durchdringt? Dann bin ich hin!! Friedrich öffnete langſam und ernſt die Augen; trotzig ſchüttelte er den Kopf. Er muß durchdringen! Warum ſollte er denn nicht durchdringen? Er iſt ſchwach! Gut! Dafür ſind die drüben nichts wert! Das iſt nicht wahr; du redeſt dir das bloß ein! ſagte etwas in Friedrich. So? . . . Nachdenklich, geſenkten Hauptes, ſchritt Friedrich in der Bauerſtube hin und her:

Sonderbar, jeder Gedanke, der in mir entſteht, ſei er nun hell oder dunkel, erzeugt einen Gegengedanken der entgegengeſetzten Meinung in mir. Welcher iſt der richtige? Der erſte? Die Philoſophen ſprechen von der „Richtigkeit des erſten Eindruckes"? Das hat bei mir ſchon ſehr oft nicht geſtimmt! Und der zweite? Das hat ebenſooft nicht geſtimmt. Man muß annehmen, daß das „richtig" iſt, was einen aufrecht erhält! . .

Wie die glühenden Balken in den Ruinen bei Pretſchen kniſterten und krachten! Wie ein Feuerwerk! Da-

zwiſchen die verkohlten Leichen! Wie unwirklich weiß des einen Bein durch die Fetzen der Hoſe herausſah? Grauſig! Pervers! . . . Verwüſtungen über Verwüſtungen, Zuſammenbrüche von hunderttauſend Glücken, Elend, Not, Roheit, Blut und Mord! „Pfui Teufel!“

Friedrich ſtand.

Sie ſind ſchuld daran; ſie haben mich angefallen!

Iſt nicht wahr!

Friedrichs Augen ſtarrten einwärts:

Auf dem ſchneeüberſtürmten Platze, vor der Rückſeite des königlichen Schloſſes zu Berlin, ſtand meine Karoſſe. Ich ſeh's, als wär's geſtern geweſen! Theatraliſch ſtieg ich, in den dunkeln Reiſemantel gehüllt, mit fröhlichem, gemachtem Antlitz die Treppe nieder. Es fror mich im goldſtrotzenden Ballkleid, das dann in der Kutſche durch die Felduniform abgelöſt wurde. Ich war damals ein verrückter Kerl! Ein roſa Domino, mit weit aufgeriſſenen, violett gefärbten Lippen im Pudergeſicht, ſtand oben auf der Rampe, und ſah mir zu. Zierlich war die Geſtalt! Ich glaub' noch immer, es war die Voß! Ich winkte ihr herausfordernd zu: „Leb wohl, Püppchen!“ Wie der verkleidete Tod in einer Verführungsgeſtalt ſah die Schalksnärrin aus; ich verſteh' ſchon, daß die der Wilhelm heiraten wollte; ſie warf mir Kußhände zu. „Fahr' nach Schleſien!“ ſagte ich großartig zum dicken Kutſcher im beſchneiten Pelz. Droben drehten ſich die Paare hinter den hellerleuchteten Fenſtern. Geigen und Klarinetten jauchzten; zart, wie aus einer anderen Welt, die hinter mir verſank; ich verſtieß mich ſelbſt daraus! Ich wollte

für die Nichtsahnenden, für meine „Kinder", als „Vater", als „Held", ſorgen und handeln! Ich verſteh', daß ſie mich für verrückt hielten! Der erſte Sieg ſollte die Enthüllung meiner „Genialität", meines Feldherrntalents, meiner richtigen Vorausſicht ſein! Für ſie, für die ganze Welt! Im Wagen ſaß das Schweigen neben mir, die Angſt, als die Lichter Berlins hinter mir verlöſchten. Ich heulte, als das Dunkel anhub! Der „Held"! . .

Mollwitz! Schreien, Heulen, Sterben und Krachen, Mord, Roheit, im Frieden beſtraft, höchſte Pflicht in der Schlacht! Fürchterlich! Entfeſſelte Viehigkeit! Dieſe Qual! Das anſehen zu müſſen! Dieſe Selbſtanklagen! Dieſes, an den Haaren herbeigezerrte, maßloſe Unglück! Victoria. Ja: Victoria! . . Der Einzug in Breslau! Das Leben iſt ein Narrenhaus! Blumen, Jubel, Blumen, Jauchzen, hochgeworfene Hüte und Kappen, geſtreckte Arme, hochgehobene Kinder, tränennaſſe, taumelnde Augen, Frauenblicke voll Bewunderung und Feuer, zornige Männerviſagen, feige Servilität, die Welt ſah auf mich; Ochſen und Feiglinge! Es ſtraffte aber. Trotzdem! Ich reckte mich auf meinem „Pferd des Ruhmes" mit der Goldſchabracke. Ich blähte mich, ſaß ſtolz, hoch, „erhaben", mich ſelbſt betrügend, blickte laffenhaft eitel, ich bin ein Komödiant! als würde ich für die Liebſte des Herzens gemalt! Wie albern, wie verbrecheriſch dumm iſt der Menſch: ein Vieh!

Zerwühlt ſah Friedrich auf: Fredersdorf trug eine Taſſe rauchenden Tees ins Zimmer. In Friedrich zuckte

die Gier des Hungers auf: Wärme! Vorsichtig ging Fredersdorf, gradaus sehend, zum Tisch: Majestät liebte es nicht, angesehen zu werden, wenn sie meditierte! „Gib her!“

„Hier, Majestät!“

Zitternd hob Friedrich die Bauerntasse zum Mund; was muß sich der Fredersdorf von mir denken, wenn ich so gierig sauf'!? „Er ist heiß, Majestät!“ Piepe, was er sich denkt! Mit einem Zuge trank Friedrich die Tasse leer.

„Und was darf ich zum Abendbrot bringen, Majestät? Dorthin habe ich,“ Fredersdorf zeigte zur Ofenbank, „die Feigen aus Sanssouci gestellt.“

Sanssouci? Sanssouci! ... „Nichts! Ich hab' keinen Hunger.“

„Eure Majestät war wieder den ganzen Tag, bei dieser entsetzlichen Kälte! im Sattel! Ich hätte ein wenig kaltes Fleisch und Holländer Käse ...“

„Iß du's!“

„Majestät müssen mehr an Ihre Gesundheit denken!“

„Lass' mich in Ruh'!“

Duhan riet mir auch immer zur Schonung? Pah! Ich bin dann kaputt, wenn ich kaputt sein soll! Wenn ich jetzt esse, wirft mich der Schlaf! Ich darf mir nicht nachgeben! Der Mensch frißt überhaupt viel zu viel! Duhan lag im Totenbett, als in den Straßen Berlins der Einzugsjubel tobte! „Jede Eroberung,“ hat mich der Treue gewarnt, „schafft Blutschuld für Jahrzehnte; die Eroberung muß immer wieder verteidigt werden; bis sie endlich in die Gewohnheit der Öffentlichkeit wächst!“

Stimmt! Stimmt!!

Fredersdorf räuſperte ſich.

„Fredersdorf,“ ſagte Friedrich, den Betrübten aufrichtend anſehend, „es kommen ſchon wieder beſſere Zeiten!“

Der alte Mann ſeufzte. „Wollte der barmherzige Gott, es wäre ſo! Möge er Ihnen helfen!“

„Ich werde deinem Gott ſchon zur Seite ſtehen, damit er mir helfen kann!“ Fredersdorf verſchwand; Friedrichs Stirn war voll vorwurfsvoller Falten wider ſich ſelbſt:

Muß ich denn immer freveln? Kann ich denn gar nicht mehr anders? Was heißt „freveln“? Ich glaube an meinen Sieg! Das iſt das Ganze! Iſt ja nicht wahr! Friedrich ſtampfte zornig auf: Es iſt wahr! Ich will, daß es wahr iſt! Friedrich horchte in ſich; er lächelte boshaft: Aha, jetzt iſt der Widerſpruchsteufel ſtill; jetzt hat der Schuft Angſt! Man muß bloß energiſch zufaſſen ... Spielereien!

Die kranke Niere ſchmerzte. Friedrich preßte unwillig die Hand auf den Uniformrock, durch den ſeine Knochen ſtachen. Das fehlt jetzt noch, daß mir der knollige Fleiſchbrocken wieder Geſchichten macht!

Friedrich vergaß den Schmerz, er ſtierte vor ſich hin: Wenn ſie den Finck erwiſchten?! Es iſt ein tolles Wagnis! Was ſollte ich denn aber anderes tun? „Ach,“ ſtöhnte Friedrich, „es ſteht nicht dafür, daß man ſich ſo quält!“

Wedells Leiche lag ſteif, wie eine wachsgelbe Rieſen-

puppe, im Futterraufen der Scheune. „Mein Freund!“ Wie ſie ſtöhnten um mich; ſteinharte Männer und Burſchen weinten und ſchluchzten! Wie entſetzlich die ſchwerſchleppenden Leichenträgerfüße im Stroh raſchelten! Wie lebendig ſchufen die im Zugwind hin und her laufenden Schatten der Pechfackelflammen Wedells edle Züge! Tot! Tot! Alles ſtirbt um mich! Wie anklagend ſah das nicht geſchloſſene, glanzberaubte Totenauge auf mich. Wie der heitere Mund häßlich verzerrt war! Die eingefallenen Züge aber waren wie ein Römerprofil! Als hätte die harrende Erde ſchon alles Irdiſche aus ihnen geſogen. Jetzt liegt er wohl auch ſchon in der kalten Erde! Eiskalt war Wedells Hand! Der Schnee deckt ihn zu; der iſt barmherziger als wir Menſchen! Geſtern lachte und ſcherzte er noch, heute zog ihm das Totenweib die Stiefel aus. „Ach!!“ Ich brauch' die Stiefel; meine halbe Infantrie läuft barfuß!

„Wir ſind lauter Wedells!“ Der ſchwer bleſſierte arme Schelm hatte recht. „Wir ſind lauter Wedells!“ Sie wollten von mir geſtreichelt ſein, die Mutter ging ihnen ab! Sie gönnten dem Toten meine abſchiednehmenden Hände nicht! Sie ſind wirklich lauter Wedells! Sie liegen im Kot, in der eiſigen Luft! Für mich! Gibt's das? Ich laſſ' ſie zum Dank die blutigen Gaſſen laufen; damit ſie für mich — ſterben!

In ſchrecklicher Qual ſtieß Friedrich die Arme in die Luft.

Der Kerker hat keinen Auslaß!

„Es iſt ſo!“ ſprach Friedrich. „Wehr' dich nicht! Es iſt ſo; es nützt dich nichts!“

Bei verzerrtem Antlitz zog Friedrich die Taſchenuhr: „Erſt Sieben vorbei?“ ſagte er ſeufzend, „ich bin außer der Zeit! Da kann der Finck ja noch immer Nachricht ſenden! Warum ſoll er denn auch hin ſein? Ich bin ein Scheißer!“ Mit energiſcher Bewegung ſchob Friedrich die Uhr in die ſchlappſitzende Weſte zurück. „Bisher haben mich die Canaillen jedenfalls noch nicht klein gekriegt! Sie werden's auch nicht erreichen!“

Die Fäuſte unter dem geflickten Rockſchoß vereinigt, ſchritt Friedrich mächtig („theatraliſch“, wie er ſich ſelbſt kritiſierte) zur Tür. Hin und zurück. „Feldmarſchall Daun iſt ein Idiot!“ ſagte er laut, ohne es zu glauben; um ſich aufzurichten, „bei der Pompadour hilft mir die Luſtſeuche, die Ruſſin iſt krank, die Dame zu Wien ißt zu viel Backhühner; der ſchöne Wienerwald und der Geſchmack, den haben ſie, wir ſind Barbaren (aber wartet nur: ich brauch' bloß Zeit, das zu ändern!), haben noch nie einen Krieg entſchieden! Wir werden ja ſehen! Holla: Friſch, hurtig, heiter!“

Friedrich wandte ſich ſelbſtgehorſam, fröhlich um, und ging zum Tiſch.

Er ſetzte ſich und ſchlug einen Akt auf.

„Wenn ich nur ſo dumm ſein könnte, wie der Eichel!“ murrte Friedrich vor ſich hin. „Der geht im Aktendreck auf. Der iſt glücklich!“ Friedrich las: ‚Die Mehlſpeicher ſind leer . . .‘ Er ſchüttelte den Kopf. Später! Sie ſollen ſich die Wänſte ſchnüren! Wieder zog Friedrich die Uhr. Bevor ich vom Finck nichts weiß, habe ich keine Ruhe! Friedrich riß ſich am Ohrläppchen: Auf

dem Aktenumschlag vor ihm erschien das Bild des gestrigen Husarenscharmützels: Pferde, Menschen, Schimpfen, Klirren, Stürzen, Geknall! Ich bring' das Zeug nicht aus dem Kopf! . . . So stark hab' ich's noch nie gehabt! . . . „Ich bin überreizt," sagte Friedrich abschließend, „ich will mich jetzt langstrecken, nur für ein paar Minuten." Friedrich erhob sich. „Nichts denken können, das wäre das Paradies der Welt!"

Friedrich setzte sich aufs knarrende Bett, er hob die Beine, die durch die Müdigkeit wie gelähmt waren, die Rechte stieß Hut und Degen zur Seite, an die Wand. „Ah!" Friedrich schob den schmerzenden Körper, ausgestreckt, zurecht, er legte wohlig den Kopf zurück und schloß die Augen. Die Linke umpreßte gewohnheitsmäßig, als müßte er nachdenken, die müde Stirn.

Das Blut sang und brauste in den Ohren.

Kreuz und quer schossen die Gedanken:

Es ist gut, daß die Pfaffen die Gestorbenen so feierlich begraben! Das Soldatenbegräbnis hinter Leichnahm heute nachmittag wirkte, als drohte keinerlei Gefahr! Das täuscht der Mannschaft vor, daß mit ihr menschlich verfahren wird . . . Das erhält Kontenance . .

Jetzt plündern meine Soldaten auch! Jeden Tag kommen drüber jetzt Meldungen. Es ist nicht zu verwundern: Wenn der Mensch nicht weiß, ob er in der nächsten Stunde noch das Leben hat? . . . Das ist selbstverständlich! Ich genösse ja auch noch gern alles, eh' ich hin bin! Wir sind arm. Arme Menschen . .

Ein Luthergesicht hat der Prediger vom Seydlitz!

Der Seydlitz iſt wie ein Stier! Wie er vorhin wieder an mich heranpraſſelte! Bei der Attacke hieb ſein Gottesgelahrter nicht übel mit ein! Überhaupt, wie ſie hauen?! Unruhig, auswegſuchend, ſchob Friedrich den, von den Erinnerungsbildern ſeiner Überanſtrengung verfolgten Kopf hin und her: Der Seydlitz-Prediger erinnert an den Paſtor, der zur Rechten Kattes ſchritt!

Auf dem Wall, gegen die froſtſtarre Oder gezeichnet, ſtanden Menſchen! Es war eben „patriotiſch“, einen Offizier hinrichten zu ſehen, den der König verdammte, weil er ſeinem Sohn, der dafür im — Kerker ſitzt, zur Flucht verhelfen wollte! Der Kronprinz im Kerker, das war eine Senſation! Es iſt eine Horde! Wie tapfer und ruhig, wie beneidenswert ergeben ging doch Katte ſeinen letzten Gang! Wie gefaßt! ‚Er tut mir leid, aber es iſt beſſer, daß Er ſtirbt, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt kommt‘, ſagte Vater, als er das Todesurteil unterſchrieb; ſo haben ſie's wenigſtens erzählt! „Gerechtigkeit!“ Ein ſchönes Wort; ein hirnloſer Nonſens! Friedrich ſchob ſich im Bett. ‚Daß die Gerechtigkeit nicht aus der Welt kommt.‘ Ein heroiſcher, ein hiſtoriſcher Ausſpruch! Ein wahnſinniger Unſinn! Wo iſt denn das Maß der „Gerechtigkeit“? Ich find's nicht! Gerechtigkeit iſt das, was ſich ein jeder egoiſtiſch, zur Bequemlichkeit, zurecht biegt .. Ach ja ..

Der rote Scharfrichter mit dem Hiebſchwert, das bei jedem ſeiner Schritte aufglänzte! War Katte wirklich nur ein „Schuldenmacher“ und „Weiberheld“? Sah ich ſo

falſch? Er ſtarb wie ein Held! Der Sandhaufen ... Gemartert ſchlug Friedrich die Augen auf; das Bild verſchwand nicht, es ſtand jetzt in der Luft vor den Augen ſeiner Seele: Einen hellen Erlöſungsſchein ſchimmerte das Sonnenlicht auf Kattes fahles Geſicht, das ſchon die Todeskerbe trug, als er um die Ecke der Waſſerfront bog, inmitten der feierlichen Exekutionsſchar. Seine Augen leuchteten; goldig färbte die Sonne ſeine Züge; er lächelte zu mir herauf. Er lächelte! Freiſprechende Liebe war in ſeinem Abſchiedsblick. Er hatte mich gern! Er hob den Arm, ſo klein, ſo dünn in der Entfernung von meinem hohen, klotzigen Kerkergrab über dem Hof, wo mich die Tiere am Fenſter hielten; er wirft eine Kußhand herauf: „Ich ſterbe gern für Sie, mein Prinz!“ Hell, frei-fröhlich war die Stimme! Feſt ſchritt er weiter, ernſt, entſchloſſen, mit allem fertig! ‚Laßt mich los, ich ertrags nicht!‘ ſchrie ich. Die Soldaten hielten meine Arme, als ſteckte ich in einem Stein, ſie drückten mir roh den Kopf durchs Gitter, daß mir das Blut von der Schläfe tropfte! Ungeheuerlich! Es war ein Königlicher, ein echt väterlicher Befehl! ‚Mein Racker ſoll zuſehn!‘ Der Morgenwind ſpielt mit Kattes Haar auf dem Sandhaufen; er kniet, er faltet die Hände; fromm, gläubig, ergeben, die ſchwarzen, verwachſenen, leidenſchaftlichen Brauen ſind friedlich auseinandergeglättet; er betet! ‚Herr Jeſus, nimm meinen Geiſt auf!‘ Lächelt noch einmal herauf, zieht die Mütze über die Augen, das Schwert, der Kopf rollt... „Es iſt zum Verrücktwerden!“

Friedrich ſprang in die Höhe; vom Bett, er rannte wieder in der Zelle ſeines Quartiers gefoltert hin und her:

„Man hat mir Unmenſchlichſtes angetan!“ Friedrich ſtand: Iſt das wahr? Kann ein Menſch, wie der Katte einer war, Frauenſtrumpfbänder ſammeln, die er im Schwall der ſinnlichen Luſt rechts und links erbeutete, und an — Gott glauben? Wenn er „ſchlecht“ war, dann war ich auch ſchlecht! Dann hatte Vater? In Kattes „galanter Muſterungsrolle“ ſtand jede Potsdamer Griſette? Sobald ſie auf „Stoßfeſtigkeit“ ausprobiert war. Er war ein Schwein! Und ſtarb doch ſo kindlich rein? . .

Düſter rang ſich Friedrichs Blick durchs kleine Fenſter, auf deſſen Scheiben kühl die Froſtblumen blühten. „Ein Narrenhaus!“ ſtöhnte Friedrich.

Bin ich ſchlecht oder gut? . .

Feig war ich damals auf jeden Fall!

Ich hätte damals alles abgeſchworen, nur um am Leben zu bleiben! Alles! So iſt der Menſch!

Ein kluges, ſtilles Geſicht hatte der Moltke; er erſchoß ſich meinetwegen: ‚weil ein preußiſcher Hauptmann keine Satisfaktion vom Königlichen Prinzen und von einem — Verbrecher nehmen darf!‘ Iſt das groß oder iſt das Wahnſinn? Iſt Stolz Wahnſinn? ... Die Backpfeife, die ich ihm gab, war roh, lauſejungenhaft gemein war ſie; er erfüllte ja nur ſeines Königs Befehl, als er mir das Licht aus der Zelle nahm (Fouqué tat's nicht!), damit ich nicht leſend ſtarkwillig bleiben konnte, damit mich der Teufel im Finſtern mürbe kriegte,

damit ich ja ganz zerbrach, für des Tyrannen Befehl: „Du heirateſt die Braunſchweig!“

Die ſchönen Beine der Potsdamer Kantorstochter, im grauſeidenen Strumpfzeug, wurden dann meine Aufrichtung! Mein Halt, wenn der Überfall der Herzangſt kam, das Todesſchaudern! Immer wieder zerrte ich mir das Bild vor. Die blanken Mädchenaugen brachen faszinierend; das röteüberſtrömte, ſehnſüchtig ergebene Geſicht vergrub ſie, nach rechts ſinkend in den Polſter; ihre ſpitzen, kleinen Zähnchen lagen auseinander; ſie hauchte einen Ton! . . . Alles war in dieſem Ton! Alles! . . . Und . . . Die Keuſchheit iſt ein herrliches Tier, wenn ſie ins Gegenteil umſchlägt! Er ließ ſie dafür auspeitſchen! Er ſagte mir's nach dem Mittageſſen! . . . Armes, armes Weib! Ich hab' einen fürſorglichen Vater gehabt! . .

Der Orzelska Bruſt war ſchön; die ſchönſte, die ich ſah! Wie ſie aus der hellblauen Seide ſtach! Er hielt mir den Hut vor die Augen! Keuſch war er; er war wohl bis heute der einzige keuſche Fürſt! Dieſe Reichsfürſten, dieſe Miniaturgötter der Wolluſt! „Na, meine Herren,“ ſagte Friedrich laut, „wir ſetzen uns ja morgen wieder einmal auseinander!“ Hätten wir Fürſten nicht ſo viele Zuhälter; wenn einer mit der Braue winkt, gleich ſind die Hunde zu allem bereit.

Wie grob der Rochow zugriff! Ich habe zu lange unentſchloſſen im Freien geſtanden, ſtatt ſofort aufs Pferd zu ſpringen und das Weite zu ſuchen, nach Frankreich oder England! Ich fiel meinem „Kunſtſinn“ hin-

ein! Der Morgen war zu ſchön für mich! Die Nebel und Dünſte ſtiegen aus den Wieſen im Tal, hinter dem Schlößchen ſtieg die Sonne auf und ſchien ſchrägſtrahlig durch den Atem der Erde, als blickte Gott aus dem Himmel. Der Friede der Natur war zu ſchön für mein gemartertes Jünglingsgemüt! Die Vögel konzertierten in Moll. „Wohin, Prinz?“ Wir funkelten uns an wie zwei Teufel; wie war Rochow erwacht? Ich weiß es heute noch nicht! Ich ſtieg doch, mit gelingender Vorſicht, als ſei ich ein routinierter Dieb, über ſein Bett? Der väterliche Aufpaſſer lag wohl die ganze Nacht wach und ſtellte ſich nur ſchlafend ... „Wenn Seine Majeſtät den bürgerlichen Rock ſieht! Um Gottes willen, Prinz! Schnell, ſchnell, zurück! Vergaßen Sie, daß Sie Ihr Herr Vater geſtern ſchon würgte und Ihnen die Gardinenſchnur um den Hals legte? Ich will nicht wieder ſolche Schlichtung üben müſſen, wie geſtern! Seine Majeſtät“ — ‚Majeſtät!‘ iſt gut für ſo etwas! — „war geſtern nahe daran, vom Schlage gerührt zu werden!“ Ich brüllte meine Not aus! Wäre Rochow nicht geweſen, mein Vater hätte mich durchbohrt! Der Vater den Sohn! Der Degen war ſchon in meinem Rock; ich fühl’ die kalte Spitze noch jetzt.

Die Ketten erlaubten mir nicht, den Kopf vom Boden des Schiffes zu heben. Hie und da erſchien die oberſte Kontur eines Berges, einer Ruine über dem Bordrand; die Sonne brannte: das Waſſer des Rheins rauſchte ſo friedlich. Was treibt alles das franzöſiſche Geſindel um dieſen Fluß! Eine Holzplankendicke zwiſchen

dem Elend, der Schmach und dem erlösenden Tod! Das Ans-Land-gehen! Unter Eskorte, wie ein Schwerverbrecher! Alle sahen mich verächtlich an; natürlich, es war ja Sein Befehl und: ein „gestürzter" Prinz! Sie dienerten vor dem Dickbauch, der blutdürstig, wie ein toller Büffel, herumschritt und ein Opfer suchte, das er dreschen konnte, zur Erleichterung seiner Wut, daß seine spartanisch-brandenburgischen Erziehungsmaximen bei mir so wenig genützt hatten, daß ich den Stolz besessen hatte, vor seiner satanischen Prügelerziehung fliehn zu — wollen! Sie hatten alle zitternde Angst vor dem tyrannischen Wüterich!

„Wie jetzt vor mir," sprach Friedrich laut, mit zynischer Selbstverspottung. „Wie jetzt vor mir!" sagte er nachdrücklich, als sei ein Widerspruch zu besiegen. „Ich bin sein wohlgeratner Sohn. Zieten saß im Kriegsrat gegen mich; die andern sind tot, zum Teil für mich gefallen! Daß sie den Mut hatten, mich frei zu sprechen?" Friedrich nickte voll Erbitterung. „Dafür bin ich heute so lieb zum Zieten gewesen! Wie mein Vater! Ganz wie mein Vater! Der Kaiser bat für mich; dafür nahm ich seiner Tochter Schlesien und mach' ihr ihr Leben zu Harm!" Friedrich wandte sich wieder zum Bett. „Gleiches Holz!" sagte er resigniert, sich neuerlich niederstreckend, „gleiches Holz und gleiche Pein." Friedrich schloß die Augen:

„Flieh nach Wien," sagte Katte. „Heirat' die Maria Theres', so wirst du Kaiser und kannst dann den Dicken kuranzen! Werd' katholisch!" Wie kindisch! Wie Ver-

liebte küßten wir uns in der Ulmenallee, zum Abſchied Wie Verliebte, die auseinander müſſen, die ſich ſchwören (ſchwören iſt ein guter Witz!), beim nächſten Wiederſehen „nie mehr" voneinander zu gehen. Unheilverkündend fiel das Mondlicht zwiſchen den finſtern, reglosen Äſten durch; der Lauſchpoſten pfiff, wir liefen auseinander. „Du mußt mich, als Kaiſer! zu deinem Feldmarſchall machen!" rief Katte. Das letzte Wort, bis zum Sandhaufen! Ja: Feldmarſchall! Feldmarſchall des Todes . .

Die Domänekammer zu Küſtrin! Scheußlich! Wie ekelhaft weißgetüncht! Die plumpen Möbel! Die eingebildeten Bürokraten! Fade Reden, Perücken! Dieſe ewige Langeweile, und doch: Wie nötig war mir das alles! Er wußte ſchon, was mir not war: Jetzt kann ich die Schweinezucht abſchätzen, ich verſteh' Handel und Forſtwirtſchaft! Alles! Sie können mich nicht hinters Licht führen. Ekle Pedanterie war's! Ekelhaft, aber doch!... Das Land hat Nutzen davon ... Es iſt putzig, wie man aufhören muß, Menſch zu ſein, damit ſie einen „menſchlich" nennen!

Hätte ich nicht die Wreech gehabt! Wie ſchön immer ihre blauen Augen lachten, wenn ich wieder meinen Raptus vor ihr hatte! „Il n'y a que le premier pas qui coûte!" Wie ein Heiligenſchein rundete ſich ihr blondes Haar um ihren Kopf. Der Kniekuß war die Stelle, an der meine erſte Offenſive zum Stehen kam. Der kronprinzliche Aktuar! Mein Liebesgedicht auf ſie war gar nicht einmal ſchlecht: „Wenn Liebe wehrt, ſo iſt ſie in Gefahr ..."

Blödſinn!

Auf der Höhe des Parks, im Griechentempel war's! An einem Hochſommermittag; der Oberſt hatte Kirchgang. Wie die Bienen ſummten, die Blumen dufteten ſchwül. „Mein Prinz, Ihre Freundſchaft iſt zu ſtürmiſch, ſie greift über ihr Gebiet!" Der warme, weiche, ängſtlich begeiſterte Druck ihrer Hand auf meinen Arm gab die Entſcheidung! Ob das Kind wirklich von mir war? In der Jugend bringt einer leicht, Kinder und Gedichte zuſammen! Jetzt muß ſie betteln, weil ihr die Ruſſen das Schloß zerſtörten. Armes Luder! Ich komm' euch ſchon! Die Ruſſen ſind wie die Wanzen: je mehr man zerquetſcht, deſto mehr werden ſie. Milchig, wie Alabaſter waren ihre Arme; ſo kühl! „Wollen wir nicht lieber nur Freunde bleiben?" Die „Frau Oberſt" hatte Angſt. Es machte mich wütend, daß ſie immer ſo ſtarr zum Kiesweg niederſah, zum Sandſtein-Amor, ob niemand käme. „Ich will Ihnen dafür ein Andenken geben, einen Ring von meinem Haar! Sind Sie mir böſe?" Sie war dann immer kalt; dafür aber die Barberina! Wenn die getanzt hatte! Die Augen! Ihr Liebhaber, der Hund hat mich um die engliſchen Subſidiengelder gebracht! Die Barberina . . . Das Vieſt iſt mich teuer zu ſtehen gekommen.

Friedrich gähnte. „Vorbei; ich hab' eine dicke Frau und bin — vernünftig. Schlafen wir!"

Wagen polterten vor dem Fenſter: die Schwerbleſſierten reiſen.

Die Gegenwart!

Reglos lag Friedrich; die Erſchöpfung ließ ſeinen Unterkiefer ſinken, ſein Mund ſtand offen. Im Tanzſaal ſeiner Seele ſtellte das müde Blut die letzten Bilder:

Wie ein Spiegel iſt der Rheinsberger See. Silber des Mondes und der Sterne iſt im glatten Waſſer, mit dunkeln Schattenflächen und den Flecken der tiefen Stellen; hie und da ſpringt ein Fiſch, das Waſſer wellt zart, beim Schilf, letztes Sonnengold atmen die Wellenringe aus; ſie ſchlafen ein. Die Barke liegt ſtill. Grauns Flöten-Adagio ſingt in der regloſen Luft voll Roſenduft; im farbloſen Raſen am Ufer tanzen ſie Menuett; langſam, feierlich ſchwingen ſich die Arme und Beine im Rhythmus des Reigens.

Chineſiſche Seide trug ſie, rot beſtickt. Es war vor dem Ball. Oben die Sterne, kein Lüftchen. Nur Nachtigallen, Harzduft, Faunlachen. Still glitt die Barke. Im Schloß ſind ein paar Fenſter hell. Leiſe raſchelt der Teppich, der ins ſchlafende Waſſer hängt. Alles iſt ſo geheimnisvoll. Ich legte den Arm um ſie, ich rückte näher; ſie zitterte mir entgegen. Sie flüſtert: „Ich hab' Euch lieb, Majeſtät!“ Rührend iſt ihr jungfräuliches Antlitz, „ſchön“ ſagt das dumme Volk; naß ſchimmern im zarten Teint die traurigen Augen. Sie birgt den Kopf an meiner Bruſt. „Ich hab' Euch ſehr lieb.“ Vaters Geſicht kommandiert: ‚Du wirſt dich an ſie gewöhnen! Ich will, daß du ſie gern haſt, damit endlich deine Fickfackereien eine Ende nehmen! Liebe iſt Gewohnheit!‘ Zum Ufer! Zum Ufer! . . Sie ſaß ſtarr und ſteif. Wie langſam die Barke

ſchwamm! Ich ruderte wie ein Narr bis das Boot anſtieß; mit höflicher Verbeugung ſtieg ich aus. „Ich habe jetzt den Muſen zu dienen, Madame!“ Stolz ſchritt ich über den taunaſſen Raſen, hinauf, in meinen Turm, ich heulte. Heulend blies ich die Flöte. Sie applaudierten vom Raſen herauf; ich warf ihnen exaltiert durchs Fenſter „graziöſe“ Kußhände nieder, heulte wieder, ſteckte die Kerzen an, las ... ſchrieb ... exzerpierte ... Die Bücher ... lächeln, ... Cicero und ... Rouſſeau mahnten: „Sei ... ſtark!“ ... Ich ſchwöre! ... Keyſerlingk lacht ... Fouqué? ... Ein ... Rehruf ... wie eine ... Flöte.

Die Windſpiele träumen ... tief unter der ... Terraſſe ... ein ... Lichtlein ..

Kirchenkerzen.

Glockengeläute, Kanonenſalut.

Glanz, Menſch an Menſch.

Maria Thereſia weint. Gütig lächelt der Vater.

Katte hält Wilhelmine im Arm, ſie küſſen ſich.

Durchs Kirchenfenſter brechen Feuerkugeln, mit Donnern, als ſtürze die Erde ein, Trommeln! Der Chor ſingt; das Bombardement ziſcht, ruhig dirigiert Wedell; er kneift das Auge ein. Wilhelmine hat einen Totenkopf; ihre Lippen ſind Bein.

Was tuſt du, Mutter?

Ich probier' meinen Sarg. Schnee; darinnen der Sarg; eine weite Schneelandſchaft. Ein Kopf rollt im Schnee. Fanfaren! „Finck! Ich komm' nicht auf den Ruinenberg! ... Zieten! Einhauen!“ ... Trommeln,

Pfeifen, ſie greifen wieder an; ſie kommen nicht hoch, Finck iſt abgeſchnitten. „Finck! . . . Finck!! . . .“

„Wecken Sie ihn doch, Exzellenz!“ flüſterte Fredersdorf entſetzt dem vornehmen hochgewachſenen Herrn an ſeiner Seite zu, der weit vorgeneigt, mit tiefem Mitleid, Friedrichs abgezehrtes Antlitz ſah, der, ſchweißgebadet, Töne einer andern Welt gemartert aus ſich ſtoßend, vom Traum gelähmt, ſich in dem ſchmutzigen Bauernbette wand und ſtieß:

„Warum ſchlägſt du mich . . . Vater? Greift an! Greift an!“ ſchrie Friedrich. Seine ausholende Fauſt ſchlug an die Mauer; ſeine Augendeckel klappten auf.

„Majeſtät,“ ſtammelte Fredersdorf, ängſtlich zurückweichend, „der Herr Miniſter Graf von Finckenſtein ſind da!“

Friedrich ſetzte ſich, ohne den Sinn der Worte zu erfaſſen, auf; er ſtarrte ſie, Klarheit ſuchend, an:

„Ich bin es, Majeſtät!“ ſagte Finckenſtein. „Ich! Finckenſtein!“

Mit beiden Händen fuhr ſich Friedrich an die wirre Stirn. Für einen Augenblick, dann ſprang er mit katzenartigem, taumelndem Schwung auf den Boden; er riß die bleierne Mattigkeit in Kraft auf. „Verzeiht!“ Benommen machte Friedrich ein paar Schritte, die zur Unſicherheit gerieten; ſeine Zähne klapperten.

„So!“ ſagte Friedrich kurz, ſich noch einmal gewaltſam zuſammenreißend, den letzten Schlafreſt von den Schultern ſchleudernd, ſein Kopf fuhr herum. „Jetzt bin ich wach!“ Prüfend, argwöhniſch, maß Friedrich ſeinen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Freders-

dorf ſchlich ſchlotternd, den hängenden Kopf unabläſſig ſchüttelnd, zur Türe. Kein Zweifel! Das im Bett war ein Kampf mit dem Teufel geweſen! Scheu flüſterte Fredersdorf vor ſich hin: „O du lieber, o du grundgütiger Gott, erlöſe den König!“

Friedrich zog die Uhr. „Ich habe geſchlafen!“ ſagte er unwillig; er gähnte ſeufzend und ſtampfte mit den lebloſen, kälteerſtarrten Füßen auf. „Weiß Er was vom General Finck?“ Friedrichs Geſicht zuckte in banger Beſorgnis auf: „Oder: iſt in Bayreuth etwas los?“

„Nein, Majeſtät,“ ſprach der Miniſter traurig, „ich weiß nichts von Ihrer Frau Schweſter; ich komme von — Magdeburg!“

Friedrich biß die Zähne aufeinander. „Die Canaille Finck iſt ja wie vom Erdboden verſchwunden!“ knirſchte er. Sein Geſicht wurde Stahl; die entſetzliche Wirklichkeit ſeiner Lage ſtand wieder voll erbarmungslos vor ihm. „Es iſt gut,“ ſagte Friedrich, „daß meine Träume nicht erfreulicher ſind!“

Fragend ſah Finckenſtein den König an.

Grimmig lächelte Friedrich. „Sie verſtehen mich nicht? Der Unterſchied wäre nicht leicht zu ertragen. Setzen Sie ſich! Sind Sie ſchon lange hier? Sie werden nicht lange hier bleiben können! Puh!“ Friedrich ſchlug in die froſtſtarren Hände. „Es iſt ſaukalt!“ Beſchwörend faltete Finckenſtein die Hände. Friedrich ſah ihn abwinkend an; Friedrich zog die Augenbrauen abweiſend hinauf. „Bringen Sie mir noch eine Kriegserklärung?“

„Gott ſei Dank, Majeſtät, das nicht . . .!“

„Es ginge in Einem!“ Friedrichs Stimme veränderte ſich: „Finckenſtein,“ ſagte er, er ſchlug wieder in die Hände, „ich werde Ihm in ſehr kurzem die Nouvellen geben, danach Ihn ſo arg letzt! Morgen! Verlaß Er ſich drauf!“ Unwillig trat Friedrich zurück; nun geſchah's doch:

Finckenſtein ſank vor ihm auf die Kniee; Friedrich verfärbte ſich. „Majeſtät,“ bat der Miniſter ſchwerbewegt. „Machen Sie Frieden! Oſtpreußen hat der Zarin gehuldigt; Ihre rheiniſchen und weſtfäliſchen Provinzen ſind von den Franzoſen beſetzt, Pommern von den Schweden! Die Kurmark iſt hin, Berlin in Feindeshand . . .!“

„Steh' Er auf!“

„Majeſtät! Die Menſchlichkeit iſt über dem Ruhm!“

„Sagen Sie das meinen Feinden! Stehen Sie ſofort auf!“

„Sie gehen zugrunde, Majeſtät! Es iſt der einige Wunſch Ihrer Familie, daß Sie Frieden ſchließen!“

Die Türe hinter Friedrich öffnete ſich: Totenbleich trat Prinz Wilhelm ein. „Majeſtät,“ ſagte Friedrichs Bruder. „Ich ſtehe hier als Vertreter der Königin und all unſerer Familienmitglieder; ich flehe Sie als Ihr Thronfolger an: Bitten Sie um Frieden! Frankreich iſt dem Gedanken nicht abgeneigt; die Monarchie geht anders zugrunde! Die Größe der menſchlichen Seele ſind Güte und Vernunft! Ich beſchwöre Sie; bitten Sie um Frieden!“ Prinz Wilhelm ſchluchzte auf. „Haben Sie doch Erbarmen mit der Menſchheit!“

„Biſt du zu Ende?“

„Ich kann nicht mehr Thronfolger ſein, wenn Sie das Land ſo zerſtören.“

„Majeſtät!“ flehte Finckenſtein. „Ein Neuntel Ihrer Untertanen iſt tot! Das verwüſtete Land muß Frieden haben, Frieden um jeden Preis! Jeder zweite Mann iſt ein Krüppel! . .“

„Arbeiten die Pulvermühlen noch?“

Entſetzt ſah Finckenſtein den König an.

„Arbeiten die Pulvermühlen noch?“

„Gewiß, Majeſtät!? . .“

„Dann treibt ihr zu ängſtliche Politik!“ Friedrich wandte ſich zum Bruder, dem die Tränen der Verzweiflung und der Scham, über des Königs grenzenloſe Mißachtung, im verſtörten, aſchfahlen Antlitz ſtanden; Friedrichs Stimme hatte ſarkaſtiſchen, zermalmenden Geſellſchaftston: „Ihr ſeid jetzt in Magdeburg! Da geht es euch doch gut? Hoffentlich wurden euch die Schäferſpiele und das Kartenſpiel nicht zu ſehr geſtört!? Haſt du dich beim Davonlaufen ſtark alteriert? Du biſt's doch von Böhmen her gewöhnt?“

Schutzſuchend ſtreckte Wilhelm die Arme vor.

„Ihr habt wieder hinter meinem Rücken um Frieden gebettelt?“ ſchrie Friedrich. „Bin ich oder ſeid ihr König?“

„Schweden wäre bereit . . .“

Friedrich wandte ſich ab.

„Mach' Kinder! Zu was anderm biſt du nicht nutz!“ ſagte Friedrich über die Schulter.

„Majeſtät!“ ſchrie Finckenſtein beſchwörend auf. „Majeſtät!!“

„Ich bedaure Berlin,“ ſagte Friedrich zu Finckenſtein, der ſtarrte zur Tür: zwei Brüder ſchieden fürs Leben. „Das ſind Zwiſchenfälle!“ ſprach Friedrich. „Die Weltgeſchichte geht drüber weg!“

Jähe, atemraubende Hitze am ganzen Körper, äußerlich völlig unverändert und gelaſſen, ſprach Friedrich: „Warum habt immer Ihr die Angſt, die doch ich haben ſollte? Ich habe ſie nicht! Sie ſind verſtimmt, Finckenſtein? Dazu iſt bei der günſtigen Kriegslage kein Anlaß!“ Finckenſtein zitterte; hatte das Unglück den König verwirrt? „Abſolut kein Anlaß!“ ſagte Friedrich. „Hat man in Berlin geplündert? Ja?!“ Das Wort überſprang ſich verräteriſch. „Ja?! Man hat geplündert? Auch in Charlottenburg?“

„Dort am ärgſten, Majeſtät!“ Flehentlich breitete Finckenſtein wieder die Arme. „Sollen denn wirklich die Barbaren alles in Preußen zerſtören? Es iſt Pflicht, Majeſtät! Die höchſte Intelligenz, das Gewiſſen gebietet . . .“

„Die Hunde hinauszuhauen! Schluß mit der Zuckertorte! — Wie hoch war die Kontribution?“ Finckenſtein erbebte vor Friedrichs maßloſer Verhärtung; er ſtotterte:

„Zwei Millionen!“

„Die bezahle ich!“

„Die Münze iſt leer!“

„Ich habe Beutegelder in Fülle! Hat man auch in den Schlöſſern Schaden getan?“

„Alle Möbel und Gefäße ſind zertrümmert, die Tapeten ſind abgeriſſen, die Gemälde zerſchnitten. Dutzende von Häuſern ſind in Brand geſteckt. Majeſtät!! . .“

Friedrichs Hand griff in die Luft; er ſah ſeines Bruders vernichtetes Geſicht vor ſich. Er bezwang ſich, ſein Antlitz war flammenrot.

„Majeſtät erregen ſich?“

„Weiter!!“

„Die Kapelle wurde total ausgeplündert. Die Orgel iſt zerbrochen . . .“

„Meine Antiken?“

„Zerſchlagen.“

„Das Volk?“

„Leidet Höllenqualen! Städte und Dörfer gehen zu Dutzenden im Brand auf; kein Weib, kein Mädchen, ſelbſt Kinder nicht, werden von den Koſaken verſchont.“ Friedrich hub zu zittern an. „Vor den Augen der Eltern werden ſie gemordet,“ ſprach Finckenſtein, „verbrannt, auf glühende Kohlen geworfen! Geſchändete verüben zu Hunderten Selbſtmord, die Tollhäuſer ſind übervoll, Erhängte, Verſtümmelte . . .“

„Genug!“

Tief und ſtöhnend atmete Friedrich, röchelnd. Die Backenknochen ſprangen wie Sicheln vor. Weit ausgreifend, wie aus Eiſen, ging Friedrich zur Tür. Wild riß er ſie auf. „Den dienſttuenden Offizier!“ ſchrie er, daß die Fenſterſcheiben im Haus klirrten; ſein Geſicht war blau. „Den dienſttuenden Offizier!!“

„Majeſtät?!“

Friedrich zerrte den Offizier beim Arm ins Zimmer: „Ein Dutzend Huſaren! Sofort! Die deſperateſten! Die allerdeſperateſten! Strachwitz!“ Des Königs ſchmaler Rücken ſchütterte vor Finckenſteins flirrenden Augen: bei jedem Wort hieb Friedrichs Fauſt in die Luft; der Lunge mangelte der Atem: „Eine Stunde von hier — in Hirſchenhain! Er kennt — das Jagdſchloß der — Königin von Ungarn? . . . Ich hab' dort kampiert!“ keuchte Friedrich dem Miniſter zu, todbleich und wutblind, „man hat nichts, gar nichts dort berührt! Ich wollte auch im Krieg Menſch ſein! Es geht nicht, es geht nicht! Sie ſind Tiere!“ ſchrie Friedrich wild, verzweifelt, wieder zu Strachwitz herumfahrend, anklagend: „Ich hab' auf dem Seſſel geſchlafen, um der Kaiſerin Bett zu ſchonen! Der Menſch iſt ein Vieh!“ Friedrichs Hand krampfte ſich in Strachwitzens Arm. „Räumt auf! Das Gemeinſte, Verworfenſte, unter Seinen Befehl! Hin! Kein Stein darf auf dem andern bleiben! Kein Stein! Zerhauen, beſudeln! Orgien der Gemeinheit!...“

„Majeſtät!! . . .“

„Stehl' Er!! Plünder' Er! Feuer daran!!“ Friedrich wandte ſich, wie von Sinnen; fingerdick raſten die Stirnadern: „Krieg bis aufs Meſſer,“ ſchrie Friedrich. „Das Chaos hebt an! Preußens Untergang begräbt die Welt!“ Reglos ſtand der Offizier. „Worauf wartet Er noch?“

Reglos ſtand der Offizier. Friedrichs Augen phosphoreszierten.

„Iſt Er taub?“

Finckenſteins weißſeidene Beine machten einen ratloſen Schritt der Verzweiflung.

„Warum gehorcht Er mir nicht?!“ brüllte Friedrich; des Königs Geſtalt duckte ſich, wie ein Tiger vorm Sprung.

„Majeſtät,“ ſprach Strachwitz, „ich bitte gehorſamſt einen andern mit Dero Sendung zu beauftragen!“ Tückiſch ſtellte Friedrich den Kopf vor; Strachwitz ſprach: „Ich beſchwor meine Pflicht als Soldat, nicht als Mordbrenner!“ Er hat recht! wollte Finckenſtein ſchreien. Beflecken Sie Ihren Ruf nicht! Er kam nicht dazu: Friedrichs Degen blitzte, von raſender Kraft geriſſen, aus der klirrend fallenden Scheide: Ein Sprung!

„Will Er?!“

Stichbereit, todbrohend lag Friedrichs zitternde Klinge vor des bewegungsloſen Strachwitz' Bruſt.

„Bisher,“ ſprach Strachwitz, „war der Mord im Hauſe Hohenzollern nicht üblich!“ Friedrichs Mund verzerrte ſich: der Degen fiel. Finckenſtein riß ihn an ſich und barg ihn hinter der Bank. Tief, krampfhaft zerrte der König Luft in die Lungen.

„Es iſt gut!“

Keuchend, die Fauſt an der ſchlagenden Stirn, ſtand Friedrich. Herriſch fuhr die Hand vor: „Seinen Degen!“

„Hier!“ Mit aller Wut geſchleudert, vom Kachelofen ein Stück abſplitternd, daß es Funken gab, flog der Stahl in den Winkel.

„Er iſt kaſſiert!“ Friedrichs blutleere Lippen ſprachen

zuckend, ſtockend, zu Finckenſtein: „Wollen Sie die Güte haben, meinen Adjutanten Gaudi zu rufen, damit er den Schuft da — in Gewahrſam bringt! Bis das Kriegsgericht ſprach.“ Finckenſtein zögerte; er wollte bitten, vermitteln! „Ich hoffe, Herr Miniſter,“ ſprach Friedrich ätzend, „Sie erſparen mir die Wiederholung eines ſolchen Auftritts!“

Taumelnd, kaum trugen ihn die Beine, tappte ſich Finckenſtein zur Tür. Unbeweglich, unentwegt flehend und drohend, beſchwörend, als wollte er den König zu ſich zurückzwingen, ſtand Strachwitz. Friedrich trat zum Tiſch.

„Zur Stelle, Majeſtät!“ meldete ſich Gaudi.

„Ein Kriegsgericht gegen Strachwitz würfelt ſich ſofort aus! Das Urteil wird im Augenblick ſeines Spruchs vollzogen!“ Friedrichs flatternde Finger griffen aus dem Papierwuſt des Tiſches ein Buch. Haſtig blätterte er es auf, blätterzerreißend; ſeine Augen hatten Schwindel.

„Komm Er, Kamerad,“ ſagte Gaudi heiſer zu Strachwitz, „ich bring' Ihn in Sicherheit!“ Rabiat fuhr Friedrichs Kopf herum:

„Was heißt das?!“

„Iſt der Menſch tot, iſt er in Sicherheit!“ ſprach Gaudi. „Komm Er, Herr Kamerad!“ Stramm und ſtumm erwies der Verurteilte die Ehrenbezeugung. Die Tür ſchloß ſich, Friedrich las. Die Buchſtaben tanzten vor ihm. Haltlos, hilflos ſchürfte Finckenſteins Blick in der Stube herum. Klappend ſchlug Friedrich das Buch zu:

„So wagen ſchon,“ ſprach Friedrich; er wandte ſich,

erbarmungswürdig erſchöpft, „die Schurken mit mir zu ſein! So weit bin ich!“ Glühend ſah er Finckenſtein an: „Erzähl' Er weiter, Graf Finckenſtein!“

„Es iſt nichts mehr zu erzählen.“

Wie ein Raubtier im Käfig, lief Friedrich in der Stube hin und her. Schleichend, gebückt, raſend, lauernd, drohend, verirrt, verzweifelt, immer wieder ſprungbereit.

Friedrich ſtand, den Kopf ſchroff gegen die Türe gerichtet.

„Hat Er Nachricht von der Türkei?“

„Nein, Majeſtät!“

„Spanien?“

„Nichts!“

„Hat Keith geſchrieben?“

„Nein.“

„Der Sardine tut nichts in der Lombardei?“

„Nein.“

„Ich brauch' keine Hilfe!“ Friedrich wandte ſich.

„Majeſtät,“ bat Finckenſtein, „ich bin ein alter Diener! Ihre Familie hat recht! Sie dürfen die Sache nicht zum Äußerſten treiben . .“

„Wer verbietet's?“

„Die Unmöglichkeit, daß ein einziger Kopf ſeinen Willen der Welt aufzwingt! . . .“

Friedrich tappte ſich zur Bank. Er ſetzte ſich. Er ſank in ſich zuſammen und ſchlug die Hände vor ſein brennheißes Geſicht. „Die Kälte macht mich noch ganz dumm!“ ſagte er.

In Finckenſtein flog ein Hoffnungsſchimmer auf.

„Setze Er ſich zu mir," ſagte Friedrich.

Bebend gehorchte Finckenſtein. Erwartungsvoll.

Friedrichs ſchmale Schultern ſanken ein; wie leblos hingen die Arme. Einwärts ſengte und bohrte Friedrichs verſtörter Blick. Fein tickte Finckenſteins Uhr aus der geblümten Weſte.

„Regieren und politiſieren iſt Satansarbeit!" Friedrich ſah auf; er drängte, in heftiger Erregung, um ruhig zu bleiben, die Daumen aufeinander.

„Die Sachen ſtehen ſo: Ich habe Finck, mit ſtarker Macht ausgerüſtet, mit der Hälfte meiner Artillerie, in den Rücken der Kaiſerlichen geſandt; ich wußte ja nicht . . ." Friedrich brach ab: „Laſſen wir das!" ſagte er. Er ſtarrte wieder vor ſich.

„Ich haſſe nicht weniger den Krieg als Sie," ſprach Friedrich. „Ich kenne ihn beſſer als Sie und — alle! Er iſt entſetzlich!" Friedrich hob den Kopf. „Glauben Sie mir doch!" ſagte Friedrich gequält. „Ich will den Krieg nicht; ich bin zu tiefſt unglücklich über ihn und ſein Wüten; ich bin kein Bluthund . . . Es will!" ſagte Friedrich. „Ich kann es nicht anders ſagen: Es will .

Hätte mir Wilhelm nach Prag nicht alles verpfuſcht, ich hätte in Wien einen ſchnellen Frieden diktieren können! Das iſt vorbei. Heute ſteht alles krauſer denn je: Fauſt gegen Fauſt. Zuerſt wollten ſie Schleſien haben; jetzt wollen ſie Preußen, um die Größe ihrer Opfer zu decken, vernichten! Im Grunde war das immer das Ziel der Koalition, jetzt aber ſpricht ſie es

offen aus; jetzt iſt's Ernſt! Ich kann nicht zurück. Ich darf nicht! Die Koalition will keinen Frieden; ſie dazu zu zwingen, bin ich zu ſchwach geworden. Jetzt heißt es: aushalten, bis ein Zufall hilft oder bis ich und Preußen tot ſind. Spreche ich gegen meine Feinde das Wort ‚Frieden' aus, ſo iſt das mein Ende! Ich kann mich nur halten durch kraſſeſte Starrheit im Kampf, damit ihnen der Kopf zerbricht, bis ſie dadurch unſicher werden, ſich entzweien, bis ſie ſich dem Tatſächlichen fügen, daß Preußen ein Recht hat, zu ſein; gemäß ſeiner Kraft, im Völkerrat mitzuſprechen, zu ſteigen. Bisher ſehen ſie's nicht ein, daß das kleine Brandenburg zu berechtigter Macht ſtieg, daß es eine Berufung in Europa hat." Ernſt ſah Friedrich den Miniſter an: „Es iſt kein Beweis gegen das Recht meiner Behauptung," ſagte er, „daß ich nicht leicht gegen vierzehn Fürſten zu ſiegen vermag! Völkerprozeſſe haben lange Dauer; unter mir oder unter einem meiner Nachfolger: Preußen wird groß werden. Bis dahin gehet der Krieg! . .

Ich klage niemanden an! Es iſt das Recht und das Unglück mächtiger Staaten, deren Linie abwärts ſteigt, dies nicht zugeben zu wollen, ſich dagegen zu wehren! Sie ſind auch in ihrem Recht; wie ich in dem Meinen! Es iſt Rußlands Recht, ſich zu irren, ſeine kommende Macht jetzt ſchon als vorhanden zu glauben. Ich tue nicht das Gleiche, Finckenſtein," brach Friedrich des andern Gedankenmöglichkeit ab, „wir ſind an der Reihe, hoch zu ſteigen! Ich gebe

zu, ich habe es nicht gewußt als ich den Teufelstanz um Schleſien anhub, jetzt aber weiß ich's, durch den Widerſtand aller! Ich habe in meinem armen Land, und in den wenigen Jahren, die ich Schleſien im Frieden beſaß, deſſen Wohlſtand und Einkünfte verdoppelt! Verdreifacht! Ich habe mehr leiſten können, daheim und in Schleſien, als andere Monarchen; das iſt der Beweis für die Richtigkeit meines Handelns! Ich habe meiner Sendung bis zum Ende zu dienen! Ich leide darunter, ſchwerer als Sie glauben. Was die Gazetten der Koalition ſchreiben, iſt zum Teil richtig: Ich habe ſeinerzeit den Vertrag mit Frankreich gebrochen, als ich Schleſien mit ſeiner Hilfe erobert hatte. Weil ich den Krieg nicht, für franzöſiſche Intereſſen, fortſetzen durfte! Frankreich war auch nicht aus Selbſtloſigkeit an meine Seite getreten; es wäre dort nicht aus Selbſtloſigkeit verblieben. Politik iſt Politik! Öſterreich, dem ich Schleſien nahm, hat zur ‚Rache' den Kreis um mich geſchmiedet! Um Preußen aufzuteilen. Ob es damit recht hatte, wird ſich zeigen; es tat ſeine Pflicht, wie ich die meine tue. Ich brauchte Schleſien; wir ſind geographiſch zu zerriſſen, wir ſind der Spielball für Oſt und Weſt. Kein Großſtaat wurde ohne Eroberungen! Ich nehme alles, was die Kurzſichtigkeit ‚Schuld' heißt, auf mich! Ich trage alle Verantwortung; das ‚Volk' ſchließt ja keine Verträge: wir Monarchen oder deren Stellvertreter, Diplomaten in unſerem Dienſt, tun es: Was geſchah, iſt mein Wille! Ich ſehe nur auf den

Nutzen meines Volkes, bei allem was ich tue, ich handle einzig und allein danach! Beſchimpft mich! Gut! Die kleine Ethik des Privatmanns ziemt dem nicht, der für das Wohl von Millionen verantwortlich iſt. Hier iſt ein anderer Gerichtshof geſetzt: die Nachwelt und das Geſetz in meiner Bruſt, die Kraft, die das verleiht! Im Völkerprozeß entſcheidet nichts als die Kraft! Mein Vater bereitete Preußens Kraft vor; ihre Handhabung und Verſtärkung ſind mir als Los gefallen. Solange ich lebe, werde ich nicht ablaſſen, wenn auch mit Wehmut, meine Pflicht zu erfüllen! Ich muß weiter kämpfen! Stürbe die koiffürte zariſche Hexe: die Lage wäre mit einem Schlage verändert. Niemals wird der Nachfolger der Zarin mit mir Krieg führen; ich habe alles getan, ihn für mich zu gewinnen."

Ehrfürchtig ſah Finckenſtein den König an.

„Dieſe Arbeit ſchien mir wichtiger," ſagte Friedrich, „als das Friedensgebettel meiner Familie, die ſich dafür bei der Koalition nur Hohn und Spott holt, das als Eingeſtändnis meiner Schwäche angeſehen wird, das mir mein ſchweres Tun furchtbar erſchwert." Glühend ſah Friedrich ſeinen Miniſter an: „Gibt es einen Gott, dann ſtirbt die Zarin! . . Laſſen wir das.

Man ſagt, ich hätte angegriffen? Seinerzeit und jetzt, in dieſem Krieg! Ja, ich habe den Augenblick gewählt, in dem ich Ausſicht auf Erfolg hatte; das war meine Pflicht, meinem Volk gegenüber." Friedrich legte ſeine Hand auf des Miniſters Arm:

„Sie waren mein Spielgefährte von Jugend auf, Sie kennen mich von klein auf; Sie wiſſen, daß ich wiſſentlich keine Unwahrheit ſpreche: Ich habe alles, was ich tat, tauſendfach gewogen und geprüft; ich bin mir ſtets ein ſtrenger Richter geweſen. Es war meine Pflicht, ſo zu handeln, wie ich handelte! Ich ließe mich gern vierteilen, könnte ich der Welt endlich den Frieden geben; es geht noch nicht! Er kann erſt dann kommen, ſteht man uns das Recht zu, Freiheit der Entwicklung zu haben. Die Probe, wer recht hat, ich oder ihr alle, dauert lang, doch ſie iſt dauernd im Gang: Irrte ich, dann geht Preußen zugrund; dann aber, Finckenſtein, verdiente es auch nicht, zum Leben gepäppelt zu ſein.“ Friedrich ſtraffte ſich. „Es wird nicht zugrunde gehen!“

Mit ſchiefem Kopfe ſtarrte Friedrich zu Boden.

„Die Familien bilden den Staat; das Familienoberhaupt iſt der Vater; das Staatsoberhaupt iſt der Vater ſeines Volkes. Vater ſein, heißt ſtreng ſein; heißt weiter ſehen, als das Kind!“ Friedrich blickte Finckenſtein ernſt und ſicher an. „Sie haben mich oft, auch vorhin, auf die ungeheure Verantwortung hingewieſen, die auf mir liegt; das iſt Ihre Pflicht; wenn ich auch dagegen opponiere, es iſt gut, daß Sie es tun; ich werde dadurch ſtets von Neuem zur Selbſtkontrolle gezwungen; die ungeheure Verantwortung verläßt mich ſo keine Sekunde; ſie allein gibt mir die Kraft, euch daheim und den Feinden im Feld, zu trotzen!“

Schwer atmend ſah wieder Friedrich vor ſich nieder.

„Ich hätte noch gern das leere Land in Preußen beſiedelt, das ich zum großen Teile öd erbte; ich hätte gern überall helfend eingegriffen; ich hätte Reichtum und dadurch Glück für alle geſchaffen! Mir blutet das Herz, ſeh' ich Brandenburgs unwirtlichen Sand vor mir, den ich mit Leichen fülle; aber! . . ."

Finckenſtein faltete die Hände.

„Ich hätte Kanäle gezogen, Sümpfe getrocknet. Handelswege erſchloſſen, Kunſtſtraßen gebaut, die Juſtiz gerecht gemacht; was ich mit der Folter und der Tortur tat, war erſt ein Anfang. Aſyl wollte ich jedem Menſchen in der Welt bieten, der Verfolgung, um ſeines Glaubens oder Geiſtes willen, litt. Die Arche der Freiheit hätte Preußen werden ſollen, der Sitz der Kultur! Ich hätte ein Paradies gebaut, voll Grün und voll Freuden; mein Ideal erfüllt; da kam der Revanchekrieg wegen meines Schleſiens! . . ."

Friedrich erhob ſich; er ging traurig zum Tiſch; er nahm ein eng vollgeſchriebenes, abgegriffenes Heft hoch; er blätterte und ſprach, als ſei er allein:

„Ich hätte nützliche Bäume gepflanzt; dem armen Lande Obſt gebaut; Maulbeerbaum und Seidenraupe hätte ich eingeführt; Kartoffel und Bienen gezogen." Friedrich las: „Fremde von Diſtinktion, Vermögen und Wiſſen ſind ins Land zu ziehen; ſie ſind leicht zu haben, da der Prophet im eigenen Lande nichts gilt! — Schulen ſchaffen den Menſchen! — Wir müſſen ſchöner bauen; Geſchmack iſt Nützlichkeit und Nützlich-

keit ſchafft Geſchmack. — Bei der Beurteilung von Verbrechern iſt ſtets zu überlegen, ob der Menſch in ihnen nicht doch noch gebeſſert werden kann! Kunſt und Wiſſenſchaft verdienen jede Förderung; ſie machen beſſer! — Die ſtrengen Gerichtsurteile gegen Fruchtabtreibungen und Kindesmörderinnen ſind zu meiden; hebt ſich die Lage der Menſchen, hebt ſich auch deren Gewiſſen. Die Kinder von Mördern ſind auf Staatskoſten zu erziehen; die Allgemeinheit braucht jeden! — Der Großgrundbeſitzer darf den Landmann nicht ausſaugen; die Klaſſen ſollen ſich lieben, nicht bekriegen; ihr friedliches Zuſammenſpiel iſt die Kraft des Staates. — Die Steuern ſollen die Beſitzenden tragen; fördert man den Gewerbefleiß, ſchafft er Beſitz und neue Einnahmen für den Staat von ſelbſt.“ Haſtig blätterte Friedrich.

„Alle neun Jahre,“ las Friedrich, „iſt aufzuforſten! Lupinen, Klee und Steckrüben gedeihen auch auf ärmlichem Grund. — Der Luxus iſt ſchädlich! — Spiegel und Goldwaren ſind mit Zoll zu belegen! — Die Frauen können der Hohlheit und der Putzſucht abſpenſtig gemacht werden, indem man ihre Rechte denen der Männer nähert; ſie gebären und erziehen dieſe! — Die Ehe iſt ein bürgerlicher Vertrag, der gelöſt werden kann. — Man erzieht nur durch Stärkung des Ehrgefühls. — Jeder lebt nur für die nach uns . . .“ Friedrich warf das Heft zur Seite. „Da wäre noch vieles!“ Er zog den ſchlechtſitzenden Rock ſtraff:

„Verzeihen Sie meine Geſchwätzigkeit,“ rief Friedrich

herb, „aber: ich bin viel allein!“ Mit verſchleierten Augen ſah er den Miniſter an, der aufgeſprungen war, dem ſich das enge Zimmer, von der rußenden Ringlampe kümmerlich erleuchtet, grenzenlos geweitet hatte.

„Sind der Hausſchatz und mein Goldgeſchirr in die Münze geliefert?“ fragte Friedrich abwehrend. „Heimlich? Auch der Silberbalkon? Es iſt gut!“ Bei geſenktem Kopf ging Friedrich auf und ab; die weißen, feinen Hände auf dem Rücken. Finckenſtein maß die kleine Geſtalt des großen Königs, mit Rührung und höchſter Verehrung. Friedrich hielt:

„Soll ich,“ fragte er, „jetzt Frieden ſchließen; damit das alles nicht wird?“ Finckenſtein rannen die Tränen übers Geſicht.

„Sie ſind groß! . . .“

„Laſſ' Er mich die morgige Schlacht ſchlagen!“ ſagte Friedrich, bei wegwerfender Handbewegung. „Siege ich, iſt's der Beweis, daß ich recht habe. Sonſt,“ Friedrich preßte die Lippen aufeinander, „ſonſt ſoll mein Nachfolger Frieden ſchließen!“ Friedrich reichte Finckenſtein die Hand. „Die Stafetten werden Ihnen das Weitere berichten! Tun Sie mir den Gefallen,“ ſagte Friedrich und zeigte zur Tür, „nachzuſehen, was da draußen los iſt! Ich bilde mir die ganze Zeit ein, daß ich erregte Stimmen höre.“

„Ja, Majeſtät.“

Friedrich ging rückwärts, die Augen unverwandt auf die Türtafel gerichtet, als wollte er dieſe zwiſchen ſich

und das Schickſal nageln. Die Hände nach rückwärts auf den Tiſch geſtützt, ſtand er; den Kopf erhoben Finckenſtein trat ſorgenumſtürmt ein.

„Es iſt nichts, Majeſtät.“

„Sie lügen!“

„Ein Offizier — mit durchſchoſſenem Hut . . .“ Friedrich ſchnellte zur Türe. Finckenſteins ängſtlich abwehrende Arme ſanken machtlos: Pulverſchmutz im Antlitz, arg mitgenommen, den Ärmel in Fetzen, ſtand ein Finckſcher Huſar vor dem König.

„Natzmer!“ ſagte Friedrich, er verſchränkte ruhig die Arme über der tobenden Bruſt: „Was machet General Finck?“ Hilfeleer, unentſchloſſen fuhr des Miniſters ſchwankende Hand die goldene Uhrkette auf ſeiner Brokatweſte auf und ab; flehend ſah er den todbleichen Offizier an. „Bericht Er mir nur ſchön, Natzmer, hab' Er keine Angſt!“ ſagte Friedrich. „Alſo?“

„Majeſtät . . .“

„Na?“ ſagte Friedrich launig, „was gibt es Neues?“

„General Finck hat nicht reüſſiert.“

„Wieſo?“

„Er und ſein ganzes Korps haben, bei Maxen . . .“

„Bei Maxen . . .?“ ſprach der König verwundert, „ſieh da: bei Maxen alſo? . . .“

„Die Waffen . . .“

„Die Waffen? Was haben ſie mit den Waffen getan?“

„. . . Geſtreckt!“ ſchrie der Huſar, „ſie haben die Waffen geſtreckt!“

„Das iſt ja nicht wahr!“ ſagte Friedrich lächelnd, ſein Geſicht wurde dunkelrot. „Er irrt ſich! Sie haben wohl ſtarke Verluſte gehabt, weil ſie die Brücken zu ſchwach beſetzten? Nicht?“

„General Finck hat,“ ſagte der Offizier, den verſtörten Blick verzweifelt in des Königs Antlitz zwingend, „von allen Seiten umzingelt, heute vormittag, die Waffen — geſtreckt!“

„Majeſtät,“ bat Finckenſtein, „ein Mißerfolg entſcheidet nichts . . .“

„Wieviel Schwadronen und Kanonen bringt Er mir zurück, Natzmer?“

„Ich ritt allein, Majeſtät!“

„Die Truppen und Kanonen folgen alſo?“

„Nein!“

„Hör' Er nicht auf ihn, Finckenſtein,“ ſprach Friedrich, „laſſ' Er ſich nicht ins Bockshorn jagen! Natzmer iſt von der Schlacht verwirrt, das kommt oft vor!“ Friedrich trat zur Karte, die an die Wand genagelt war. Er zeigte: „Sieh Er, Finckenſtein: Hier, die Straßen und Brücken ſind für jeden fähigen General, in Fincks Lage offen! Selbſt wenn mein Rat, nur drei Bataillone zur Deckung beim ‚ſchwarzen Grund‘ ſtehen zu laſſen, unrichtig war, der Weg nach Kroſſen iſt und bleibt auf jeden Fall frei! Finck hatte achtzehn Bataillons, einhundertſechsundſechzig Geſchütze! Weiß Er, was das heißt? Finck hatte mein Schickſal unter ſeinem Befehl! Mein

Schickſal!“ Friedrich fing Finckenſtein beim oberſten Rockknopf: „General Dierickе war kein Kirchenlicht,“ ſagte Friedrich ſchnell, als erzähle er allbekannte Geſchichten, „doch er war Preuße! In der Nacht zündeten Panduren die Brücken und ſeine Schiffe hinter ihm an; er hat ſich bis zum letzten Mann gewehrt, um nicht in Gefangenſchaft zu geraten! Als er gefallen war, warfen ſich ſeine Letzten in den Fluß und ertranken; kein Mann geriet in Gefangenſchaft! Kein Mann!“ Friedrich wandte ſich zu Natzmer. „So ſchlägt ſich meine Armee! Hundsfötter, Feiglinge und Schufte kennt die Armee nicht, der ich vorſtehe!“ Über die großen Pupillen des Königs ſank jähe Trübe. „Ich will nicht Schurken kommandieren!“ ſchrie Friedrich, daß die Fenſterſcheibe klirrte; er griff ſich an die Bruſt: „Preußiſche Soldaten! Allmächtiger Gott! Kapituliert?! Natzmer!“ Friedrich ſtierte den Offizier an. „Wie kann ein General ſo ſchlecht ſein?“ Wirr ſah Friedrich zwiſchen dem Offizier und dem Miniſter hin und her. „Die Ehre meiner Waffen iſt vernichtet! Mein Ruf!“ Friedrichs Geſicht glänzte von Näſſe, die die entfeſſelte Aufregung, die die Fauſt des Schickſals aus ihm preßte; haltſuchend kniff er die Finger in das Tuch ſeines Rockes. „Hundertſechsundſechzig Kanonen! Ich . . .“

„Hier iſt Waſſer, Majeſtät!“

Ein furchtbarer Ton drang über Friedrichs violette Lippen, ein Ton der hölliſcheſten Verzweiflung. Vergeblich würgte Friedrich mit beiden Händen den tod-

bangen Hals, der ſein inneres Toben verräteriſch durchließ. Sie wollten den König ſtützen.

Er ſtieß ſie von ſich.

Stoßweiſe rang Friedrich um Luft. Friedrichs Fauſt, die am Herzen lag, ſpreizte ſich auf, lautlos ſank Friedrich; ohnmächtig hing ein ſchwächlicher, hilfloſer Mann in Finckenſteins Armen; leicht wie ein Kind.

„Das Herz geht noch!“

Sie trugen Friedrich aufs Bett. „Der Puls ſetzt aus!“ ſchrie Finckenſtein. Natzmer ſchüttelte den Kopf. „Er hüpft ſo ſchnell, daß man ihn nicht zählen kann!“ Ein Lichtſtoß fuhr ins Zimmer; der Schlag einer, ſchwerer Exploſionen! Rrrummmmm! Das Fenſter ſchütterte; Kleingewehrfeuer praſſelte hinter dem Kanonengelärm. Wilde Schreie brachen aus Friedrichs Feldlager, durchs Fenſter herein.

Friedrich regte ſich. Er ſtieß Worte vor.

„Es klang wie . . . ‚Vorhang‘? . .“

„Vorhang?“

„Was, Majeſtät? . . .“

Gellende Schreie tobten auf der Straße, Laufen und Pfiffe. Tumult! Friedrichs Linke hob ſich kraftlos, ungeduldig, zum Fenſter. Natzmer ſprang zu, er riß den verheimlichenden Vorhang vor. Draußen kochte die angſtvolle Soldateska wild über. Flehende Trompeten ſchrillten in die Anarchie der Furcht. Pferdehufe, Kommandos; Gebrüll:

„Finck!“

„Finck hat kapituliert!“

„Verſchließt — die — Türe!“

Der Lärm wuchs gräßlich; wieder der gleiche Licht- und Luftſtoß: Rrrummmmm! Kleingewehrfeuer! Die zweite Salve des Kaiſerlichen Viktoriaſchießens durchrollte polternd die neuerlich zerriſſene Nacht. Verzweiflungsſchreie ſchrillten. Geklirr. Sie gerieten aneinander.

Stumm, wie von Sinnen, halb zum Fenſter gewandt, mit entſetzten Augen, lauſchten Miniſter und Offizier dem Zuſammenbruch, der ſich draußen vollzog. In der Mitte der König; Friedrich ſaß aufrecht.

Ein Zuſammenſtoß; dicht vor dem Fenſter! „Wir wollen nicht mehr!“ Johlen, Zetern, ein Schrei: „Geht auseinander!“ Flüche: „Finck iſt geſchlagen!“

„Es iſt alles aus!“

„Maxen!“

„Verrat!!“

„Rette ſich, wer kann!“

Rrrummmmm! Die Kaiſerlichen Gewehrſalven frohlockten wieder hinterdrein.

„Wo iſt der König?“

„Den König!“

„Er verläßt uns!“

Friedrich erhob ſich.

Wild, aufbegehrend, ſchrien hunderte; tauſende brüllten es nach: „Er hat uns verkauft!“

„Man mordet uns!“

„Den König!“

Das Ringen hub auch im Gang an. Natzmer warf ſich vor die Türe, an die heftige, aufbegehrende Schläge krachten. „Einlaſſen! — Aufmachen!“

„Zurück! — Aufmachen! — Zurück!“

„Öffnet!“

Offiziere und Soldaten drangen drohend und polternd ein. Die Adjutanten ſtemmten ſich verwirrt, voll Angſt, ſie hatten die Degen bloß, auf einem war Blut, gegen die Maſſe, die jäh ſtockte:

„Bon jour!“ ſprach Friedrich; die Maſſe ſtand reglos. „Ich freue mich herzlich, eure Anhänglichkeit und euren Mut zu ſehen!“

Geruhig und gleichmütig, ohne die erſtarrten Eingedrungenen eines weiteren Blickes zu würdigen, wandte ſich Friedrich, er ſchritt zum Fenſter; er kniete langſam auf die Bank; ſie ſahen die zerriſſene Sohle ſeines ſchmalen Stiefels; draußen tobte in unverminderter Kraft die Revolte. Friedrich zog das fliegenbeſchmutzte Vorhangzeug zurück:

Geballte Fäuſte, Schreie, im Widerſchein des trüben Lampenlichts ſtand Geſicht an Geſicht. Ein Schuß krachte, noch einer! Wild, bleich, ängſtlich, verzerrt; voll Haß der Selbſterhaltung ſtierten ſie zum König herein. „Majeſtät,“ ſchrie Finckenſtein, „ſchonen Sie ſich!“ Leutnant Oppen legte eine geſpannte Piſtole neben Friedrich; eine andere behielt er ſchußbereit in der Hand. Rebelliſch, anklagend brannten die Augen der gepreßten Menſchenmauern ins Zimmer. Über den Köpfen wogte ein Wald von Fäuſten hin und her.

Friedrich ſchob den Drehriegel zur Seite; ſein Haar

flog im einbrechenden Schneewind; die Vordersten wichen zurück.

Langsam neigte sich Friedrich aus dem Fenster: er verschränkte die Arme und stützte die Ellenbogen auf; die Schreie starben vor dem fackelumflackerten Fensterbild:

Bewegungslos war der Oberkörper des Königs sichtbar; seine Haltung war — gemütlich, als wollte er plaudern? Aber die Augen! Die waren kalt, verächtlich, zerstechend! Vernichtend. Der linke Mundwinkel bewegte sich, verlängerte sich, rechts und links gruben sich die tiefen, spöttischen Furchen tiefer. Schmerzend, bändigend lag der große, starre, kalte, hochmütige, niederwerfende Blick der unbeweglichen Königlichen Augen auf ihnen.

Unablässig! Unnatürlich groß, unnatürlich zwingend! Friedrichs Blick rang mit ihnen. Es wetterleuchtete in Friedrichs Blick. Die Vordersten wichen zurück. „Wir alle kennen die Furcht," sprach Friedrich, „sie wird Mut durch die Scham voreinander! Schämt ihr euch nicht?"

„General Finck ist ge—fan--gen."

„Und?" fragte Friedrich scharf, daß es in alle Ecken und Herzen stieß. Verächtlich, wild, drohend, peitschend, spöttisch, tödlich war das Wort. Die Augen der Masse debattierten, sie schrien, wehrten sich, begehrten auf, kämpften; Friedrichs Blick rang sie nieder. Er herrschte.

Häupter und Arme sanken. Geblendete suchten Fluchtweg nach rückwärts:

„Und?!“ fragte Friedrich neu. Die drei Buchſtaben mordeten; die Reihen wankten und zerbrachen. Beſchämt, zu ſich kommend, aufgeriſſen, aus der Lähmung der Furcht auftauchend, neſtelten ſchwielige Fäuſte am Wehrgehenk, ſcheu klirrte der Stahl. Subordinationsgemäß. Die Träger mahnend! Des Königs Blick war nicht auszuhalten! Er quälte. Lieber tot ſein! Er verſengte! Zerwarf! Verbrannte! Mut her! Mut her! ſchrien die Hirne. Sie bewegten ſich gemartert hin und her, ſeufzend, ſtöhnend, wie Halme im Gewitterwind; feſtgebannt, ſehnſüchtig Erlöſung erhoffend — durch einen Befehl! „Fridericus!“ ſchrie hinten, bettelnd, verzweifelt, eine durchgekämpfte Stimme, Dutzende von Fäuſten riſſen den Rufer ins Dunkel und erkannten: der will, was wir wollen; Herrentum über ſich! Aber er war zu laut! Der König lachte! Lachte verächtlich! Erwürgend! Friedrich warf das Fenſter zu; die Mannſchaft floh aus ſeiner Stube; hinaus, in die dunkle Maſſe, die draußen, in der Nacht, mit gebeugtem Rücken fliehend abzog. Zerbrochen. Erlöſt! Schwerfällig, abbittend, dankbar hoben ſich Arme herein; ſie winkten kraftlos durchs Fenſter. Zwei ſcharfe Kommandos! Huſaren und Seydlitzkürraſſiere ritten durch die ſcheu Murmelnden, ſie teilten die beſiegten Haufen. Die Woge rollte ab; blitzſchnell wandte ſich Friedrich; als drehte er ſich um ein Gelenk im Stubenboden. Unerbittlich, brutal riß er neuen Widerſtand aus ſeinen Offizieren:

„Hätten wir jeden Sieg unſerer Waffen ſo laut wie

Dann gefeiert, das Pulver der Erde, hätte nicht ausgereicht!“

Friedrich trat den Zurückweichenden, abergläubisch Starrenden entgegen. Ganz dicht vor sie hin; es gab keine Flucht vor ihm. „Wobersnow, Kruſemarck, Gaudi! Ihr fertigt zu Zieten, Seydlitz und Anhalt-Deſſau, zu allen Kommandanten, ſofort verſchwiegene, verläßliche und geſchickte, womöglich ſtudierte Offiziere ab! Näher, Oppen!“

Friedrich zerrte den Adjutanten ſo heftig und dicht an ſich, daß der erſchrak; die anderen hielt Friedrichs beobachtender Blick feſtnagelnd im Schach. „Reitet ſofort zum Oberprediger! Er muß mir den Deroutierten Spreizen in die Seelen ſtecken! Er ſoll ihnen von den Freuden des ewigen Lebens predigen, wenn ſie mir gehorchen, von der Hölle, wenn ſie feig und rebelliſch ſind! Betſtunden und Andachten die ganze Nacht! Die katholiſchen Geſellen müſſen das gleiche tun! Die Zigeuner, die im Lager ſind, haben die Nacht über herumzugehen, und jedem für morgen ein gutes Horoſkop zu ſtellen! Jedem! Sonſt baumeln ſie!“ Friedrich ſtieß Oppen zur Tür. „Weiter! Jedermann trägt die zuverſichtlichſte Miene der Welt zur Schau! Die Rädelsführer ſind zu ermitteln und durch die Spießruten zu jagen! Sind ſie nicht eruierbar, ſo iſt jeder fünfundzwanzigſte Mann zur Prügelſtrafe aus den Gliedern zu heben! Macht das kund! Die Mannſchaft hat nicht mehr das Recht, auf keinen Fall, zuſammen zu ſprechen! Nicht nur die unſicheren

Kantonöre und die Halbvertrauten! Jeder! Auch Sie! Die Mannschaft wird die ganze Nacht von Unteroffizieren bewacht! Wer aus dem Lager tritt, fällt! Die Kriegsgerichte erklären sich in Permanenz! Offizierspatrouillen mit Bluthunden gehen jede Viertelstunde in ihrem Rayon rundum!" Kopfbewegung: „Eichel, setz' Er sich dort an den Tisch!" Schnell, klappernd vor Angst, schob sich das fettige Antlitz des zitternden Kabinettssekretärs zwischen Bank und Tisch. „General von Zieten," befahl Friedrich, „hat sich bei mir zu melden!" Sein Blick lohte. „Die Losung ist für morgen: ‚Victoria!' Das Feldgeschrei heißt: ‚Unser sicherer Sieg!' Weggetreten! — Finckenstein, Natzmer!" Eilig beugten die Gerufenen die Köpfe, Friedrich dämpfte die Stimme zu eindringlichem Flüstern: „Keinem Menschen ein Sterbenswort von meiner Schwäche von vorhin! Verstanden?! Kein Sterbenswort; sonst seid ihr am Messer!" Seine Augen drohten; ihre Gesichter schworen. „Natzmer, ruh' Er sich jetzt aus; ich bin ihm nicht gram!" sprach Friedrich mitleidig, aufrichtend, zum zusammenbruchnahen Offizier, dem aus der flüchtig verbundenen Wunde unterm Ärmel wieder das Blut lief. „Finckenstein; Sie gehen schlafen; zur Rückfahrt ist's zu spät; ich will Sie auch in der Frühe noch einmal bei mir haben." Jede Entgegnung abschneidend, reichte Friedrich dem Minister die Hand. „Übernachten Sie in Ihrer Kutsche, oder besser: drüben, in Gaudis Zimmer; er kommt diese Nacht nicht mehr zur Ruhe! Hier! Decken Sie sich mit meinem Mantel zu; nehmen Sie!

Sie ſind nicht an Kälte gewöhnt!“ Finckenſtein ging; jedes Wort war jetzt vergeblich. Friedrich ſchritt zum Tiſch; er entrollte die Befehle für ſeine Generale.

„Schreib' Er hier dran,“ fuhr Friedrich den Kabinettsſekretär an; der Zeigefinger befahl ungeduldig: „Hier! ‚Das Regiment Forçade poſtiert ſich vor Tagesanbruch bei Kleinhermsdorf und Lugenau. Bei Wildsdrup ſteht die Artillerie!‘“ Friedrich ſtockte: Eichel ſchrieb, daß ſich die Feder bog. „Schneller, ſchneller, ſchneller!“ Eichel ſchrieb mit wilder Verzweiflung; Friedrich ſtreckte die Hand. „Her!“ Er unterſchrieb. „Weiter! Hier!“ hetzte Friedrich. „Ergänz' Er den Befehl: ‚Potswalde iſt ſofort zu räumen!‘“ Heftig zwang Friedrich dem Sekretär die Feder aus der Hand; er unterſchrieb, daß der Kiel kreiſchte. Eichel hob ſich, entſetzt rundumblickend. „Was iſt?“

„Es iſt kein Streuſand da,“ ſtotterte Eichel.

„Weiter!“ Friedrich drückte Eichel auf die Bank, Friedrichs Finger klopfte aufs Papier: „Hier! Schreib Er! ‚Königlicher Befehl an General von Seydlitz!‘ Vorwärts!“ Friedrich diktierte, Eichel mit Argusaugen bewachend: „‚Hierdurch verbietet der König allen Offizieren von der Kavallerie, bei ſonſtiger infamer Kaſſation, in keiner Aktion, ſei ſie welche immer, ſich jemals vom Feinde attackieren zu laſſen. Sie greift allemal‘ — unterſtreich Er das Wort: ‚allemal‘ — ‚den Feind in voller Karriere an!‘ Unterſtreich Er das Wort: ‚voller‘! ‚Sie gibt weder Pardon, noch nimmt ſie Pardon!‘ Die Feder!“ Friedrich unter-

ſchrieb; argwöhniſch lauſchte er, auf den Tiſch gebeugt: Schneller Hufſchlag klang; vor dem Fenſter hielt er. Friedrich richtete ſich langſam auf; er verfärbte ſich; er horchte bei aufeinandergepreßten Lippen. Es pochte an die Tür. Friedrich drehte ſich trotzig um und rief: „Ja?! . .“ Zieten trat ein.

„Befehlen, Majeſtät!“ ſprach der alte General ſtramm. „Ich melde mich!“

Friedrich atmete auf; mit böſem Blick ſtreifte er den zuſammenknickenden Eichel. Eichel kroch in ſich.

„Hier iſt Sein Schlachtbefehl, Zieten!“ Mit einer Verbeugung nahm Zieten die Rolle ſorgſam entgegen. „Setz' Er mir ſogleich, in vollſter Stille,“ ſagte Friedrich, „fünf Schwadronen in Marſch auf Ubenau und Buſchitz! Wähle Er mir Seine fähigſten Offiziers dazu! Die Artillerie, die Er hat, geht mit!“ Zietens Augen widerſprachen. „Was hat Er dagegen?“

„Majeſtät hat dann für ſich zu wenig Geſchütz!“

„Ich behelfe mir anders,“ ſagte Friedrich; Zieten ſchwieg; ſchwere Sorge ſtand auf ſeiner Stirn. „Er bleibt die Nacht über im Lager!“

„Zu Befehl, Majeſtät!“

Mit veränderter Stimme, beſorgt, prüfend, ſprach Friedrich: „Er kriegt morgen ſchwerere Arbeit als je! . . . Getraut Er ſich? Überleg Er's!“ Ein ſtilles Kinderlächeln verſchönerte Zietens verwitterte Greiſenzüge; die waſſerhellen Augen leuchteten.

„Mich läßt mein Alliierter nicht im Stich!“ ſagte Zieten mit felſentiefem Gottvertrauen; feierlich zeigte er

zur niederen Decke, über der ſich über ihnen der Nachthimmel, über Feind und Freund, ins Unendliche wölbte. „Der verläßt mich nicht!“

„Meint Er? Wird's mir Sein Gott nicht nachtragen, daß ich ihn heute ſchmähte?“ Es war Spott und Ernſt. „He?!“

„Gott weiß,“ ſprach Zieten, „daß ihn die am meiſten ſuchen, Majeſtät, die mit ihm hadern!“ Friedrich nickte. Wortlos, ergriffen.

„Gute Nacht, Papa.“

„Majeſtät,“ ſagte Zieten ehrerbietig. „Ich habe eine Bitte, die Sie mir nicht abſchlagen dürfen; ich rücke ſonſt morgen nicht aus!“

„Er rebelliert auch?“

„Seien Sie nicht dagegen, Majeſtät!“ bat Zieten, „ich ſtelle Ihnen eine Schlachtbedeckung zuſammen. Nehmen Sie ſie an!“

Friedrich zog die Brauen hoch: „Wofür?“

„Hauptmann Prittwitz; Sie wiſſen, Majeſtät, wer der iſt!“ ſprach Zieten. „Und fünfzig Huſaren, Kerls, die ich erzog, für die ich bürge, ſtehen aufgeſattelt zur Paroleſtunde vor dem Haus, zu Ihrem perſönlichen Dienſt.“ Friedrich reichte Zieten die ſchwankende Hand; Friedrich wandte ſich ab: Man ſorgte ſich um ihn! Man liebte ihn! Bedächtig, leiſe, als zählte er jeden Schritt, ging Zieten zufrieden zur Tür. Mit belegter Stimme ſagte Friedrich langſam zu Eichel:

„Gib Er mir die unerledigten Aktenſtücke her! Sag' Er Herrn von Catt, er möchte die Güte haben,

ſich dann für mich bereit zu halten! Geh' Er ſchlafen, Eichel!" Friedrich zog den rechten Ärmel hoch, daß ſein knochiges, ſchmales Handgelenk frei wurde; er ergriff die Feder, ſetzte ſich und las, haſtig, als wollte er Gedanken entfliehen, die jetzt nicht gedacht werden durften:

„Die Stadt Oranienburg beſchwert ſich untertänigſt erſterbend," unwillig zog Friedrich durch das Wort „erſterbend" einen dicken Strich, „über den Bürger Karl, da er Ihre huldvolle Majeſtät mehrmals im Geſpräch beleidigte und auch in heftigen Ausdrücken, rüpelhaft, öffentlich wider die weiſen Verfügungen des hohen Rates angehend, Kritik übte." Friedrich ſchrieb an den Rand: Ich verzeihe ihm, daß er mich geläſtert hat; dafür aber, daß er die Vermeſſenheit fand, den allerhöchſten Rat von Oranienburg zu kritiſieren, dafür muß er exemplariſch beſtraft werden und ſoll drum auf zehn Minuten nach Spandau ins Loch kommen.

Friedrich nahm das nächſte Aktenſtück, er hielt, in plötzlichem Einfall, einen Augenblick inne, er griff das Heft, aus dem er Finckenſtein vorgeleſen hatte, und ſchrieb hinein:

Beim Wiederaufbau der Örter wird es, der Feuersgefahr wegen, gut ſein, ſtatt mit Holz oder Stroh, die Häuſer mit Ziegeln zu decken. Friedrich ſah, mit prüfendem Selbſtintereſſe, vor ſich hin: Wie kam ich jetzt darauf? Er fand: Beim Worte „Spandau" fiel mir die dortige Feuersbrunſt ein, das ſchuf den Kontakt! „Sonderbar iſt das menſchliche Hirn. Sonder-

bar!“ Friedrich ſchob kopfſchüttelnd das Heft zur Seite und blätterte in den dichtgehäuften Eingaben: Friedrich ergriff neuerlich das Heft: Nahrungsnot darf uns nicht zum Kriegsende zwingen! ſchrieb er wild. Wir werden das Korn und die Vorräte öffentlich erfaſſen und die Rationen im Land, wie in einer Feſtung, auf die Kopfzahl verteilen. Er ſann einen Augenblick nach, wie man das machen könnte. „Bon,“ ſagte er halblaut und warf das Heft zur Seite. „Das geht ſchon!“ Friedrich las und ſchrieb Erledigungen.

Verärgert ſchüttelte Friedrich den Kopf: „Sie kratzen noch immer zu viel; ſie halten ſich für zu geſcheut!“ Er las weiter und ſchüttelte neuerlich mißmutig den Kopf; er ſchrieb auf einen Aktendeckel: Ich kann nicht einen Naſeweis zum Landrat machen, nur weil er Graf iſt! Junge Grafen, die nichts lernen, ſind gefährlichere Ignoranten als die andern; ſie können viel Unglück im öffentlichen Dienſt anrichten, weil man einem Grafen gemeiniglich mehr gehorcht, als anderen Sterblichen. Titel und Geburt ſind Narrenspoſſen. Friedrich ſah auf; er rief zornig:

„Herein!“

Langſam ſchlich die Türe auf.

„Schneller!“

Unſicher erhob ſich Friedrich:

Eine junge Frau ſtand bleich, in verſchürtem Pelzmantel, an dem Schnee und Eis hingen, vor ihm. Mit ruhigen, traurigen Bewegungen kam ſie näher und verneigte ſich. Sie hatte, in ihrer Starrheit,

Nachtwandleriſches an ſich. Das Reden fiel ihr, in Angſt und Froſtſtarre, ſchwer: „Ich bitte, Majeſtät,“ begann ſie und zitterte, „ich habe eine Bitte . . .“

„Woher kommt Sie denn jetzt noch daher, Madame?“ fragte Friedrich. „Woher kommt Sie ſo ſpät? Was will Sie?“ Sie ſah ihn hilflos wie ein Kind an:

„Ich hab' mich früher nicht hereingetraut!“

„Iſt Sie,“ betroffen zeigte Friedrich durchs Fenſter auf den ſchneeigen Audienzplatz, „da draußen geweſen? . .“

„Ich bin ſchon ſeit Mittag hier.“ Haſtig nahm Friedrich ihre kleinen, blau gefrorenen Hände in die ſeinen.

„Bin ich denn ſo ein Werwolf?“ Gütig und verlegen lächelte Friedrich. „Was hat Sie denn die ganze Zeit da draußen getan? Es iſt ja zu kalt für Sie! Ich bin nicht bös, Madame.“

„Ich fand ihn nicht,“ ſagte ſie und ſah Friedrich traurig mit den ſchönen Augen an, „dann habe ich in der Kutſche geſeſſen!“

„Aber, aber!“ ſagte er. „Was will Sie denn von mir, Kind? Mag Sie ſich nicht ſetzen?“

„Ich möchte meinen Hans haben,“ ſagte ſie leiſe, verträumt, „meinen Hans.“

„Wo iſt denn der ‚Hans‘, Kind? Setz' Sie ſich doch!“

Sie blieb ſtehen.

„Er war Hauptmann bei ‚Markgraf Karl‘,“ ſagte ſie monoton. Sie faltete die Hände über dem geſegneten Leib. „Der Hans iſt vor zehn Tagen geblieben.“ Friedrich

ballte die Faust. „Ich möchte ihn so gern daheim begraben. Wenn unser Kind größer ist, möchte ich es, Herr König, in den Park führen können und ihm sagen dürfen: ‚Hier liegt dein Vater'. Ist das zuviel verlangt?" schloß sie zaghaft.

„Wer sagt Ihr denn, daß Liebe zuviel sei?"

„Der Hans hat mir immer gesagt: ‚Mein König ist gut, aber man darf nicht unverschämt zu ihm im Fordern sein.' Nicht wahr, das ist nicht unverschämt, was ich will?"

Friedrich schluckte: „Wie heißt Sie?"

„Bonin."

„Ich hab' vier Bonins im Regiment Karl."

„Das sind meine Brüder." Sie fuhr über ihre müde Stirn und lächelte schmerzlich: „Verzeihung! Ich heiße: von Aderkaß! Renate von Aderkaß; ich bin geborene Bonin!" Ihre Stimme sank: „Ich bin erst sechs Monate Frau . . ."

Ein aufbegehrendes, wütendes Tremolo schlugen Friedrichs Finger auf dem Rücken. Wider die Grausamkeit des Geschehens, in dem er stand, das er befahl! „Liebe, gute Frau," sagte Friedrich weich, „ich will alles tun, was ich nur irgendwie tun kann, um Ihren schönen Wunsch zu erfüllen, ich geb' Ihr alle Vollmachten dazu, doch es wird jetzt schwer sein!" Er legte, nachdenkend, die Hand um sein knochiges Kinn. „Gelingt es uns nicht," sprach er langsam, bitter, „so nehme Sie einen anderen Helden, der verewigt ist, mit sich nach Hause; es ist kein Mangel daran! Sie hat dann auch recht, wenn Sie zu Ihrem Kinde sagt:

„Hier liegt dein Vater!“ Ich will mir Ihren Namen notieren!“ Friedrich tat's. „von Aderkaß, nicht wahr? Sie hat gewiß auch noch Forderungen an die Regimentskaſſe?“ fragte er zart. „Ich bitte von Herzen um deren Angabe!“

„Ich brauche das Geld nicht; geben Sie's anderen, Majeſtät!“

„Ich danke, liebes Kind. Ich danke recht ſehr! Wenn es ein Junge wird,“ Friedrich zögerte, „nicht wahr, wenn es ein Knabe wird, darf ich für ihn ſorgen? Ich bitte Sie darum!“ Sie lächelte müde, unſäglich traurig. „Erinnern Sie mich zur Zeit daran!“

Friedrich ging raſch zur Türe: „Fredersdorf,“ ſagte er leiſe in den Gang. „Die Dame, die bei mir iſt, muß ſofort ein anſtändiges, gewärmtes Quartier haben! Unbedingt! Melde Er das ſogleich dem Regiment Karl als meinen Befehl; ſie heißt: von Aderkaß! Noch einen Augenblick, Herr von Catt,“ ſprach Friedrich über den Gang hinüber, zum hochgewachſenen Vorleſer, der bleich, mit Büchern unterm Arm, in ſeiner Türe in hochgradiger Spannung wartend, ſtand. „Ich bin im Augenblicke fertig.“

Vorſichtig ſchob ſich im Gang, als Friedrich wieder in ſein Zimmer zurückgetreten war, ein fremdes, ſorgenvolles Hofgeſicht aus Catts Tür; es verſchwand ſogleich wieder, eine gepreßte Stimme ſagte leiſe: ‚Wollen Sie es, Herr von Catt, wirklich übernehmen Seine Majeſtät auf das entſetzliche Geſchehen in Bayreuth vorzubereiten?“

„Ja, Herr Oberhofmeiſter, ich glaube guten Weg dazu zu wiſſen. Gott wird mir helfen!“

Langſam ging die junge Frau auf den König zu; ſie wollte ihm die Hand küſſen. „Was fällt Ihr ein, was fällt Ihr ein!“ wehrte Friedrich verlegen ab, die Hände hochhebend und ſie wieder auf dem Rücken bergend. „Sie iſt eine tapfere Frau. Und nicht wahr? Sie iſt mir nicht böſe, daß Ihr Hans für mich hat ſterben müſſen?“ Schmerzlich zuckte Friedrich die Achſeln. „Ich kann nichts dafür.“

Verwundert ſah ſie ihn aus ihrer Traurigkeit an: „Er ſtarb doch fürs Land!“ ſagte ſie.

Friedrich nickte gerührt; er drückte ihr die Hand: „Sie iſt eine tapfere Frau! Eine ſehr tapfere Frau! Haben Sie Dank! Es war ſchön, daß Sie zu mir kam. Wir ſuchen den Hans!“ Friedrich verneigte ſich ehrerbietig. „Au revoir, Frau von Aderkaß!“

„Au revoir, Majeſtät.“

Die Tür ſank zu.

Langſam ſchritt Friedrich zur Bank. Er ließ ſich darauf nieder. Den Kopf in die Hand geſtützt, ſchloß er die Augen; er atmete tief und ſchwer.

„Ach!“ ſprach er, „wie häßlich, wie häßlich! Schluß!“ ſtieß er hervor. Starkwillig warf er die zermürbende Stimmung ab. Er ging wieder zum Tiſch und ſchlug, zur Stimulanz ſeiner Unruhe, neuerlich einen Akt auf.

Friedrich blätterte: „Vier, fünf, ſechs, ſieben Seiten? . . . Detailſchaden der Beſchießung des Stiftsgebäudes?“ Querüber ſchrieb Friedrich: Der Landrat

von Wobeſer ſoll dem Teufel nicht immer ein Ohr abſchreiben; kein Kerl ſoll mehr ſchreiben, als es der Mühe wert iſt, es gibt wichtigere Dinge in dieſem Leid als Sachſchaden! Den frommen Patres, ſo um Erſatz ihrer Verluſte petitionieren, ſag' ich: Am Jüngſten Tage kriegt ein jeder das wieder, was er in dieſem lumpigen Leben verlor; ich zahl' keinen Pfennig; ſie ſollen jetzt auch Opfer fürs Land bringen! Unſer Herr Jeſus Chriſtus iſt auch arm geweſen! Kratzend tat Friedrich einen gewaltigen Strich; er ſchrieb: Notabene! Dem Miniſterium zur genaueſten Prüfung und ſofortigen Meldung an mich, wegen der Hilfeleiſtung für Bauern, Bürger und arme Patres, ſo in wirklicher Not ſind! Friedrich ſah auf:

„Majeſtät!" meldete Oppen, mit Bedeutung und angeſpanntem Antlitz, „Oberſt von Wulfen vom Regiment Itzenplitz ſendet unter Geleit den Kaiſerlichen General Grafen von Neipperg, von den Erzherzoglichen Küraſſieren zu Wien, mit einem Schreiben des Herrn Feldmarſchalls von Daun!"

„So?" ſagte Friedrich.

Ohne jede Erregung erhob er ſich; er zog den Rock ſtraff und ſagte: „Ich laſſe den Herrn General bitten, bei mir einzutreten."

In der Hand die Augenbinde, mit der der Kaiſerliche Küraſſier durch die preußiſchen Linien geritten war, gab Oppen feierlich die Türe frei: Graf Neipperg trat, mit tiefer Verbeugung ein.

„Erfreut!" ſprach Friedrich, vornehm, als wäre er

im Salon zu Sanssouci. „Wollen Sie, Herr Graf, Platz nehmen!“ Neipperg dankte. „Ich bin enchantiert, Sie zu sehen und bitte, gütigst zu entschuldigen, daß ich sie hier empfangen muß; es ist nicht schön bei mir, im Bauernquartier!“ Mit Anstrengung hielt sich Neipperg zurück, sich umzusehen, wie der furchtbare Feind wohnte. „Doch die tapfere Kaiserliche Armee,“ sprach Friedrich, „trägt selbst die Schuld, da sie mich ja dauernd von meiner treuen Stadt Breslau abgeschnitten hält.“ Beobachtend zögerte Friedrich. „Im übrigen,“ sagte er schmerzlich-bedrückt, selbstverräterisch, wie Neipperg meinte „habe ich ja die Entschuldigung vor Ihnen, daß ich dieses elende Loch hier nicht mehr lange bewohnen kann.“ Friedrich merkte, daß Neippergs Blick schwach aufleuchtete: Mampe und der Bauer hatten also ihr Ziel erreicht! Neipperg überlegte: Hat doch der Überläufer wahr geredet? Oder will das reißende Tier aus dem dürren Norden endlich nachgeben? Oder: ist alles wieder nur eine seiner tückischen Fallen? Es beginnt seine Tigersätze ja stets, wenn wir es am Boden meinen! Ist der Sieg über Lascy wahr? Wir haben vormittags, durch eine Stunde, hinter Friedrichs Lager tatsächlich eine Kanonade gehört!? Friedrichs sorgenvoll gesenkter Blick glimmte. Bei schwermütiger Kopfneigung, bei undurchdringlichem Antlitz, nahm Friedrich das Schreiben des Kaiserlichen Höchstkommandierenden entgegen. „Behalten Sie Platz, Herr Graf!“ sprach Friedrich matt. „Darf ich Ihnen ein Glas Wein anbieten? Es ist hier sehr kalt!“

„Zu gütig, Eure Majeſtät," ſprach Neipperg, durch den wehmütigen Geſichtsausdruck des Königs, den er ſo ganz anders erwartet hatte, betroffen. „Ich gehorche ehrerbietigſt, Königliche Majeſtät!" Mit kavaliermäßigem Mitleid und mit dumpfem Grauſen ſaß Neipperg, mißtrauiſch, vor dem mythenhaften Gegner. Sein Kopf ſchwirrte.

„Herr von Fredersdorf!" rief Friedrich. „Haben Sie die Güte, bitte, nachzuſehen, ob ich noch etwas Rheinwein habe!"

„Aber, Majeſtät!" ſagte Neipperg verwirrt, „ich danke ehrerbietigſt!"

„Nein, nein: ich hoffe, es iſt doch noch irgend etwas hier."

Neippergs Wimpern blinzelten: Will er mich kaptivieren? Wie erträgt dieſer ſchwächliche Mann, der wie ein alter Jeſuit ausſieht, dem das Gilet ſalopp offen ſteht, der ſo höflich, faſt überbeſcheiden iſt, deſſen magerer Hals mit ſo ſonderbarem „laisser aller" unbekümmert bloß iſt, den Fluch des Papſtes und den Haß der Welt?! Sie ſagen, er ſei — tyranniſch? Er iſt höflich, ein Weltmann; ich habe nie ſo — demütig zu einem Kammerdiener ſprechen hören! . .

„Ihre weiße Uniform iſt," ſprach Friedrich, der den Kaiſerlichen Sendboten unentwegt freundlich und traurig mit der kindlich-reinen, ſtrahlenden Ruhe ſeiner großen Augen anblickte und an ſich band, ohne das Schreiben in ſeiner Hand aufzubrechen, „dem Winterfeldzug viel günſtiger als die meine; ſie iſt eine tieriſche Schutzfärbung." Friedrich lächelte; Neippergs Augen wurden ſcheu: Wie iſt das gemeint? Iſt das eine — Beleidigung? „Der Krieg

dauert zu lange," ſprach Friedrich, „Sie haben ſchon zu viel von mir gelernt; ich fühl's bewundernd, und da es an meinem eigenen Leibe geſchieht, traurig: Die Öſterreicher von heute ſind nicht mehr die Öſterreicher von geſtern; die Reichsarmee iſt allerdings elender denn je! — Schenken Sie uns ein, lieber Herr von Fredersdorf," ſagte Friedrich; Fredersdorf umging den König wie zerbrechliches Glas, in dem Gift iſt. „Nicht ohne Grund rechne ich es mir zur hohen Ehre an, Herr Graf," ſprach Friedrich, „dereinſt Ihres großen Prinz Eugen Schüler geweſen zu ſein. Herr Feldmarſchall von Daun iſt ſeiner wert! — Laſſen Sie uns jetzt allein, Herr von Fredersdorf! Bitte!"

Neipperg erhob ſich, wider Willen bewundernd ob dieſer Haltung, wider Willen geehrt, von einer ſeltſamen Macht geheimnisvoll angerührt. Sein wohlgepflegtes Geſicht blickte ſcheu in des preußiſchen Königs undurchdringliche, jetzt ſtolz verſteinerte Züge. „Ich darf alſo," ſprach Neipperg, „bei ſo ehrenvoller Anerkennung unſerer Waffen durch Eure Majeſtät, annehmen, daß das von größter Hochachtung diktierte Schreiben meines Herrn Feldmarſchalls, der gemäß den vollen Wünſchen meiner huldvollen Majeſtät zu Wien ſchreibt, Dero Zuſtimmung findet?"

„Wieſo? . . . Ach ja!" ſprach Friedrich, ſich ſcheinbar gerade noch zur rechten Zeit erinnernd, ſchnell auf Dauns Schreiben in ſeiner Hand niederſehend, „ich ſoll das da ja leſen? Behalten Sie, bitte, doch Platz, Herr Graf! Ich habe ſtets, lieber Herr General, die

Königin von Ungarn admiriert," sprach Friedrich. „Sie ist eine selten energische und tapfere Frau, der meine ganze Hochachtung zu Füßen liegt. Voll Geist und Großmut. Von fleckenlosem Lebenswandel, was, wie wir wissen," Friedrich lächelte malitiös, „heutzutage, besonders bei fürstlichen Damen, viel heißt; Hut ab vor Ihrer Majestät, mein Herr, Hut ab!" Kaum merkbar änderte sich Friedrichs Stimme: „Drum fällt es mir, Herr Graf, auch immer schwerer, seit ich das erkannte, zu glauben, daß Ihre Majestät davon wüßte, ohne Einspruch zu erheben, daß es Ihren Zeitungen und Flugblättern immer mehr beliebt, gegen mich den rüdesten Ton der Verleumdung anzuschlagen. Man kann sich doch auch, bei voller Achtung, ohne sich gegenseitig wie Fischweiber zu beschimpfen, als Feind gegenüberstehen? Nicht wahr?" Friedrichs Hand schaukelte das Daun'sche Schriftstück. „Sie setzen sich ja selbst herab, gelingt es Ihnen nicht, einen Feind zu besiegen, der so minderwertig ist, wie ich von Ihren Publizisten geschildert werde! Ich bin zwar," sagte Friedrich, „zufolge der Unfehlbarkeit, die der Himmel, etwas parteiisch, verzeihen Sie, bloß Ihrem Hofe verlieh, im Kirchenbann, doch glaube ich trotzdem, mit der mir angeborenen Überheblichkeit sagen zu dürfen, daß man schon aus Klugheit, um des eigenen Ansehens als Fürst willen in mir den König offiziell doch ein wenig mehr achten sollte! Je nun!" Friedrich lächelte verzeihend. „Vielleicht, Herr General, haben Sie einmal vorübergehend Gelegenheit, dies der

Königin von Ungarn in deren eigenem Intereſſe vorzuſtellen; allerdings: die Sache iſt nicht wichtig! Sie würden aber vielleicht dadurch dem Hauſe Ihrer Majeſtät für ſpäter einen Dienſt erweiſen, der, bei der Gerechtigkeit Ihrer Königin, Ihrem Avancement zugute kommen müßte!"

Friedrich ſchlug die Beine übereinander, als ſäße er gemütlich, mit ſeinem beſten Freunde am Kamin, daheim, in tiefſter Sicherheit. „In einem unſerer letzten Gefechte," ſprach Friedrich, „ſah ich, daß einer meiner Huſaren einem Ihrer Reiter, der geſtürzt war, liebreich und kameradſchaftlich die Wunden verband. Und letzthin, im Lazarett, hielt einer meiner Grenadiere, dem der rechte Arm fehlte, die Gabel, während einer Ihrer Soldaten, dem der linke Arm fehlte, mit dem Meſſer das Fleiſch für beide zerſchnitt, das mein Preuße, zur gemeinſamen Mahlzeit, an den Teller genagelt hielt. Dieſes Volksempfinden, Herr Graf, ſcheint mir, hat tiefe Weisheit in ſich." Unvermittelt tippte Friedrich auf den Orden auf Neippergs Bruſt. „Das iſt wohl der Maria-Thereſia-Orden, wie ihn auch Lascy hat? Nicht?" fragte Friedrich höflich; er nickte wohlgefällig, als ſei des anderen ſtarres Staunen die erwartete Antwort. „Die neue Gründung zeigt durchaus echten Wiener Geſchmack; ſie ſteht Ihnen gut, mein Herr!"

Traurig lächelte Friedrich. „Eigentlich verlieh ich Lascy und Ihnen den Orden, Herr Graf! Durch meine Koliner Patzerei, halt!" Starr ſaß Neipperg; der Preußenkönig machte ſich luſtig über ihn! Oder ſprach

er irr? Hatte er wirklich Lascy gefangen? Es hieß ja oft, er sei wahnsinnig! War's mit Lascy wahr? „Nun will ich lesen!" sprach Friedrich behaglich.

Langsam, ohne jede Spannung entfernte Friedrich, unter Neippergs unsicher forschendem Blick, das kaiserliche Siegel. Friedrich schlug die Falze des Schriftstücks auseinander und las. Sein Gesichtsausdruck verriet weder Interesse noch Gleichgültigkeit. Wider Willen hochachtungsvoll, wie man ein Genie bewundert, wie man Wahnsinn mit Interesse betrachtet, sah Neipperg das menschgewordene Rätsel vor sich an, das immer unlösbarer wurde: Friedrichs Erscheinung ist zweifellos bedeutend, dachte Neipperg, viel bedeutender, als sie alle Stiche und Bilder zeigen, die ich von ihm sah, bedeutender, je länger man sie sieht, bedeutender, als sie alle Pamphlete ahnen lassen. Dieser Mann ist dämonisch, unheimlich! Wie eine Gespenstererscheinung sitzt er da! Sein Gesicht, das Groß und Klein in der Welt beschäftigt, dessen Träger man bei uns, trotz allem Kriegshaß, bewundert, trägt den Stempel völligen Abgeklärtseins und auch — das Zeichen aller Leidenschaften! Bald scheint es einem Gelehrten und Künstler anzugehören, bald einem Vampyr! Er sieht wie der Teufel aus, in der Verkleidung eines alten Mannes, der studiert hat. Er ist gar nicht so alt! Dieser Mann ist groß! Nein; er ist toll, er hat im Unglück den Verstand verloren; er tut mir leid!

Friedrich bewegte sich: Nachdenklich hielt er Dauns

Schreiben in der Hand, ſeine Augen ſannen. Neippergs Herz klopfte laut. „Dient nicht," fragte Friedrich, als handelte das Schreiben davon, „ein Graf Neipperg auch in meinem Regiment von Bülow?" Wohin will er? Taſtend gab Neipperg die Antwort:

„Es iſt ein Onkel von mir, Eure Majeſtät!"

Ernſt ſah Friedrich den kaiſerlichen Sendboten an: „Haben Sie deswegen, Herr General, vor Ihrem Herrn Onkel, weil er mir dient, weniger Achtung, als Sie ſonſt vor ihm hätten?"

„Warum, Majeſtät?" ſagte Neipperg unſicher. „Gewiß nicht."

„Sehen Sie!" Die graublauen Augenſterne Friedrichs ſtrahlten. „Wir werden noch einmal Freunde werden! Doch," abbittend lächelte Friedrich, „ſo darf ich jetzt noch nicht ſprechen! Halten Sie es meiner Sympathie, Ihnen und Ihrem hohen Herrn Chef gegenüber, zugute, Herr Graf, daß ich dieſes, mein innerſtes Hoffen, zu warmherzig und im Augenblicke reichlich unpaſſend, laut werden ließ! Ich bin aber eben der Meinung, daß, wenn Preußen völlig kulminiert, Ihr Land, das Reich Deutſchland und Preußen, ein gegenſeitiges Bündnis werden ſuchen und finden müſſen! Fechten wir deswegen, damit dieſe ſchöne Zeit bald kommt, unſern Handel ſchnell aus!" Unſchlüſſig ſah Friedrich auf Dauns Schreiben nieder. „Was dieſes da betrifft," ſprach er, für einen Augenblick Dauns Schreiben in die Höhe hebend, Neipperg zuckte zuſammen: langſam ſorgfältig riß Fried-

rich das Schriftstück in der Mitte durch; Friedrich blickte Neipperg voll an: „Es ist sicherlich sehr schön und edel gedacht, den Soldaten die Weihnachtsfeiertage kampflos schaffen zu wollen, jedoch," Friedrich lächelte blutaufpeitschend. „Ich kann erst dann über einen Waffenstillstand und ähnliche Zukunftsmusik mit Ihrem gütigen und wahrhaft menschenfreundlichen Herrn General en chef paktieren, bis ich ganz, das heißt für mich: auf allen Linien, auch gegen alle Ihre Alliierten, gesiegt habe." Friedrich seufzte. „Über Ihres armen Lascys Befinden, lieber Graf, muß ich gegenwärtig, leider, noch jede Auskunft verweigern! Nur das eine darf ich Ihnen sagen: er ist noch am Leben! . . ." Neippergs Antlitz hatte alle Farbe verloren. „Überdies, es wäre auch von mir sehr unehrenhaft," sprach Friedrich, „geradezu unritterlich gehandelt, da Sie jetzt in so glänzender strategischer und politischer Lage gegen mich sind, eine momentan entschieden zu humane Stimmung Ihres Herrn Oberstkommandierenden auszunützen, und ihn so vom großen und endgültigen Erfolge über mich, der doch vor der Türe steht, abzuhalten! Im übrigen," Friedrich erhob sich feierlich, Neipperg stand auf als würde er langsam von Schnüren hochgezogen, „würde der Waffenstillstand für mich ja auch nur von sehr kurzer Dauer sein können, bei der gegenwärtig so veränderten Situation! Und auch Herr von Daun würde ihn ja nur so lange wollen, als bis er sich über Verschiedenes, das ihn jetzt begreiflicherweise arg interessiert,

genaue Nachricht verſchaffte. Machen wir drum keine Sentimentalitäten und keine Halbheiten! Zu einem Unterhandeln liegt, Herr Graf, von meiner Seite, derzeit, gar kein Grund vor! Sagen Sie das, bitte, Exzellenz von Daun, mit meinen beſten und reſpektvollſten Kameradſchaftsempfehlungen! Haben Sie die Güte!"

„Und General Fincks Kapitulation, Majeſtät?! . . ."

„Sie werden doch nicht im Ernſt glauben, lieber Graf, daß Fincks Detailpech Ihren Lascy aufwiegt?!" Lautlos lachend ſchüttelte Friedrich, als hörte er einen guten Witz, den Kopf. „Nein, nein, Graf; ich laſſe mich nicht anführen! Um das zu glauben, hat mir Ihre Partei bisher doch zuviel Klugheit gezeigt! Ich laſſe mich nicht anführen!" Die Hände in den Hoſentaſchen, wiegte ſich Friedrich hin und her. „Die Situation hat ſich eben jetzt völlig geändert!" ſagte er fröhlich. „Im übrigen," ſprach Friedrich, wieder jäh ernſt werdend, „bin ich natürlich jederzeit bereit, mit Exzellenz von Daun, wegen des Austauſches unſerer Kriegsinvaliden, in Unterhandlungen zu treten. Es ſcheint auch mir Pflicht, das verkrüppelte Familienmitglied den ſorgenvollen Familienangehörigen nicht länger als unbedingt nötig vorzuenthalten."

„Das iſt alles, was Eure Majeſtät mir mitzuteilen hat?"

Friedrich ſann nach: „Ja!" ſagte er dann. „Alles! Ich bedaure aufrichtig, Herr Graf, Sie momentan nicht zu mehr, als zum Dolmetſch aller meiner ſol-

datiſchen Hochachtung und meines ehrlichſten Mitgefühls machen zu können. Nun aber," ſprach Friedrich, „tun ſie mir die Ehre an, und trinken Sie den Inhalt dieſes Glaſes!" Friedrich wies zum Tiſch. „Bitte!"

Folgſam, um ſeiner ungeheuren Erregung Tätigkeit zu geben, ergriff Neipperg das opaliſierende Glas; ſeine Hand zitterte: Was war geſchehen? „Ich trinke," ſagte Neipperg aufgeſtrammt, dem König, mit ängſtlichem Trotz, in die Augen ſehend, „auf die Geſundheit und das dauernde Vergnügen meiner Kaiſerlichen Majeſtät zu Wien!"

„Wohl bekomm's! Tränke ich armer Gichtbrüchiger noch Wein," ſagte Friedrich, „ſo wäre mein Trinkſpruch: Dank dir, großer Gott und deiner überall ſichtbaren Gerechtigkeit! In welcher Richtung wünſchen Sie zurückgeleitet zu werden?"

„Nur bis zur erſten Linie bei Pfretzſchnau!" ſagte Neipperg raſch. Friedrich lächelte unſichtbar; Daun ſtand alſo auf der anderen Seite!

„Bitte!" Überhöflich, mit nachdenklicher, ſicherer Bewegung, öffnete Friedrich die Türe: „Der Herr Graf von Neipperg," ordnete er an, „wird von Ihnen, Herr von Oppen, mit verbundenen Augen und in voller Vorſicht, zur erſten Linie bei Pfretzſchnau gebracht und dort verlaſſen." Verbindlich, die Füße ſoldatiſch aneinander geſchloſſen, ſenkte Friedrich den ſchmalen Kopf: „Es war mir eine große Auszeichnung, Herr Graf, Sie kennen lernen zu dürfen! Ich hoffe," ſagte Fried-

rich, frisch, als begönne er gerade wieder ein neues Leben, „Sie besuchen mich jetzt bald, in den kommenden ruhigen Zeiten, in Berlin! Die Stadt ist nicht ohne, und sie wird nach dem Krieg; ich baue jetzt schon von den Überschüssen meiner Einnahmen zwei neue Schlösser und allerlei Regierungsprachtbauten; das geschieht mit der Hauptstadt eines siegreichen Landes immer, sehr großen Aufschwung nehmen!"

„Majestät!" sprach Neipperg, mit zuckenden Lippen, „Sie überschätzen den Wert der Kriegsmüdigkeit zu Paris!"

„Man wird jetzt, da die Zarin starb," sprach Friedrich, „da der Türke für mich rüstet, bald noch kriegsmüder zu Paris sein, Herr Graf!"

Neipperg starrte ihn an: „Die Zarin?" stieß er vor. „Woher wissen Sie das, Majestät? Sie war krank . . .!"

„Nein, sie ist tot."

„Bei allem, was mir heilig ist, Majestät: Sie leben im Wahn! Wir haben keinerlei Nachricht, daß die Frau Zarin verstarb!"

„Sie werden sie bald erhalten! Erfuhr ich nicht auch völlig unerwartet, im Augenblick, jetzt, daß man in Paris schon kriegsmüde ist? Das menschliche Leben besteht durchaus aus Überraschungen. Bon soir Herr General und: au revoir in Berlin!"

Mit wirbelndem Kopf, tiefstbetroffen, schritt Neipperg in den Gang hinaus: Kuriere mußten nach Wien! An den Fortgang der Offensive war, in der bisherigen Art und unter solchen Umständen, ja nicht zu denken! Langsam,

in höfischer Verabschiedung, die Arme etikettegemäß nach vorne gestreckt, begleitete Friedrich, noch zwei Schritte lang, Neipperg. Zwei Verneigungen, Oppen und Neipperg schritten dem Ausgang zu; Friedrich sah ihnen lächelnd nach. „Herr von Catt!“ rief Friedrich laut, damit ihn Neipperg im Aufsteigen draußen noch hörte; laut schlug Friedrich in die Hände: „Unglücklicher Liebhaber des Siegers Friedrich, geschicktester Vorleser Cäsars des Größten, kommen Sie jetzt zu mir!“

Catt, der auf dieses Wort seit Stunden gelauert hatte, riß die Türe seiner Stube auf: „Hier bin ich, Majestät!“

„Un moment!“ Friedrich stand in seinem Zimmer, er öffnete die Feuertüre des Kachelofens. Er warf die Fetzen des Daun'schen Schriftstückes ins verglimmende Feuer, in dem sie aufzischend verbrannten; er griff in die Hosentasche und warf den Flugzettel der Österreicher über Beverns Niederlage, den er in den Schanzen konfisziert hatte, ebenfalls in die Glut. „Noch einen Moment!“ Friedrich schritt rasch, Catt wich voll Angst aus, zum bäuerischen Himmelbett. Mit einer schnellen Bewegung riß der König den billigen Kattunstoff, der es als „Himmel“ halb verdeckte, von der Holzstange. „Der Fetzen erinnert mich ununterbrochen an Winterfeldts Totenbett,“ sagte Friedrich; zornig stieß er das Kattunzeug unters Bett. „Also?!“ Lebhaft, wie ein Jüngling wandte sich Friedrich. Er streckte die Hand: „Lieber Catt, wo ist Ihr Gedicht?

Das Gedicht, das Ihr über die ſchöne Breslauerin gemacht habt! Her damit!"

„Verzeihen Sie, Majeſtät," ſprach der Vorleſer ſteif, peinlich berührt. „Ich habe das Gedicht noch nicht gemacht." Er ſchob krampfhaft den Kopf in die Höhe; er erkannte: es war kein leichtes Amt, das er übernommen hatte. „Die Zeit iſt nicht für ſolche Gedichte!"

„So?" Boshaft blitzten Friedrichs Augen: „Ihr Schwyzer ſeid kalte Menſchen!" ſagte er. „Protegierte mich das Schickſal ſo wie Sie, zu Breslau die Dame meiner jahrelangen Anbetung unverhofft wiederſehen zu dürfen," heftig ſchüttelte Friedrich die Hand in der freien Luft, „fürwahr: ein Dutzend Oden, Sermone und Epiſteln hätt' ich drüber verbrochen!" Mißbilligend machte Friedrich, als wären ſeine müden Beine urplötzlich aus ſchnellendem Draht, einen haſtigkräftigen Rundgang; dann blieb er wieder vor Catt ſtehen: „Überprüften Sie wenigſtens mein Gedicht über den Caſus?" Catt nickte. „Wie iſt es? Kommt es dem glorioſen Bilde Ihrer feurigen Angebeteten irgendwie ein bißchen nah?"

„Majeſtät . . ."

„Fangen Sie doch nicht wieder mit den ekligen Titulaturen an! Alſo!?" Mit beiden Händen zog Friedrich die herabgerutſchten Stiefelſchäfte zur abgeſchabten Sammethoſe hoch. Voll Begier nach geiſtiger Zerſtreuung und Ablenkung, ſchnalzte er mit den Fingern. „Raſch, lieber Catt! Raſch! Die Eitelkeit, von Ihnen gelobt zu werden, zerfrißt mich!

Ich möchte endlich Ihre Kritik über meine ſchwergekleiſterte Ode an Ihre Schöne hören! Iſt ſie ſchlecht?"

Traurig ſah der Gelehrte den König an. Verſtimmt.

„Um Jottes willen! Ich meinte, daß meine Ode ſchlecht ſei, nicht Ihre Schöne!"

„Wie kann Ihre Majeſtät jetzt an ſo etwas Intereſſe haben . . .?"

„Seien Sie doch kein Leichenbitter!" Mit Nachdruck, krachend, ſtellte Friedrich den Schweinslederband des Cicero aufrecht aufs Fenſterbrett. „Wie iſt die Ode?"

„Die Ode iſt ſchön und von fließendem Versmaß," ſagte Catt gequält, mit unwilligem Anhauch, „gewiß, doch möchte ich immerhin hervorheben," die Worte fügten ſich dem Bedrückten ſchwer aneinander, ſie waren pedantiſch gereizt, „daß ich in meiner Schilderung, die ich Eurer Majeſtät gab, nichts von den intimen Reizen des Buſens der Dame und vom Liebreiz ihrer Figur ſprach, wie ſie die Schilderung in Eurer Majeſtät Ode aufzuweiſen beliebt."

Betroffen ſah Friedrich den Vorleſer an. Amüſiert und verlegen; dann lachte er laut auf: „Deswegen braucht Er mir doch keine üble Zenſur zu geben?" ſagte Friedrich. „Es ſchädigt den Ruf Ihrer Dame keineswegs, wenn ich, ausgebrannter Krater, platoniſch den Fleiſchtöpfen meiner Jugend durch ſie opferte! Haben Sie keine Angſt!" Friedrichs Blut hämmerte. „Wohl war ich einmal ein anderer; doch das iſt lange vorbei; damals hat man mich begehrt, damals begehrte auch ich!

Das war," ſagte Friedrich, verbiſſen die Unterlippe kauend, „ehe mich der Teufel in dieſes ſchwindelhafte Hundeleben des ewigen Krieges ſchmiß, der nun meine Liebe iſt!" Heftig ſchloß Friedrich, den Herzſchlag ſtürmiſch im Halſe: „Der Krieg hat mich zerbrochen, Catt! Zerſtört, entnervt, alt gemacht! Gott Amor? Frauen?" Bitter entſagend ſchüttelte Friedrich den Kopf; in ſeinem Geſicht ſtand dunkle Röte. „Man findet dazu nicht Zeit und Kraft im eiſernen Würfelſpiel, Herr von Catt; Sie können beruhigt ſein! Gern allerdings gäbe ich meinen ſorgenvollen Ruhm dafür . . ." Friedrich ſtockte, er blickte den beſtürzten Vorleſer ſtreng, das Unwahre des Geſagten unerbittlich erkennend, an. „Jedenfalls ſehen Sie," ſagte Friedrich ſarkaſtiſch, „was für Ihre Memoiren von dereinſt wichtig iſt, daß mich der Krieg mit den zwei Kaiſerinnen und der franzöſiſchen Königshure noch immer nicht völlig abhält, Frauenreizung," Friedrich lächelte, ſich ſelbſt perſiflierend, „auf dem Papier zu befriedigen! Voilà!" Friedrich ging einige Male, haſtig, dröhnend und unwillig, hin und her. „Da!" ſagte Friedrich jäh ſtehen bleibend, anklagend ſchlug er ſich vor den Mund: „Alle Zähne wackeln mir." Friedrichs Rechte fuhr die Haare, die Linke, haſtig ſtreichend, den hagern Rücken entlang. „Mein Haar wird grau, der Rücken krumm!" Seufzend ſtieß Friedrich vor: „Welches niederträchtige Hundedaſein muß ich aber auch führen! Und wozu? Warum? Pfui!" Er ſpie aus. „Pfui Teufel!"

„Eure Majeſtät vergißt wieder einmal völlig," ſagte

Catt hastig, „in Ihrer so leicht überspringenden Großzügigkeit, den Glanz und Ruhm Ihres Namens, den sich Ihr Eigenwille schuf! Solches steht turmhoch über allem, auch über dem vollkommensten Glück der Beschaulichkeit! Ihr Los, trotz all seiner furchtbaren Härte, Majestät, ist groß und beneidenswert; es schafft Ihrem Namen in der Geschichte der Welt: Unvergänglichkeit!“

„Quatsch!“ sagte Friedrich. „‚Ruhm‘? Bin ich einmal in die Grube gefahren, kräht kein Hahn mehr nach mir! ‚Ruhm‘? ‚Weltgeschichte‘? ‚Name‘? ‚Größe‘? Den Sokrates haben die Bildhauer wegen seiner Lehre ans Messer geliefert, weil's ohne Vielgötterei für sie zu wenig Verdienst gab! Dieser Schmutztod hat uns des Sokrates Namen erhalten! ‚Ruhm? Gerechtigkeit‘?“ Verächtlich zog Friedrich die Oberlippe hoch. „Bin ich tot, so werden die Geschichtschreiber noch unbekümmerter als sonst lügen, die hassende Gegnerschaft bekommt dann Mut, ganz an die Oberfläche zu tauchen. Das ist alles! Es gibt nur eines!“ Friedrich sah zu Boden, er griff, als bekennte er, an seine Brust, fand, daß ihm das Hemd auf der Brust offen stand, daß seine Weste fast völlig aufgeknöpft war: das stammte von — sein Denken sah mit Bitterkeit das Bett — von vorhin! Schamhaft wechselte die Farbe in Friedrichs betretenem Antlitz. „Ich muß eine niedliche Figur für den Grafen gestellt haben!“ sagte Friedrich ärgerlich. „Der Eichel und der Fredersdorf hätten mich wohl darauf aufmerksam machen können!“ Hastig knöpfend

ſchuf Friedrichs Hand Ordnung. „Was ich Ihnen ſagen wollte, Catt, war dieſes: Es gibt nur ein Einziges, das im Wogengang des Lebensſturmes zu führen vermag, was uns aufrecht erhält: unſere Bouſſole in der Bruſt; unſern Seelenwillen; unſer Kommando vom unſichtbaren Herrn! ‚Ruhm‘, ‚Name‘ et cetera, das iſt Unſinn, Phraſeologie, Schimäre! Genug der Banalitäten!“ Strenge ſah Friedrich Catt an: „Iſt mein Gedicht ſo gut, daß ich es Voltaire ſenden kann?“

„Sogleich, Majeſtät!“ ſagte Catt. „Sie beſtrafen Verbrecher? Nicht wahr? Warum?“

Friedrich ſah den Vorleſer verwundert, mit ſpottvorbereitetem Antlitz, an. „Dieſe Frage ſcheint mir,“ ſprach Friedrich, „etwas abſeits unſrer Unterhaltung zu liegen!? . . .“

„Ich bitte um Verzeihung!“ ſagte Catt haſtig; er verfärbte ſich. „Ich werde Eurer Majeſtät ſogleich zeigen, warum ich fragte!“ Catts Augen erbettelten Gewährung: „Sie beſtrafen die Verbrecher! Warum tun Sie das? Weil dieſe,“ ſprach Catt triumphierend „nicht gegen die Verſuchung des Üblen in ſich ankämpften! Wäre in jedem Menſchen alles durch einen ‚unſichtbaren Herrn‘ kommandiert, hätte der Verbrecher, der doch ein Menſch iſt, keinen freien Willen, dann dürften Sie ihn nicht ſtrafen, da er ja dann unſchuldig wäre!? Nicht? . . . Der Menſch hat aber freien Willen! Schaffen Sie ſich Ihr Schickſal nicht auch ſelbſt? Das iſt ja das Große an Eurer Majeſtät!“ Aufgeregt holte Catt Luft; es galt, den vorbereitenden Schluß zu ziehen: „Des-

wegen und das mit voller Gewißheit," ſagte Catt, „weil der Menſch freien Willen hat! kann der Menſch jedes Unglück ertragen und überwinden! Jedes! Nicht wahr, Majeſtät? Und gar: der bedeutende Menſch, der Philoſoph! Der überwindet jedes Unglück mit Leichtigkeit! Er nützt es zur Handhabe neuen Kraftgewinns!" In höchſter Spannung ſah Catt den König an, der ihn mit lächelndem Intereſſe, wie eine Rarität, muſterte. „Habe ich nicht recht?"

„Was alterieren Sie ſich ſo unnütz? Die Nachricht vom Finck weiß ich doch ſchon!?" Friedrichs Züge wurden mißtrauiſch. „Oder . . ."

„Ich debattiere lediglich, Majeſtät," ſagte Catt haſtig, „als theoretiſcher Philoſoph!"

„Warum nehmen Sie dann nicht an, daß in den Menſchen ſowohl das Gefühl für das Recht als auch für das Unrecht gelegt iſt? Der Menſch iſt böſe, doch er hat daneben den, vielleicht nur anerzogenen Hang, dem widerſtehen zu wollen. Es kommt bloß auf die Doſierung dieſer beiden Burſchen an! Sie meinen jetzt wohl," ſagte Friedrich launig und zeigte auf ſich, „daß ſich der alte Herr da als überführt auf den Daumen beißen muß? Daß er ‚beſiegt' ſei? Sie ſollen dieſe Freude haben!" Friedrich lächelte. „Doch damit Gott, vor Ihrer gläubigen Seele, nicht als der Verantwortliche für all die Gaukelei, Schuftigkeit und Ungerechtigkeit, die in ſeinem Tiergarten ſo niedlich herumtanzen, daſteht, müſſen Sie mir wohl oder übel zugeben, daß die Doſierung des Guten ſcheinbar zu ſchwach iſt!"

Friedrich machte eine großartige Geſte: „Was kümmert das mich? Ich beſtrafe meine Verbrecher, weil ſie der Geſamtheit ſchaden! Ich bin kein Pfaff! Es gibt für mich kein ‚Gut‘ oder ‚Böſe‘, kein ‚Recht‘ und kein ‚Unrecht‘; es gibt für mich bloß das Gebot der Nützlichkeit. Zum Gedicht, Herr von Catt! Ohne Auskneiferei! Wie iſt mein Gedicht?“

„Laſſen Sie mich, Majeſtät, nur noch ſchnell beweiſen, daß ich recht habe!“ Unwiſſentlich ahmte Catt des Königs Art und Tonfall nach: „Bitte: Wenn Gott alles in uns prädeſtinierte, wie Sie ſagen, ſo müßte er auch beſtimmt haben, daß ſich jetzt die Nationen der Erde, um einiger Morgen Landes willen, hinzuſchlachten haben? Sollte das ſeine Weisheit wollen? Gewiß nicht! Dies geſchieht nur durch uns, durch den in dieſem Falle: leider freien Willen der Menſchheit! Nicht wahr, Majeſtät?“ Friedrich zuckte gleichmütig die Achſeln:

„Vielleicht!“ ſagte er. „Mir genügt die Tatſache, daß ich mich herumraufen muß. Zum Gedicht und zu Voltaire! Los!“

„Sollte Gott dem Herrn von Voltaire,“ ſprach Catt, „in dem wir beide den größten Dichter der Zeit verehren, die edle Begabung, die er zu unſrer Freude trägt, und die ſchlechten Charaktereigenſchaften verliehen haben, die er, nach Ihrer Majeſtät Angaben und öffentlichen Dokumenten, beſitzt?“ Catt ſchüttelte den Kopf. „Nein! Die Schlechtigkeit iſt Voltaires Werk! Unſer Handeln iſt frei; es iſt völlig in unſrer Hand!“

„Soll ich mein Gedicht Voltaire ſenden? Sprechen Sie ganz aufrichtig! Ich möchte nicht wieder von dieſem großſchnauzigen Herrn gerüffelt werden. Es erregt mich zu ſehr, müßte ich wieder anhören, wir ſeien ‚barbariſch'!" Friedrich nickte erregt: „Gewiß, Er hat ja einſtweilen recht," ſagte er, „unſere Sprache hat noch nicht ihre feſtſtehenden Regeln, ſie iſt noch arm, von Dialekten und Fremdanleihen zerriſſen; wir haben eben bisher zu viel Unglück erfahren, zu wenig Wohlleben! Kunſt gedeiht nur im Glück! Aber," Friedrich blickte ſiegesgewiß. „Seien Sie verſichert, Catt: unſere guten Tage kommen! Sie werden da ſein, ſobald ich die Baſis ruhiger Geiſtesentwicklung, ſobald ich feſte, ſichere Grenzen für uns als Reich erſtritt! Wir werden dann ſchnell die gleiche Literatur haben wie die Griechen und die Franzoſen! Wir werden dann unſeren Geiſt nicht mehr weiter von den Fremden leihen müſſen, wir werden dann unſere eigene Klaſſik haben, man wird dann auch uns, als allen wertvoll, in fremde Sprachen überſetzen! Wir werden in keiner Beziehung hinter dem Ausland mehr zurückſtehen! Wir überholen es, denn wir ſind beſſere Charaktere!" Friedrich ſtellte, anklagend und ſtolz, den ſcharfgemodelten Kopf vor: „Glauben Sie," ſprach er, „ein deutſcher Poet hätte, vorausgeſetzt: es gäbe ſchon einen Voltaire vollwertigen! mir das angetan, was mir dieſes indezente franzöſiſche Schwein jetzt antat?" Friedrich ging flink zum Tiſch: „Hier!" Friedrich zog einen Papierpack aus dem Schreibwuſt. „Dieſe ſchäbige Dreck-

ſeele hat, indiskret und unpaſſend, wider meinen ausdrücklichen Befehl, jetzt, ausgerechnet jetzt, meine Gedichte in die Öffentlichkeit gebracht! Geſtern erhielt ich das Buch!" Friedrich griff einige Blätter hoch. „Ich werde ihm aber ſchnell ſeine Hoſen flicken! Sie müſſen mir dabei helfen! Nehmen Sie dieſe Blätter, blättern Sie ſich, bitte, meine Ergießungen dann, wenn ich arbeite, durch; ich habe geſtern nacht dran gefeilt und gehobelt als wär' ich ein Schreiner! Sagen Sie mir morgen Ihr Urteil! Halten Sie die abſchwächenden Umarbeitungen meiner Gedichte für zweckentſprechend, ſo gebe ich das Zeug in dieſer Form ſofort in Druck und leugne ſchlankweg jedes Wort der Voltaireſchen Veröffentlichung als apokryph! Iſt das nicht gemein?" fragte Friedrich erbittert. „Jetzt, in dieſem für mich höchſt kritiſchen Augenblick, gibt der Lump die Schmähgedichte gegen meine feiſten Kollegen auf dem Thron und deren Huren in Purpur; Poetereien, die doch nur für meinen intimſten Freundeskreis beſtimmt waren; in Feindes- und in neutralen Ländern, mir zum Schaden, heraus? Voltaire iſt ein gehäſſiger Hund! Das hätte mir ein Deutſcher nie angetan! Er iſt heimtückiſch. Wie hat er Maupertuis gequält! Haben Sie übrigens Maupertuis noch gekannt? Nein? Ein griesgrämiger Geſell; Sie ſind nichts dagegen, nicht einmal heute! Eiferſüchtig, dickköpfig, und grob, wie's nur Gelehrte zuſammenbringen! Aber, Catt: er hatte ein Herz von Gold! Größtes Wiſſen und das Talent, alles in ſeiner Nähe zum Denken zu zwingen!

Das iſt viel! Maupertuis und Voltaire!“ Friedrich lachte herzlich, in Erinnerungen verfangen. „Sie haben meinen ‚Kreis‘ nicht gekannt! Nicht meine göttliche Tafelrunde in Sansſouci!“

Stolz ſah Friedrich Catt an. „Ich habe Diners gegeben, die alle entzückten! Jeden Tag, bis dieſer verfluchte Krieg kam! Da war Algarotti, ein Mann, Catt, ſchön, ſchön, wie ihn Praxiteles nicht ſchöner erſann! Gewandt, vielſeitig, er wußte mehr als Voltaire! Er war ſchmeichleriſch. Zugegeben! Doch man konnte drüber wegſehen! Da war La Mettrie! Ein luſtiger, wüſter Burſch, mit einer Phantaſie, der man alles, aber ſchon alles zutrauen konnte! Einmal, man hatte ihm geſagt, um ihn zu foppen, daß all ſein Geld verloren wäre! Wiſſen Sie, was er tat? Er ſaß auf den Parketten, ſchlug ſich die Schenkel und jubelte: ‚Bravo, ich hab' kein Geld mehr; ich bin glücklich!‘“ Friedrich lachte. „Das war ein wirklicher Philoſoph! Keyſerlingk! Ein Menſch, vom Himmel niedergeſtiegen. Schön, ſchön ſage ich Ihnen, Catt; es gibt ſeinesgleichen nicht mehr! Eine Bruſt, weiß wie Schnee!“ Friedrich riß ſich los: „Sie hätten auch Jordan kennen müſſen! Lieb, treu, gut, weich: er weinte, als er aus den Zeitungen das Gemetzel in Amerika erfuhr! Er iſt tot. Verzärteln Sie ſich ja nicht, Catt!“ warnte Friedrich. „Jordan ſtarb nur, weil ſeine Hypochondrie, ſeine Todesfurcht, zu groß war; er hatte zuviel Angſt vor dem Tod! d'Argens die Ehrlichkeit ſelbſt; ein malpropres Schwein wie ich;

Sie lächeln?“ Herausfordernd ſah Friedrich den Vorleſer an. „Sagen Sie ruhig, daß ich wie ein Schwein ausſehe! Ich weiß es!“

„Majeſtät! Sie ſind im Feldlager!“

„Ich bin auch ſonſt ein Schwein! Immer! Schon ſeit langem! Mein Hut und mein Rock ſind ſchäbig! Die Hoſe hat ſeit Wochen ein Loch! Es kümmert ſich ja auch kein Menſch um mich, ſeit meine Mutter ſtarb! Wie kann das anders ſein? Meine Weſte iſt ſtets bedreckt; da!“ Friedrich ſah mit Genugtuung an ſich nieder. „Wenn ich ſchnupfe, bleibt alles an ihr hängen! Ich nehme keine Serviette! Ich ſchnupfe zu viel! Mein Herr: meine Soldaten ſtinken zu viel! Reichen Sie mir die Doſe! Die armen Kerls können weder Wäſche noch Kleider wechſeln; ich muß ſchnupfen!“ Friedrich ſchnupfte. „Dabei war d'Argens,“ ſprach Friedrich, „von höchſter Moralität! Er wollte immer mehr wiſſen als jeder andere! Grün und blau giftete er ſich, wenn's nicht gelang. Er ſchrie wie ein Beſeſſener, wenn er im Unrecht war. Haben Sie bemerkt? Ich tue das auch, wenn mir die Argumente ausgehen!“ Friedrich ſeufzte. „Ach Gott! Wo ſind ſie alle hin? Geſtorben, an mir wankend geworden: verdorben.“ Grimmig ſah er Catt an. „Die Gauner haben mich alle verlaſſen, als mein Unglück anhub!“ Friedrich tat einen raſchen Schritt; er nahm wieder ein beſchriebenes Blatt vom Tiſch. „Das kennen Sie auch noch nicht!“ ſagte Friedrich. „Hören Sie!“ Friedrich rezitierte:

„Nun iſt's wie Sterben in der Welt,
So welk und öde liegt das Feld,
Der Baum ſteht da von Blättern bloß,
Der Garten kahl und blütenlos.
So ſpürt der Menſch mit leiſem Beben
Die Hand der Zeit an ſeinem Leben.
Die Jugend geht im Irrtum hin,
Man lernt erkennen, ſchärft den Sinn,
Da kommt die Mühſal, kommen Leiden,
Nicht lange währt's, dann heißt es ſcheiden."

Herausfordernd ſah Friedrich den ergriffenen Catt an. „Wie iſt das? . ."

„Das iſt ſchön, ſehr ſchön, Majeſtät!" ſprach Catt, aufrichtig bewundernd. „Sie ſind ein großer Dichter!" Unwirſch warf Friedrich das Papierblatt von ſich:

„Schmeicheln Sie mir nicht!" ſagte er heftig. „Ich verſifiziere mir doch bloß mein Unglück vom Leib! Vielleicht?" ſetzte Friedrich wägend hinzu, überlegend, „hätte ich Ruhe gehabt, hätt' ich's hier, auf dieſem Gebiet, zu etwas mehr gebracht! Vielleicht! Jetzt taumle ich jedenfalls bloß in der künſtleriſchen Arena herum. Das Schickſal hat eben," ſagte Friedrich erbittert, „die dämliche Meinung, daß ich wo anders beſſer tauge. Ich füge mich, da mir nichts andres übrigbleibt! Ich kann's nicht ändern!" Friedrich legte Catt die Hand auf die Schulter. „Es mißfiel Ihnen etwas im Gedicht?" forſchte er. „Sie wollten vorhin etwas ſagen? Los!"

„Es bedrückt mich, Majeſtät, Sie im Poem ſo trau-

rig zu ſehen," ſagte Catt. „Sie ſollten nicht ſo melancholiſch ſein."

„Ich bin nicht traurig!"

„Doch, Majeſtät! Doch! Sie urteilen zu allgemein, zu ſehr nach anderen Menſchen! Sie ſchätzen die Gabe Ihrer überwinderiſchen Größe zu gering ein, die Ihnen Gott verlieh; Sie überwinden doch alles! . . ."

„Das hoffe ich! Ich habe noch nicht abgeſchloſſen! Ich lebe noch, ich werde wieder leben! Sehe ich Potsdams heimiſche Penaten wieder, dann ſoll wieder ein Leben um mich aufblühen, daß die Zöpfe wackeln! Wiſſenſchaft und Kunſt, mein Herr, ſollen blühen! Wie im Glashaus!" Friedrich ſtreckte ſehnſüchtig die Arme; er ſchloß die Augen, wollüſtig. „Ich will wieder Feſte feiern; Geigen und Flöten ſollen wieder um mich jubilieren!" Brennend ſah Friedrich den Vorleſer an. „Es war ſchön in Sansſouci! Wenn wir auch viel Unſinn ſchwatzten, Geiſt war in allem!" Gierig ſtreckte Friedrich die Hände, den Blick ſtarr vor ſich. „Ich will wieder von ſilbernem Geſchirr, von goldenen Tellern ſpeiſen! Ich will wieder Bilder kaufen können: Corregio, Rembrandt, Rubens! Ich werde dieſe Oper aufführen," ſagte Friedrich; er ſtockte, ſein Fuß ſtampfte mißmutig auf, „mein Gehirn wird ſchwach vom ewigen Soldatengeplärr, ich weiß den Namen nicht mehr!" Er riß den Kopf auf. „Der Name iſt Blech! Er tut nichts zur Sache!" Friedrich ſtarrte in Erinnerungsbilder: „Kriſtall, Gold, Spiegel, Parketten, ſeidene Strümpfe, geiſtreiche Ge-

ſpräche, Wortparfüm!“ Tief ſogen Friedrichs Nüſtern den Duft der ſehnlichſt erſehnten Zukunft ein. „Ich werde wieder Freunde aus dem Fels der Entfremdung herbeiſtrömen laſſen! Kapaunen, Champagner! Im glänzenden Lichte von hundert Kerzen wird meine Flöte wieder ſingen! Graun wird ſich wieder heiſer räuſpern, wenn's mir daneben gelingt, im heiligſten Gottesdienſt! Ach! Duft, Schönheit, Schwäne, Gondeln, Linien, Linien, Formen und Lachen! Lachen! Mein Herr,“ ſprach Friedrich, „kein Leben ohne Schönheit und Freundſchaft! Ich habe einhundertzwanzig Stücke in Muſik geſetzt! Ich habe getanzt und geliebt! Aus voller Seele! Herr von Catt! Ich habe getanzt, ich kann jetzt noch tanzen!“ ſtieß Friedrich vor; er nahm graziöſe Menuettſtellung ein, tat zwei, drei wilde Sprünge, die ihn außer Atem brachten. „Reichen Sie mir die Hand, Herr von Catt!“ Heftig, exaltiert drehte Friedrich den verzweifelten Vorleſer ein paarmal herum. Jäh, völlig atembar, ließ er ihn los:

Die Tür war geöffnet worden.

„Wer ſtört uns?“ fragte Friedrich unwillig, um Luft ringend. „Ich will jetzt . . . Ruhe haben!“

Ein zerfetzter, abgeriſſener Mann, mit langem, ſtruppigem Bart, ein rieſiges Pflaſter im Geſicht, trat grinſend ein.

„Oh,“ ſagte Friedrich, krampfhaft nach Luft ſchnappend, „meine idealſte Seele? — Verzeihung, Herr von Catt, ich muß jetzt ein wenig regieren! Bleiben Sie hier, Catt! Ich hoffe, Sie ſind verſchwiegener

als Ihr Vorgänger, den ich, wegen des Gegenteils, nach Magdeburg in die Sternſchanze ſchicken mußte!" Friedrich wandte ſich zum Spion: „Vielgetreuer, was gibt es? Im übrigen, Catt," Friedrich drehte temperamentvoll den Kopf, „Herrn von Voltaires miſerable Literatenſeele wird mich niemals abhalten, ſeine Werke reſtlos zu bewundern, meinen Geiſt an ihm reibend zu ſtärken und zu klären! — Alſo! Raſch! Was gibt's, Ehrenwerter?"

„Diesmal hat's ſehr große Mühe gekoſtet! . . ~

„Du wirſt dafür mit Gold bezahlt!"

„Die Kaiſerlichen ziehen ſich, von Ihnen aus links, zurück!" Friedrich lächelte. „Hinter Pfretzſchnau!"

„Hören Sie, lieber Catt," ſagte Friedrich gutgelaunt, „was für ein Name: Pfretzſchnau! Die Zunge zerbricht einem dabei! Denken Sie über einen Reim mit Pfretzſchnau nach! Die Öſterreicher ziehen ſich alſo, mein Sohn," ſagte Friedrich, „bei Pfretzſchnau zurück? Weiter!"

„Sie ſind dort ſieben Regimenter ſtark! Ein General kam angeritten und ſchrie: ‚Alles zurück! Ohne Widerrede!'" Er blinzelte. „Die waren Ihnen dreckig nah! Ihr linker Flügel iſt zu ſchwach!"

„Hoho!" ſagte der König, „das iſt mir noch gar nicht aufgefallen! Du biſt ein Stratege! Merci, monsieur!"

„Ich ſtand daneben," ſagte der Spion, „als die Deutſchmeiſter abrückten und die Liechtenſtein-Dragoner und Neipperg-Küraſſiere aufſaßen. Auch der Hadik ritt zurück."

„Iſt das wahr?“

„Mein großes Ehrenwort!“ Der zahnlückige Mund mit den gelben Hauerzähnen grinſte. „Die drüben rechnen auf Ruhe; ſie können ſich nicht vorſtellen, daß Sie angreifen.“

„Ich habe auch nicht dieſe Abſicht, lieber Freund!“

„Die Kaiſerlichen ſind fünfmal ſtärker! Wiſſen Sie, wie Ihre ſchwache Armee drüben heißt?“

„Nee.“

Der Spion ſchüttelte ſich vor Lachen: „Die Potsdamer Wachtparade! Wenn Sie gut zahlen; ich hätte wieder hundert Mann von drüben, die zu Ihnen wollen! . .“

„Kein Soldat erhält ſo pünktlichen Sold wie der meine!“

„Gemacht!“

Friedrich ſtand vor der Karte; der Spion verſtummte und lauerte. Friedrich griff in den Hoſenſack, er zog einen Geldbeutel und zählte. Er nahm vom Inhalt fünf Dukaten weg: Dieſe habe ich mir ehrlich verdient! Er ließ ſie in ſeine Taſche zurückfallen. „Da!“ Geſchickt fing der Zerlumpte den zugeworfenen Beutel auf. „Des Vaterlandes Dank, ſamt Anzahlung für die Überläufer!“ ſprach Friedrich; er öffnete die Tür, mit prüfendem Blick maß er noch einmal den Hauſierer, der einen großen Packen auf der Schulter trug. „Kruſemarck, Gaudi!“ rief Friedrich. „Wer von euch iſt hier?“

„Hier Varenne!“

„Nimm Er dieſes Ehrenfeſten Ausſagen zu Proto-

koll! Und du," ſprach Friedrich zum Spion, „du gehſt dann ſofort wieder hinüber und meldeſt drüben, diesmal gegen gute kaiſerliche Bezahlung, daß ich in voller Vorbereitung des Rückzuges auf Glatz wäre. Du ſagſt: Du hätteſt von einem unzufriedenen Offizier, den du beſtachſeſt, gehört, daß ich morgen, um die Retirade zu decken, den Ruinenberg auf dem kaiſerlichen linken Flügel ſtürmen wollte. Merk dir: Rückzug und linkes Stürmen!"

„Rückzug und Stürmen?"

„Jawohl, mein Freund! Du verſtehſt das nicht? Die krauſeſten Sachen ſind die klarſten! A Dieu, Ehrenhort!" Nach verlegenem Kratzfuß verſchwand der Händler mit Varenne; Friedrich lachte:

„Sehen Sie, lieber Catt," ſprach er, „Geld iſt der Zauberſtab des Lebens!" Er zeigte. „Dieſer Mann da handelt herüber und hinüber. Ich glaube, das Aas weiß nicht einmal, weſſen Untertan es momentan iſt! Das iſt auch nicht leicht! Er iſt ſchlecht wie die Reichsfürſtenbande! Der Spion allein zieht Nutzen von unſerm Geraufe: er wird reich! Ach, Catt: ich bin ein Räuberhauptmann geworden; ich ziehe mit einer bewaffneten Bande in fremdem Land herum! Was iſt das für eine Welt!"

„Muß Eure Majeſtät jetzt nicht," fragte Catt, beſorgt und ſehr unruhig, „neue Weiſungen geben?"

„Ich habe dieſe Nachricht erwartet." Befriedigt verſchränkte Friedrich die Arme. „Sagen Sie, Catt," fragte er, „glauben Sie, daß ich dem Kerl," er wies

zur Tür, „anſchmierte, oder daß ich ihm die Wahrheit ſagte?“ Friedrichs Geſicht forſchte voll Intereſſe: „Nun?“

„Hoffentlich nicht die Wahrheit, Majeſtät! Der Mann gefiel mir nicht!“

„Ich ſagte ihm die pure Wahrheit! Jawohl! Es iſt dies das beſte Mittel, um die Menſchen anzuführen; ſie glauben immer das Gegenteil von dem, was man ſagt! Leider,“ Friedrich war verſtimmt, „habe ich wieder gegen meinen feſt vorgenommenen Entſchluß gehandelt; ich hätte den Lumpen mehr ſelbſt reden laſſen müſſen! Mein verfluchtes Innentemperament reißt mich immer wieder hin! Zu ſpät!“ ſagte Friedrich bedauernd. „Na,“ er rieb ſich ſchadenfroh die Hände, „ich werde die dicke Schlafmütze Daun ſchon gründlich frottieren!“ Er ſeufzte. „Hätt' ich nur mehr Soldaten! Und . . .“ das Wort: „Kanonen“ wurde verſchluckt. „In Paris erſetzte eine fleißige Nacht die Roßbacher Verluſte; mein Volk iſt zu moraliſch! Sagen Sie, Catt, wie finden Sie eigentlich die Stimmung in meinem Lager? Hörten Sie vorhin den Karneval? Man ſchimpft? Was? Haben ſie noch immer Angſt? Sie ſind mutlos? Was reden die Offiziere? Die wiſſen wieder alles beſſer als ich? Nicht? Man würfe am liebſten wieder einmal, weil das am angenehmſten iſt, die Flinte ins Korn? Reden Sie, bitte, mit ſchroffſter Aufrichtigkeit! Es iſt mir wichtig, die Wahrheit zu hören! Nun?“

„Eurer Majeſtät üble Lage erweckt gewiß Teilnahme und Schrecken,“ ſprach Catt taſtend, „doch der

Großteil der Armee iſt dauernd voll blinden Glaubens an Eure Majeſtät. Ich hörte vorhin, von meinem Fenſter aus, wie ein Fußſoldat zum andern ſagte: ‚Er ſchafft's trotzdem!‘ Er meinte Eure Majeſtät damit! Das iſt das Grundfühlen aller: Trotzdem!“

Friedrich griff ſich an den Kopf: „Ja . . .“ ſprach er langſam, unkonzentriert, mühſam nachſinnend.

„Eure Majeſtät übernehmen ſich!“

„Keine Spur!“ Die Hand ſank; Friedrich ſah Catt an. „Gerade hatte ich den Namen der verfluchten Oper, den ich Ihnen vorhin nicht nennen konnte, ganz nahe!“ Friedrich warf den Kopf zurück: „Er wird mir noch einmal einfallen! . . .“

„Meldung vom Prinzen von Braunſchweig!“ ſprach ein eintretender Offizier. „Schleichpatrouillen melden, daß der Feind zu ſeiner Linken weittragendes Geſchütz poſtiert.“ Des Königs Hand grüßte:

„Ich erwarte weitere Meldungen!“ Der Offizier gab die Tür frei; ein anderer Offizier, ein alter, grauer Herr, mit beſchneiten Schultern, trat vierſchrötig und wichtig, die Ehrbezeugung ſchwerfällig leiſtend, ein. „Was bringt Er, Münchhauſen?“

„Entſcheid des Kriegsgerichtes über Ihro Majeſtät Offizier du jour: Strachwitz, wegen Gehorſamsverweigerung im Falle befohlener Plünderung . . .“

„Ich weiß das Weitere,“ ſprach Friedrich nervös; ſeine Augen zwinkerten; Catts Gegenwart war ihm jetzt peinlich. „Wie lautet der Entſcheid?“

Münchhauſen zog umſtändlich, vor Erregung ſchwer

ſchnaufend, den Dreiſpitz unterm Arm, aus dem Bruſtausſchnitt ſeines Rockes ein Schriftſtück. „Sag' Er's mir," gebot Friedrich, „mir tun die Augen weh!"

Steif ſtand Friedrich; Münchhauſen rapportierte:

„Nach reiflichſter Erwägung aller Fürs und Widers hat das Kriegsgericht Eurer Majeſtät dahin entſchieden, daß Herrn von Strachwitz, in Hinſicht ſeiner Offiziersehre . . ." Münchhauſen ſchluckte, dann ſtieß er vor: „kein Verſchulden trifft."

„Weiter!"

„In Hinſicht der perſönlichen Form und Haltung, über die das Kriegsgericht, als nicht beim inkriminierenden Vorfall anweſend, kein Urteil ſchöpfen konnte, alſo in Sachen der Inſubordination, Eure Majeſtät, hat das Kriegsgericht mit allen gegen eine Stimme entſchieden . . ."

„Von wem war die eine Stimme?"

„Von Seiner Durchlaucht, dem Herrn Prinzen von Anhalt-Deſſau!"

„Weiter!"

„Daß der Hauptmann von Strachwitz Eurer Majeſtät — Gnade . . . zu empfehlen iſt!" Münchhauſen verneigte ſich vierſchrötig und bang. „Das iſt unſre Meinung; halten zu Gnaden, Majeſtät."

„So?" Tapfer widerſtand der alte Mann dem Flammenblitz der königlichen Augen:

„Ihre Majeſtät können," ſprach Münchhauſen, „uns allen die Köpfe vor die Füße legen laſſen; aber das iſt unſre Meinung!"

„Das paßte euch ſo, vor der Schlacht!“ ſprach Friedrich gut aufgelegt. „Mein Lieber, daraus wird nichts! Das Kriegsgericht hat entſchieden, es bleibt bei deſſen Entſcheidung! Was mich betrifft,“ ſprach Friedrich, „ich pardoniere Strachwitz. Er iſt ſofort in Freiheit zu ſetzen!“ Friedrich wandte ſich. „Herr von Catt: geben Sie mir, bitte, Strachwitzens Degen.“ Friedrich zeigte. „Er muß dort irgendwo im Winkel liegen! — Danke!“ Dicht trat Friedrich vor den freudeſtrahlenden Hauptmann, er gab ihm einen gnädigen Backenſtreich. „Was? Jetzt ſeid ihr wieder einmal mit mir zufrieden? Kohorte! Da hat Er den Degen! Ich laſſe mich Herrn von Strachwitz empfehlen; ich bitte, das wörtlich auszurichten! Und ebenſo wörtlich dem General Moritz, daß ich ihn zum Teufel jage, läßt er ſich vielleicht einmal einfallen, mit ſeinem ludrigen Sauregiment irgendwo oder irgendwann zu plündern! Der Strachwitz ſoll ihm drauf einen Spruch machen, der hat die Predigt für ſolche Fälle ſehr fertig im Maul! A Dieu, Herr Hauptmann!“

„Mein lieber Catt,“ ſagte Friedrich, als der alte Offizier, in eilender Freude nicht gleich die Türe findend, gegangen war, „die Rechtſprechung iſt nicht leicht, wenn man das Pech hat, Herr über Leben und Tod ſein zu müſſen. Die Verantwortung iſt ſchwer, und man iſt ſchließlich auch nur ein Tier, das ſeine Launen und Dummheiten hat.“ Friedrich hob den Finger. „Das wichtigſte iſt in allem: Zeit laſſen! Im erſten Augenblick iſt man meiſt zu jach! A pro-

pos!“ ſagte Friedrich aufgeräumt. „Wie würden Sie entſcheiden, Catt, wenn Sie die Meldung bekämen, daß ein Mann mit ſeiner Stute Sodomie triebe? Auf dem Papier ſteht Tod darauf!“ Friedrich zeigte zum Tiſch. „Ich habe dort ſo eine Meldung von den Normann-Dragonern liegen. Raten Sie mir!“ Friedrich lächelte biſſig. „Sie wiſſen doch, was Sodomie iſt?“

Catt errötete.

„Alſo: Majeſtät de Catt,“ ſpottete Friedrich, „ſprechen Sie das Urteil!“

Catt trat verlegen von einem Fuß auf den andern: „Es iſt ſicherlich ein ſchweres und unreines Verbrechen,“ ſagte er.

„Ich verſetze das Schwein zur Infantrie. Dort hat der Kerl keine Stuten.“ Friedrich wippte auf den Zehenſpitzen. „Wie würde Ihro Majeſtät de Catt entſcheiden, wenn Sie den Fall vor ſich hätte, daß ein Musketier ein Madonnenbild ſeines Goldſchmucks entledigt hat? Dezidieren Sie!“

„Der Mann verdient die härteſte Strafe.“

Friedrich lächelte: „Der Musketier verantwortete ſich aber dahin, daß ſich die Mutter Gottes, bei ſeinem inbrünſtigen Gebet, von ihrem Sitze erhob und ihm den Goldſchmuck, für Frau und Kinder, überreichte? . . .“

„Das iſt doch gelogen! . .“

„Das weiß man nicht! Ich habe mir den Hausherrn der Mutter Gottes, den Prior des Kloſters, kommen laſſen und ihn vor Zeugen inſtändigſt befragt,

auf ſeine prieſterliche Ehre hin, ob es nach den Lehren ſeiner Kirche möglich ſei, daß ſich die hohe Dame zu ſolch irdiſchen Handlungen herabließe."

„Und?" fragte Catt haſtig, wider Abſicht ſtark intereſſiert.

„Der Prior hat, nach einigem Wenden und Drehen, mir zugeſtanden, daß es immerhin, nach ſeinem Bekenntnis, nicht völlig außer dem Bereiche der Möglichkeiten läge, daß, allerdings trotz aller Unwahrſcheinlichkeit in dieſem Fall, die Gottesmutter, hie und da, bei ſehr Gläubigen, ſchon ſolches einmal getan hätte. Da ich einige Wallfahrtsſtätten, die durch ſolche Wunder entſtanden ſind, protegiere, konnte ich nicht anders handeln als den Mann freizuſprechen!" Catt fuhr auf: „Regen Sie ſich ab, lieber Catt! Ich habe das himmliſche Goldſchmuck-Douceur der Holzfigur natürlich zurückgegeben! Es erſchien auch mir zu reichlich und zu weltfremd bemeſſen. Ich ließ zudem die ſtrenge Weiſung ergehen, daß ich es von nun an verböte und mit aller Strenge ahnden würde, wenn wieder jemand Geſchenke von zu freigebigen Heiligen annehmen würde!" Friedrich wandte ſich auf dem Abſatz. „Genug davon!" brach er ab. „Laſen Sie Voltaires Brief?"

„Jawohl, Majeſtät," ſagte Catt bedrückt. „Ich las ihn . . ."

„Iſt es nicht hirnriſſig, daß er mir jetzt vom ewigen Weltfrieden predigt? Was weiß ſo ein verſtiegener Schöngeiſt vom Muß dieſer Welten! . ."

„Majeſtät!“

„Gar nichts! Bewegung iſt Leben, Bewegung iſt Kampf und Streit! Leben heißt: kämpfen und ſtreiten!“ Friedrich betonte: „Ich weiß auch, ohne Voltaire und Sie, daß es anders ſchöner wäre, doch,“ Friedrich zuckte mit den Achſeln, „ich habe dieſe Welt nicht gemacht!“

„Immerhin, Majeſtät,“ drängte Catt, „wäre es doch möglich, daß dereinſt wirklich allgemeine Kongreſſe manche Streitigkeiten löſten, die man, jetzt noch, nur mit den Waffen ausfechtbar denkt. Nicht wahr? Ergebenheit und Unterordnung unter Gottes Wunſch ſind doch das höchſte? . . .“

„Sie ſind auch ein Literaturſchwanz! Sie vergeſſen ſchon wieder, daß der Menſch ewig ein Schuft iſt, der am meiſten, der ewig von der ‚Güte‘ quatſcht! Der Menſch iſt eng, egoiſtiſch, verantwortungsvoll, blind, rechthaberiſch, eitel, habgierig! Dieſes Schandgebäude auf zwei Beinen wird nie anders! Les extrêmes se touchent. Man ſpricht gern im Krieg vom Frieden, im Frieden vom Krieg. Wir leben nicht ewig. Was uns, die wir das Unglück haben, einen Krieg mitzuerleben, ſchrecklich erſcheint, was uns denken läßt: es darf niemals mehr ein ſolches Menſchengemetzel geben, das ſtirbt mit uns! Die Nachgeborenen reizt wieder das Unbekannte; das Kraftproben zieht ſtets an, wie es mich reizte, bis ich mitten in der Tinte ſaß! Es wird, weil die Menſchheit jede Lehre vergißt und ſie immer erſt wieder durch die Not vorübergehend findet, ſtets Kriege geben.“

„Majeſtät ſehen trüb . . .“

„Sagen Sie: ich bin kein Vogel Strauß!“

„Der Menſch reift von Jahrhundert zu Jahrhundert, Majeſtät. Er wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wiſſender und einſichtig gerechter.“

„So? Wenn ich Ihnen das traurige Los bereiten könnte, für ein paar Tage König ſein zu müſſen, Sie gäben Ihren Standpunkt bald auf; Sie gäben mir dann ſchnell recht! Mein Amt läßt mich in Scheußlichkeiten, in Verbrechen jeder Art ſehen. Ich dachte einmal wie Sie! Doch ich fand dann überall Schamloſigkeit, Eitelkeit, Verlogenheit, Schmeichelei, Neid, Geiz, Korruption, Niedrigkeit, Egoismus und Geldgier. Catt! Sage ich morgen über Ihn, zu Fredersdorf und Eichel, und die ſind nicht die Schlechteſten: ‚Catt gibt viel Geld aus; ich fürchte, er nützt ſeine Stellung bei mir in unredlicher Weiſe aus. Wie denkt ihr darüber?‘ ſo werden ſie erſt verlegen, dann gehorſam eindeutig lächeln. ‚Es iſt wahr,‘ wird der eine ſagen. ‚Wirklich, mir iſt es auch ſchon aufgefallen,‘ wird der zweite ſagen.“ Friedrich ſchüttelte den Kopf. „Mir macht man nichts mehr vor! Die menſchliche Canaille iſt blind, feig, ſervil und vielzüngig! Das wird nicht anders! Drill und Angſt halten ſie im Zaum! Das iſt das einzig Erreichbare! An den Fingern einer Hand kann ich die Namen derer aus meinem Leben aufzählen, deren Schwächen ſo tief lagen, daß ich ſie nicht ſogleich fand; das iſt das, was man ‚Charaktere‘ nennt. Weltfrieden?“ rief Friedrich ſchmerzlich, „zarthirnige

Toren seid ihr, wenn ihr dran glaubt! Das Weltganze bliebe stehen, wenn es ‚Frieden' hätte; unablässig raufen die Kräfte im Raum. Auf Erden ... Allerdings," Friedrich korrigierte sich, „es gibt ein Mittel, der Erde den Frieden stets für möglichst lange zu erhalten: starke, bis aufs Letzte, bis auf die Zähne gerüstete Armeen bei allen Nationen, Gleichgewichtsbündnisse, die gehalten werden! Doch das ist nicht möglich." Friedrich schüttelte den Kopf: „Wir sind Menschen, das sagt alles! Wir sind verdammt!"

„Die Verdammnis schuf und schafft lediglich des Menschen Wille, Majestät!" sagte Catt. Friedrich stand, ohne zu hören. Er sah auf; sein Blick war abseits geraten:

„Voltaire hat sich durch sein Weltfriedensgedudel," sagte Friedrich, „nicht davon abhalten lassen, mir, fraglos als Agent der französischen Regierung, eine Liste sehr verfänglicher Fragen vorzulegen, denen ich nur dadurch ausweichen konnte, daß ich die einzelnen Fragen mit Spottversen und komischen Fratzereien beantwortete!" Friedrich seufzte. „Wir sind eine Bande! Ich weiß das von mir! Ich schmähe nicht aus Freude, Catt, ich glaubte gern Besseres, ich bekenne bloß die Wahrheit." Friedrichs Blick wurde wieder gegenständlich: „Ich werde Ihnen ein Bild meiner Kindheit malen, damit Sie mich besser verstehen!"

Friedrichs Hand zeichnete in der Luft: „Obenan, am Tisch, mein Vater, streng um sich blickend, psalmierend, an der Wand die Bedienten, mit gefalteten Händen,

ebenſo meine Geſchwiſter, die Mutter ſpöttiſch, meine Schweſter Wilhelmine," Catt zuckte zuſammen, „macht mir, durch unſere freigeiſtige Mutter ermutigt, Grimaſſen; ich heuchle Andacht, weil ich Angſt vor Vaters Stock habe und lache heimlich; jeſuitiſch!" Friedrich ſah Catt an. „Nun? . . . Zugegeben: Man hat mir die Pfaffengläubigkeit, das Bekenntnis, das mit Religion nichts zu ſchaffen hat, zu ſehr eingebläut! Ach was!" ſagte Friedrich; er ging zum Tiſch. „Es hätte ſich mir anders auch nicht anders gezeigt! Hier! Ich werde Ihnen ein Verslein deklamieren, das ich heute früh auf mein Empfinden in dieſer Hinſicht, ich meine: hinſichtlich des Geheimniſſes, das uns umgibt und unſre Triebfedern aufzieht, machte!" Die Finger der Linken zur Fauſt geballt, damit Catt das Zittern ſeiner inneren Erregung nicht ſähe, ſagte Friedrich mit erzwungen ſicherer Stimme, auf das gehobene Blatt Papier niederſehend und mit Unwillen erkennend, daß er aufgeregt war, als wäre Catt ein Tribunal: „Dieſes dichteriſche Glaubensbekenntnis wird Ihnen beweiſen, daß ich ehrlich ringe; ich ſchelte nicht gedankenlos! Mein Glaube iſt Zweifel! Hören Sie!" Stolz, wegwerfend hob Friedrich den raſſigen Kopf. Er begann, bei heißen Wangen und glühenden Augen, heftig, drohend zu leſen:

„Woher das Übel? Wie ich es auch wende,
Sein Urſprung bleibt mir immer ſchleierhaft.
Das eine nur ergibt ſich, daß mein Geiſt
In ſeiner engumſchränkten Sphäre kreiſt.

Doch anzunehmen, daß die blinde Kraft,
Der Stoff, der Urſprung aller Dinge ſei,
Iſt widerſinnig, eitel Deutelei.
Sinnlos iſt eins, das andre unerklärlich.
Es gilt die Wahl: Sinnloſes gibt es ſchwerlich;
Drum wend' ich ſelber mich zum Dunkeln hin
Und überlaſſe euch den Widerſinn."

Friedrich ließ das Blatt ſinken.

„Ich kann nicht anders," ſagte er, „ich würde es gern anders ſehen, wir ſind ja alle ſchwach und ſuchen den perſönlichen Vorteil der Beruhigung, aber: ich ſehe die Schoſe nicht anders!"

„Ich bin überglücklich, Majeſtät," ſprach Catt, „daß Sie diesmal nicht unſern gnädigen Herrgott leugnen!"

Friedrich ſah Catt ſchroff von oben her an: „Wollen Sie meine Weltanſicht zenſurieren? Sie Schulmeiſter! Ich bin doch kein Eſel? Jede Kreatur erweiſt mir Gottes Exiſtenz! ‚Doch anzunehmen, daß die blinde Kraft, der Stoff, der Urſprung aller Dinge ſei, iſt widerſinnig, eitel Deutelei!' ſage ich! Natürlich glaube ich das Rätſel; es ſteht doch überall vor mir, ich bin doch mitten in ſeinem Dunkel; was ich haſſe, iſt bloß eure unverſchämte, leichtfertige Erklärung des Unerklärlichen; die Art, wie ihr es für euren kläglichen Hausgebrauch auf Flaſchen zieht und anmaßlich und unverſöhnlich damit im Weltall herummediziniert!"

„Sie fanden zu Gott? . . ." ſchrie Catt.

Verächtlich warf Friedrich das entweihte Manuſkript auf den Tiſch. „Dummkopf!"

„Majestät," bat verzweifelt Catt. „Ich bitte um Verzeihung! Sie haben sicherlich recht; von der einen Seite! Von der anderen Seite jedoch ist der Mensch das Höchste der Schöpfung, das Ebenbild Gottes, sein Kind, und deswegen ist er, nach meiner Meinung, zur verehrungsvollen Liebe Gottes verpflichtet!"

„Ich habe mich heute früh, Herr von Catt," sprach Friedrich, „wieder einmal im Spiegel beguckt; ich tue das hie und da aus Eitelkeit, um zu sehen, ob ich einen ‚martialischen' Feldherrnkopf bekomme; ja, ich bin öfter so kindisch dumm! Ich mußte, zu meinem Leidwesen, neuerlich konstatieren, daß Gott nicht weit her sein könnte, wenn wir wirklich sein Ebenbild wären! Meine Religion ist höher als die Ihre! Nur Eitelkeit und Überheblichkeit bilden sich ein, daß der Mensch etwas Besonderes sei! Der Mensch ist ein armes, aufgeputztes, lächerliches Vieh. Bar jedes Größenhauches! Das ist Ihr ‚Ebenbild'! Das ‚Gotteskind'!" Friedrich funkelte den Vorleser an. „Beweisen Sie mir das Gegenteil!"

„Majestät vergessen, in Ihrer, ja gewiß begreiflichen Verbitterung, vieles, was für meine Meinung spricht. Zum Exempel: die beispiellose heldenhafte Hingabe Ihrer Armee; dies . . ."

„Ich sah bei Kunersdorf," sprach Friedrich, „einen Grenadier von Lindstedt, einen Helden! Er warf sich, trotz seiner Blessur, immer wieder auf ein lediges Pferd und focht wie ein Löwe; er fing zwei Generale! Ich machte ihn zum Offizier! Tags darauf — desertierte er! Man muß Wasser in den Wein tun '

„Das ist ein Einzelfall, Majestät. Das Heldentum Ihrer Truppen ist so allgemein . . .“

„‚Heldentum‘? Bei Breslau fürchteten sich meine Soldaten vor den kaiserlichen Kanonen; ich setzte hundert Dukaten für jedes genommene Geschütz aus. Nie, Herr von Catt, haben meine Soldaten mutiger gekämpft und mehr Geschütze erobert, als um die — Dukaten!“

„Und die Vaterlandsliebe? . . .“

„Ist tierische Selbstverständlichkeit, Drill, Gewohnheit, eine lügnerische Stütze mehr, damit der Mensch hienieden etwas mehr hat, damit er nicht völlig in Verzweiflung fällt. Die Vaterlandsliebe ist edel in ihren Beweisen, aber sie ist gewöhnlich, Egoismus und Selbstbetrug, in ihrem Ursprung!“

„Wenn Sie die Welt so sehen, Majestät, dann können Sie alles Große seiner Größe entkleiden; dann bleibt Ihnen nichts von Wert in diesem Leben bestehen!“

„Außer der Verachtung des Lebens!“

„Vaterlandsliebe ist Liebe zur Welt, Majestät! Ist Liebe zu dem Stücklein Erde, darauf wir geboren sind . . .“

„ . . . Drum war unser alter Derfflinger Österreicher, drum ist Fouqué Franzose!“ höhnte Friedrich.

„Es ist Gott gleich, Majestät, wie wir die Weltliebe erfüllen, die er in uns legte; Gott will nur, daß wir lieben, Majestät! Gott . . .“

Wütend warf Friedrich die Arme hoch. „‚Gott! Gott! Gott!‘“ schrie er. „Ihr seid größenwahnsinnig!

Glauben Sie, Gott hätte die ganze Ewigkeit hindurch nichts Geſcheuteres zu tun, als ſich um uns Würmer zu bekümmern?“ Friedrich bezwang ſich. „Erlauben Sie: Wenn ich in meinem Park zu Sansſouci wandle, dann zertrete ich Ameiſen, die unter mir wirren? Für Gott ſind wir ſolche Ameiſen! Gott bekümmert ſich nicht im geringſten um das rebelliſche Atom Menſch! Ihm iſt das, was wir Erde oder Preußen nennen, meine Lage und all das Zeug, das uns ſo wichtig iſt, völlig Bagatelle; ihm iſt der Erdball ein lächerliches, gnadenhalber mitfliegendes Splitterchen im großen All! Wäre es anders, wäre Gott wie ihr ihn ſeht, wie könnte er dann ‚Gott‘ heißen? Ich will Ihnen Ihre Krücken nicht rauben, lieber Catt, aber Sie dürfen mir auch keine aufdrängen, wenn ich allein zu ſtehen vermag!“

„Ja?“ rief Catt, „ſind Sie wirklich ſo ſtark?“

„Es iſt doch wohl die einfachſte Logik, daß denjenigen, der nichts vom Leben erwartet, das Ausbleiben des Nichterwarteten nicht bekümmern kann? Ich bin auf alles, jede Sekunde gefaßt! Ihr fürchtet den Tod; ich erſehne ihn als Erlöſung, als Anfang endlicher Klarheit . . .“

„Wirklich?!“

„Vielleicht bilde ich mir das auch bloß ſo ein! Ich habe es ja noch nicht mitgemacht! Das Herz ſpielt der Vernunft manche Streiche. Vederemo! Jedenfalls iſt mir meine Anſicht jetzt nötig, um als Einzelmenſch nicht niederzubrechen! Mir ſteht feſt: Gott bekümmert ſich bloß um die Erhaltung des Ganzen, der Raſſe,

der Gattung! Als ich geboren war, hatte Gott für mich ausgesorgt; was jetzt ist und wird, liegt in meiner Hand oder im Zufall oder beim Daun; ich weiß es nicht, jedenfalls nicht bei Gott!"

„Wenn Gott das schöpferische und erhaltende Prinzip der Gattung Mensch ist, Majestät, so muß er sich doch um das Einzelwesen bekümmern? Die Vereinigung der Einzelmenschen stellt ja die Gattung dar! Ich kann Ihre Meinung nicht verstehen!"

„Weil Sie sie nicht verstehen, ist sie noch lange nicht falsch! Das wäre eine schöne Logik, daß das nicht existieren sollte, was man nicht versteht!"

„Sie machen es aber ebenso, Majestät!" sagte Catt mit verzweifeltem Mut. „Sie haben sich jetzt gefangen!.."

„Beweise!"

„Sie leugnen den freien Willen des Menschen?"

„In der Art, daß er unbedingt das Gute tun kann: Ja!"

„Wer verhindert ihn daran?"

„Der Schmutz, der uns eingeboren ist; den Sie so hübsch ‚Teufel' nennen. Ich sage, das Nützliche wird nur durch die Gesetze, durch die Furcht vor Strafe, erzwungen. Hätten Sie recht, brauchte doch kein Staat eine Justiz? Ich gebe gern zu, ganz wenige Menschen brauchen das Gesetz nicht; das sind solche, die das Gesetz schon ins Blut eingebläut in sich tragen. Nennen Sie das ‚freien Willen'? Schon der erste Mensch hatte keinen freien Willen zum Guten; Gott versuchte ihn und er fiel. Gott will allein sein; er duldet keine

Menſchengötter neben ſich; der Menſch muß ein Tier bleiben! Der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele iſt der Wahn ſeiner armen Sehnſucht; Sehnſucht ſucht das, was der Menſch nicht hat, Herr von Catt! Sie glauben an die Unſterblichkeit der Seele, daran, daß wir uns im Jenſeits wiederſähen? Das iſt Schwäche! Sie glauben das nur, weil Sie ſich von Kindheit an daran gewöhnten! Ihr Glaube iſt Feigheit! Ich glaube, daß ſich die Schöpfung mit uns amüſiert, daß ſie nicht unſertwegen, ſondern ihretwegen da iſt. Warum? Das weiß ich nicht!" Friedrich lächelte. „Bitte, beachten Sie: ich glaube etwas, trotzdem ich es nicht verſtehe! Damit iſt Ihre Behauptung des Gegenteils von vorhin: perdü! Übrigens," ſagte Friedrich, des andern Ratloſigkeit mit bärbeißiger Genugtuung ſehend, „weiß ich, bei genauem Nachdenken, vielleicht doch, warum die Schöpfung ewig iſt!"

— ? —

„Weil ſie ewig iſt!!"

„Majeſtät," ſprach Catt aufgeregt. „Sie bewegen ſich in einem Kreis, aus dem Sie nicht herausfinden! Dieſer Standpunkt iſt eines Poeten und Philoſophen unwert."

„Was Sie nicht ſagen!" rief Friedrich, „‚unwert'? Das iſt doch echteſte Philoſophie?"

„Majeſtät," flehte Catt, „bleiben Sie ernſt!"

„Ich bin völlig ernſt!"

Catts Augen zwinkerten: „Wieſo?"

„Es gibt, lieber Freund," ſprach Friedrich, den zurückweichenden Catt hart an der Schulter faſſend,

„so viele philoſophiſche Syſteme als es Philoſophen gibt! Die Betrachtung der Philoſophien iſt heiter: Sie widerſprechen ſich alle! Keine weiß etwas Beſtimmtes; jeder Philoſoph brüllt aber deſto lauter, um ſeine Innenverzweiflung zur Ruhe zu bringen!“ Gütig ſah Friedrich den Beſtürzten an. „Machen Sie ſich nichts draus,“ ſagte er, „es gibt niemand, der ein geſcheutes Geſicht macht, wenn er in die Sonne ſieht! Ich weiß auch nichts! Hören Sie! Ich hatte zu Neiße die Peſt im Lager; ich gab Befehl, das Wort ‚Peſt‘ zu tilgen und dafür ‚Faulfieber‘ zu ſagen!“ Friedrich lächelte. „Niemand beunruhigte ſich mehr von dieſem Augenblick an!“ Friedrich ließ die Hand von Catts Schulter gleiten; er nickte Catt ermunternd zu. „Man muß die Worte klug auswechſeln, dann hat man immer recht! Das iſt die irdiſche Weisheit!“

„Darf ich Worte wechſeln?“ ſchrie Catt. Friedrichs Miene ſchnellte in teilnehmend-fröhliche Spannung. „Ich behaupte, Majeſtät, Sie können alles überwinden, zufolge Ihrer perſönlichen Freiheit!“

„Zufolge welcher Wortverdrehung?“

„Weil Sie morgen ſiegen wollen!“

„Richtig! Im anderen Falle befiehlt mir Gott den Willen zum Sieg!“

„Sie ſagten, Gott begnüge ſich hienieden mit der Erhaltung der großen Linien? Wenn er ſich alſo nicht um das Einzelweſen bekümmert, ſo muß doch das Einzelweſen, im Spielraum des irdiſchen Lebens, freie Hand, alſo freien Willen haben? Sonſt geſchähe

überhaupt nichts! Das ist der Beweis Ihres freien Willens! Sie wollen gegen den Willen und Glauben aller anderen Staaten siegen . . ."

„Sie fangen schon wieder an, lieber Catt, ‚recht' haben zu wollen!"

„Zu wollen? Also ist es mein freier Wille! Sie verkapseln sich vor jedermann; niemand kennt Sie! Wenn wir alle Natur sind und wenn Sie anders sind, als wir alle glauben, dann ist's Ihr freier Wille, daß wir sie so sehen können, weil Sie es so wollen?" Zitternd sah Catt den König an.

„Sie sind unverbesserlich!" sprach Friedrich. „Ich will Ihnen helfen, damit Sie noch mehr ‚recht' haben!" Friedrichs Blick stellte Catt. „Was macht die Katze, die sich krampfhaft ans rettende Ufer hält, um nicht zu ersaufen, wenn man ihr die Pfoten abhackt?" Friedrichs Blick lachte unheimlich; Catt erbleichte. „Sie läßt sich, aus freiem Willen, ins Wasser fallen und ersäuft! Diese Art freien Willens gibt es! Diesen ‚freien Willen' erkenne ich mit inbrünstigem Danke an. Sonst keinen!" Catt griff sich an den Kopf. „Was ist Ihnen?"

„Nichts! . . . Nichts, Majestät."

„Sie haben Kummer?" Besorgt trat Friedrich näher. „Habe ich Sie beleidigt? Sie verheimlichen mir etwas?" Friedrich legte dem Schwerbewegten teilnehmend den Arm um den Hals. „Sagen Sie's mir!" bat Friedrich, „ich will Ihnen helfen! Ich wollte nicht Ihren Glauben zerstören; gewiß nicht! Ich verfocht

bloß meine Meinung, die ich mir erſchuf, um mein Handeln halbwegs zu verſtehen; ich ginge anders an Selbſtanklagen zugrunde! Verzeihen Sie, wenn ich, aus dieſem Eigennutz heraus, zu heftig zu Ihnen war!" Catt ſtarrte den König entſetzt an. „Wie kann ich Ihnen helfen?"

„Sie brauchten — vollſte Kraft dazu!" ſtammelte Catt.

„Die habe ich!" Friedrich reckte ſich: „Was iſt's?" Catts Blick war mitleidig, träumeriſch, entſetzt im Seelendüſter wägend; Friedrich trat bei geöffnetem Munde zurück. „Es geht mich an?" fragte er.

Catt nickte.

Sie ſtarrten ſich an.

„Eurer Majeſtät . . ." Mit Todesangſt riß Friedrichs Miene an des Vorlesers bewegtem Geſicht.

„Nicht!" ſchrie Friedrich; abwehrend warf er die offenen Hände vor.

„Die Frau Markgräfin . . ."

„Die nicht!" ſchrie Friedrich.

Catt nickte.

Friedrichs Augen wurden klein, der Mund öffnete ſich weiter, ohne ein Wort zu formen; ſchwerfällig, Halt ſuchend, ſank Friedrich taſtend auf die Fenſterbank. Sein Geſicht war wie das eines Toten. Mit wankenden Fingern zog der König das Taſchentuch; er trocknete ſich ratlos die Stirn.

Immer wieder und wieder.

Draußen knarrte ein Baum im Sturm. Ein Schlit-

ten, mit Verwundeten und Siechen, glitt am nächtlich ſtillen Hauſe vorbei. Rufe: „Vivat Fridericus!“

„Lö—ſchen Sie — das — Licht!“

Schluchzen klang in der Finſternis. Furchtbar, ſchmerzzerriſſen, daß es Catt lähmend ans Herz griff.

„Majeſtät.“

„Halt, wer da?“ ſchrie der Wachtpoſten, den Zieten vors Fenſter geſtellt hatte. Eine drohende Stimme gab Friedrichs Loſung und Feldgeſchrei: „Victoria! Unſer ſicherer Sieg!“

Friedrich hatte den Kopf auf den Tiſch gelegt; das Tuch vor den Augen, der Tiſch ſchütterte.

Schritte im Gang, Licht in der Stube; zu ſpät ſprang Catt zur Türe:

„Meldung vom Prinzen von Braunſchweig!“

Friedrichs Rücken krümmte ſich in Pein.

„Seine Majeſtät hat Familienkummer!“ raunte Catt dem Offizier beſchwörend zu.

„Es ſammelt ſich Regiment auf Regiment vor unſerm rechten Flügel! Die prinzliche Durchlaucht erbittet dringendſt Kavallerieverſtärkung! Soll ich zu General Seydlitz?“ Der trübe Schein der Laterne, die Fredersdorf kummervoll hochhielt, brannte wie Höllenlicht auf Friedrichs armen, regloſen, ſchmerzgekrümmten Rücken. Catt ballte die Fäuſte: „Schweigen Sie doch!“ ziſchte Catt; hilfeflehend ſah er zum hilfloſeren Fredersdorf, der, aus Zucht und Furcht, nichts gegen einen Offizier unternahm. „Iſt denn niemand da, der jetzt den König vertritt?“

„Majeſtät!“ ſchrie der Offizier. In Finckenſteins Kammer ſtockte der ruheloſe Schritt, der ſeit Stunden verzweifelt ging. „Das Wohl der Armee ſteht auf dem Spiel!“

„Seydlitz . . .“ ſprach tonlos des Königs dunkle Maſſe über dem Tiſch, „ſoll . . .“

„Zu Befehl!“ Roh lärmte der Boden unter der Wendung. Vorſichtig, lautlos, den Finger am Mund, um Abhaltung weiterer Peinigungen bettelnd, ſchloß Catt die Türe. Im dunkeln Fenſterrahmen tanzte ſchemenhaft, im bleichen Schneelicht, eine widerſtrebende Pferdekontur. Geſpenſterhaft ſprang eine Geſtalt durch die Luft. Der Spuk ſchoß nach links . .

Ein Bohrwurm malmte unter dem Stubenboden. Wind ſtürmte im Rauchfang. Fauchend fand er die Glut verbrannt. Vorſichtig, beſorgt hob ſich draußen vor dem Fenſter der eckige Umriß des Wachtpoſtens; er ſpähte ins finſtere Zimmer. Vorſichtig zog er ſich zurück, bewegungslos ſtand wieder ſein Schatten, mit dem dunklen Karabinerſtrich auf der Schulter, im Schnee.

„Wo iſt der König?!“

Fredersdorfs Flüſtern durchſchlang einen groben Baß, der heftig vor der Tür opponierte. Catt ſchlich zur Tür; geräuſchlos drehte er den Schlüſſel. Der Baß ſtarb. Lärm: Pferde, Waffen. In voller Karriere ſprengten Dragoner vorbei; die Dorfgaſſe ſcholl und klirrte.

Stille.

Catts Augen gewöhnten ſich ans Dunkel.

Ein langer, langer Seufzer.

Catt ſah: Friedrichs Linke, die zwiſchen Tiſchplatte und Kopf gelegen hatte, ſchob ſich langſam vor. Ruckweiſe, wie mit großer Anſtrengung, hinaus in die Luft, in die Richtung, in der Catt ſtand. Kopf und Oberkörper des Königs hoben ſich.

„Ich — dank' — Ihm." Alle Liebe Catts brach in dem heißen Handkuß aus, der ſich auf die kalten, dünnen Finger Friedrichs preßte. Friedrich erhob ſich: „Ich dank' — Ihm — recht ſehr! . . . Catt!" Wildaufſchluchzend, hilflos weinend, als erkennte er erſt jetzt, da er wieder zu neuem, noch ſchwererem Leben aufſtand, die Größe des Verluſtes der Lieblingsſchweſter, umſchlangen, jäh und heftig Friedrichs Arme den erſchütterten Vorleſer. Friedrichs Geſtalt klammerte ſich an Catts Bruſt; erſchauernd fühlte Catt Friedrichs Tränen. „Ich werde meine Schweſter *nie* wieder ſehen!" Halbdunkel und Liebe gaben Heldenmut: Catt ſtreichelte Friedrichs Kopf, Konvulſiviſch ſtieß des Königs Körper. „Catt! Ich ſeh' ſie *nie, nie* mehr! Warum nicht ich!? Sie mußte es ſein? . . ."

„Die Armee, das Land, die *Welt* beten Sie an, Majeſtät!"

Friedrichs Arme fielen; er richtete ſich auf.

Wie der Schritt eines Kindes, leicht und zaghaft klangen des Königs Füße, die im Dunkel hin und her ſchritten. „Sie war mein *Letztes*!" Friedrich hielt. „Nun bin ich *ganz* allein."

Tauſende von Menſchen ſind bereit, Majeſtät, für Sie zu ſterben; Sie ſind nicht allein!“

„Sie hat ihr Wort nicht halten können. Nein, nein, Wilhelmine, du brachſt mir kein Wort! Ich weiß! ...“ Polternd fiel etwas im Hauſe. Huiii blies der Wind. Über dem nagenden Bohrwurm ſtehend, ſah Friedrich auf: Catts Augen ſuchend. „Sie haben ſie nicht gekannt! Sie war ſo gut, ſo himmliſch gut! So anhänglich! Viel zu viel!“

Breitſpurig ging draußen im Schnee der Poſten auf und ab.

„Sie hat niemals an mir gezweifelt; von ihrem armen, kargen Geld hat ſie für mich Soldaten geworben! Sie hat nur gelebt für mich! Ein Sieg von mir war ihr Leben, eine Niederlage: härteſte Qual; ſie hat mich getröſtet! Sie hat mich zum Lernen angehalten; ſie war mir Stütze und Halt in furchtbarſter Zeit. Was ich bin, danke ich ihr! Sie hat mein Elend nicht ausgehalten! Sie ſchwor mir, wann immer, wo und wie ich wollte, wenn alles hilflos verloren ſei, mit mir in den Tod zu gehen! Und jetzt, jetzt verläßt ſie mich? ...“ Kopfſchüttelnd ſchritt Friedrich durchs ſchneedämmerige Zimmer.

„Meinetwillen hat ſie auf die Stellung in der Welt verzichtet, zu der ſie Geiſt und Rang erhoben. Meinetwillen hat ſie Schmach und Schande erlitten; hat ſie dieſes unwürdige, unglückliche Leben geführt! Catt!“ Friedrich umpreßte des Vorleſers Arm. Mit zaghafter, ſorgfältiger, der Toten nachgreifender Zärtlichkeit ſtreichelte Friedrich Catts Hand. „Ihr habt

ſie nicht gekannt! Sie war ein Gemüt, ein Juwel der Treue! Gut, ſelbſtlos! Niemand ging unbeſchenkt von ihr. Sie war wie meine Mutter. Nun ſind ſie beiſammen! . . .“ „Oft und oft hat ſie den Streich aufgefangen, wenn mich der König ſchlug! Weinend hat ſie meine Hand gehalten, wenn er mich an den Haaren riß. Sie lachte mich tröſtend an, als er nach ihr ſchlug: ‚Für dich, Fritz, tut nichts weh!‘ Ich war ihr Stern! Sie hätte Englands Königin werden können! Weil ſie mich liebte, ſtieß man ſie in dieſe Jammerehe, Markgräfin eines Hofſtaates zu ſein, deſſen Poſſenfürſt, neben ihr, neben dieſer Frau, Mätreſſen hielt! Einflußlos und beſitzlos mußte ſie ſein, damit ſie mich nicht unterſtützen konnte! Man hatte immer Angſt vor mir; Beſtien waren an der Arbeit! Wir ſind ein verfluchtes Geſchlecht! . . . Und jetzt! Wie arm! . . .“ Friedrich ſtierte vor ſich hin; er begann neuerlich: „Wenn ich Ihren Glauben, Catt, haben könnte! Wenn ich ſie wiederſähe, ſie und meine Mutter! Nur noch einmal!“

Friedrichs Stimme ſchwebte: „Glauben Sie an Träume? Es gibt Vorahnungen! Gott!“ ſchrie Friedrich. „Das haben alle mitgemacht, alle, alle die vielen Tauſende? Alle, denen ich das Liebſte mordete? . . .“

„Majeſtät!“

„Der Mutter Herz zerbrach Kolin. Wo iſt mein Bruder?“ ſchrie Friedrich herumfahrend. „Ich will ihn ſehn! Wilhelm!“ Catt ſprang zwiſchen Friedrich und die Tür. „Laſſen Sie mich! Wilhelm! . . .“

„Ihr Herr Bruder iſt nicht mehr hier, Majeſtät!“ Friedrich taumelte. „Er reiſte ſofort ab.“

„Weg?! Alles verläßt mich; weg? Ich tu' allen weh! Katte! Winterfeldt!“ Das Weiß der aufgeriſſenen, anklagenden Augen Friedrichs flimmerte anklagend im gleichgültigen Schneelicht. „Schwerin, Rothenburg, Wedell! Gott,“ Friedrich fuhr ſich verzweifelt an die Stirn: das war erſt geſtern? . . . „Wie eine Ewigkeit iſt das ſchon! . . . Hundertzehn Generale; hundertzehn Generale! Ich bin verflucht! verflucht! So viel, ſo unendlich viele gute Menſchen? . .

Ich hab' zuviel mitgemacht. Mein Vater war ein Tyrann! Warum hat er mich nicht durchſtoßen? Hätte er doch!

Das halbe Leben weinte meine Mutter; ſie hätte Beſſeres verdient! Die paar ſchönen Erinnerungen meines armen Lebens ſind die Stunden bei ihren Eltern, wenn ich zu Tangermünde Brot und Backwerk an die Armen verteilen durfte! Ein paar Stunden! Und wie lange iſt das? . .

Ich bin meinem Vater ſo ähnlich geworden; ich bringe ihn nicht aus mir!“ Jäh faßte Friedrich Catt. „Zu Hochkirch, im Feuermeer und Kugelfall, ſtand Wilhelmine vor mir! In der Luft, mit Flügeln, ſchneeweiß, wie ein Engel!“ Dem Vorleſer fror das Blut. „Eine Welt iſt um uns, iſt in uns, eine Welt, die der Teufel regiert!“ Stoßweiſe keuchte Friedrichs Atem im Dunkel, „ſie ſtarb damals!“ Die Stube rauſchte und ſang. Leblos ſtand Friedrich. Die Luft brauſte. Mi-

nuten vergingen. Fittiche fremder Welten kratzten höhnisch. Entschlüpften.

„Majestät!“ Mit Todesangst schüttelte Catt den König. Er wollte ihn schütteln: Wie Eisen, nicht zu bewegen, stand Friedrichs Gestalt. „Majestät!“ schrie Catt. „Zu Hilfe! Gott! Erlöse uns!“ Seufzen, Seufzer, lange, tiefe Seufzer quollen.

„Majestät!“

Das Dunkel wurde lebendig. Lautlos, nein, nein: man hörte die Stiefel! schritt der König wieder auf und ab. Er stand, die Stimme war fremd und matt, ohne Klang:

„Es mahnt mich oft.“

„Ihr Blut ist erregt . . .“

„Wir können nicht steigen.“

„Majestät müssen jetzt ruhen!“

„Ich ruhe sehr bald.“

Her und hin, hin und her ging Friedrich. Von Furien gehetzt. Rastlos, haltlos. Es tollte aus dem Kamin, glitt quallig und würgend vom Dach, ins Dunkel und Grauen. Einem Posten, der ein Gespenst sah, riß draußen die zitternde Hand; die Kugel flog fetzend ins Dach. Sie liefen herbei; er stammelte: „Der Teufel!“ Sie führten ihn ab, zum Profoß. Friedrich stand; seine Stimme war erschöpft: „Mein Vater hatte recht. Wer herrschen will, darf kein Mensch sein.“

„Majestät!“

„Mein Vater war groß!“

„Majestät!“

„Zu ſpät erkenne ich ihn! Soviel ich mich dagegen wehrte, ſein Tun beſteht zu Recht! Ich komme nicht los von ihm! Er war im Recht! Im Prunkzimmer ſtand ich, drunten ſchrie das Volk. Was ich bis dahin gewollt hatte: Güte zu jedem, war Unſinn. ‚Menſchenrecht‘, ein Wahngebilde, eine Phraſe der Politik. Lächerlichkeit! Wir ſind Schmutz an Gottes Fauſt . . . Meine Schweſter Amalia nahm Gift; ich war ſchuld daran. Ich! — Ihr blutunterlaufenes Geſicht, die Augen! Weil ſie einen Offizier liebte, der nicht Prinz war! Das Volk hätte die Meinung von der ‚Unantaſtbarkeit‘ des Herrſcherhauſes verloren, die es braucht, um ‚glücklich‘ zu ſein! Ich mußte ihr das tun, was mir mein Vater tat! Ich tat das Wilhelm, als er die Voß, die Pannwitz zur Frau wollte; ich machte ihn unglücklich und ſie! Immer und immer behält er recht! Die Meute iſt nicht anders zu halten! Eng, hart und ungerecht muß man mit ſich und ſeinesgleichen ſein, damit ſie ‚glücklich‘ iſt, im Aufſtarren zu uns! Wer die Herde zu leiten verdammt iſt, kann nicht leben im Glück! Glück iſt nicht für Könige. Mein Vater war groß! Genial. Er erkannte die Rohigkeit der Weltgeſetze, die wir Verdammten, in der vollen Kraft ihrer Brutalität, erhalten müſſen, für die unter uns! Die dürfen ſchwärmen! Mein Vater tat nur ſeine Pflicht! Gottes Inſtrumente waren die Schurken, die ihn ſchmeichleriſch, mich von ihm trennend, umgaben und wider mich, im Solde der neidiſch beſorgten Großmächte, hetzten.

Ein König muß hart ſein! Ich bin zu weich. Sie

intrigierten, sie griffen um Geld zwischen uns, in unsere Familie: Unser Unglück war nötig; es schloß den unbekümmerten Kreis der harten Weltvernunft: es schuf Preußen, schuf Glück für Millionen, die glücklich sind, indem sie nicht mehr wollen, als der Mensch kann. Ich verkannte meinen Vater. Er war ein unglücklicher Mann; er war groß! Ich haßte ihn. Die Welt, die Mutter, wir alle bespien ihn. Wo er gütig war, hießen wir ihn ‚feig'; gehorchte er der eisernen Notwendigkeit, die wir nicht erkannten, hieß er ‚Tyrann'! Das verstehen nicht Frauen, das fassen nicht Mütter, die die Pflicht haben, zu lieben, das faßt keine törichte Weiche! Die sieht um ‚Glück'!

Vater und Mutter wollten das Beste; auf verschiedenen Wegen: sie verbot, was er befahl. Er war ein Fremder in seinem eigenen Haus und Land! Sie trug Schuld und er trug Schuld. Sie waren beide schuldlos. Kinder sind dumm: sie sehen: die Mutter streichelt, der Vater schlägt. Gatt, wenn Sie einst Kinder schaukeln, sprechen Sie niemals im Zorn über Ihr Geschick zu ihnen; das verführt! Ewiger Kampf ist zwischen Geist und Realität: Geist will! ‚Ich hätt' mich erschossen, an deiner Stelle!' sagte mein Vater. Sträflingskleider tun nicht gut! Doch! Sie lehrten mich Verstellung; Verstellung in Meisterschaft! Die Nichte der Kaiserin ward meine Braut; ich durchsah sie: Preußen sollte klein, ewig an der Kandare der Großmächte bleiben, das flammte den Zertrümmerungszorn in mich! Drum zog ich nach Schlesien! Verwandtschaft sollte

mich und mein Land feſſeln; klein halten, das ſollte meinem Vater, dem ſie lebend nicht beikamen, im Grabe beſiegen! Er wollte keine franzöſiſche oder engliſche Mariage für mich, damit ich unabhängig im Handeln blieb! Wie gut! Mein Glück war ein Handelsartikel der Politik. Ich akzeptierte das Spiel, ich heiratete und warf den Trumpf meines Haſſes für das verfehlte, zerſtörte Leben, das bedingt war, das nun dem Volke gehörte, als es Zeit war! Es mußte geſchehen! . .

Wen bekümmert eine unglückliche Königin? Für ſie iſt's nicht leicht, für mich war's nicht leicht. Was wiegt das? Ich ſtieg als Adept in aller Schlechtigkeit, die nötig iſt, gegen die Hinterhältigkeit unſerer Feinde! Vater ſah klar: Sie hielten ihn für einen ſoldatenſpielenden ‚Korporal'; er verdoppelte heimlich ſeine Armee. Er war geizig und häufte Gold und Silber für die Zukunft im Keller, den Schlüſſel trug er auf der Bruſt. Er verſtärkte Preußen! Er erzog mich famos. Ich danke ihm alles. Ich wurde durch ihn, geſchickt, wie er; ich wurde ein Virtuoſe heimlichſter Verſtellung. Äußerlich blieb ich der liebenswürdige Weichling, für den ſie mich hielten, mich halten ſollten! Innerlich? Ich log: doch ich blieb treu meinem Innern, das mein Vater iſt! ‚Halt dich gerade!' Ich ſtand wie ein Ladeſtock. ‚Sei nicht ſo ſchlapp!' Ich ſchritt wie ein Athlet! ‚Reiß' keine Grimaſſen, Weibskerl!' Ich trainierte die Züge und ſchmähte das Weib. ‚Erwirb dir Freunde!' Ich ſchmeichelte allen. ‚Gib

Antwort, wenn man dich fragt.' Ich war die Höflichkeit ſelbſt! ‚Sei nicht ſo verſtockt!' Ich ſprudelte über. ‚Sei nicht ſo hinterhältig.' Ich war im Hinterhalte die Offenheit ſelbſt. ‚Sei nicht ſo ſcheu!' Ich tanzte. ‚Sei nicht ſo vorlaut!' Ich ſchwieg. ‚Bete!' Ich verdrehte die Augen und verlor Gott. ‚Sei nicht ſo falſch!' Ich wurde falſcher; ich tat und ſprach nichts mehr ohne ſchärfſtberechnete Abſicht. Seckendorffs katzengleicher Geſandtenrücken krümmte ſich vor mir, als ich in den Vorraum des väterlichen Sterbezimmers trat, die Kerzen warfen mahnendes, warnendes Gleiten auf des kaiſerlichen Geſandten glattes Höflingsgeſicht, in Grumbkows Angſt, die um die kaiſerlichen Beſtechungsgelder bangte. Der ſterbende Vater ſaß im großen, kalten, im halbdunkeln Raum; unförmig blähte die Waſſerſucht den groben, fettigen Leib im Totenſeſſel. Das holländiſche Leinen war am krampfhaft atmenden Halſe aufgeriſſen; die kleinen, gelblichen Augen im blau-roten Antlitz, ich ſehe ſie ewig vor mir, zeigten Schlauheit, verantwortungsvollen Ernſt, Überlegenheit; keine Spur von Todesfurcht! ‚Mein Sohn,' röchelte er, die gichtiſchen Hände ſchon bewegungslos, ‚ſtoß' zur Sicherheit mit dem Degen unter das Bettgeſtühl! Fritz, räche mich!' Der Regen kullerte und rauſchte; ſchrecklich, grauenhaft klang das ſchadenfrohe, befriedigte Ächzen des Sterbenden, der mich mit ſeltener Zärtlichkeit ſegnete. ‚Er brauchet die Maske nicht mehr, Fritz! Sie zahlten meinen Miniſter, ich ſparte Geld für Soldaten! Ich hab' ſie angeführt,

all meine Spione! Ich hab' Ihm alles bereitgeſchafft: Mach' Preußen groß! Krieg, Krieg gegen den Kaiſer, Krieg gegen die Welt!"

Es wurde ſtill.

Tiefſtill.

„Bitten Sie Fredersdorf, daß er mir Licht macht." ſagte eine ruhige Stimme.

Haſtig ſchlug Catt Feuer.

„Zu liebenswürdig, Herr von Catt! Ich danke." Friedrich trat zum Tiſch; ſein Geſicht war Stein; rieſig groß waren die Augen, erdeentfernt. Friedrich lächelte rätſelhaft. „Die Zeit iſt erfüllt; die Würfel rollen, das Schickſal ſpinnt!" Friedrich zog die Tiſchlade auf; er kramte darinnen herum.

„Was ſuchen Sie, Majeſtät? ... Iſt Ihnen nicht wohl?"

„Paſſabel!" Sorgſam prüfte Friedrich die Schärfe des Schneppers.

„Ich hol' den Chirurgen!"

Friedrich ſchlug den Ärmel hoch. „Geben Sie lieber dort das Glas her! Halten Sie's unter!"

„Majeſtät ſchwächen ſich zu ſehr!" Die Feder ſchnellte, das Meſſer drang in die Ader. Schwarz, dick tropfte Friedrichs Blut aus dem Aderlaß. Friedrich ſah, mit ſchiefem Kopf und ſonderbarem Geſichtsausdruck, ſeitwärts, den erbleichten Vorleſer an:

„Sie zittern, Held Catt? Bald werden Sie mehr Blut ſehen! — Genug!" Das blutbefleckte Inſtrument flog in die Lade. „Binden Sie den Schnitt!" Mit flatternden Fingern empfing Catt das zugeworfene Tuch. „Hier!"

Friedrich probierte die Hand im Gelenk; er war zufrieden: er konnte die Zügel führen. „Herr von Catt, gehen Sie jetzt ſchlafen! Grüßen Sie Gott Morpheus von mir!“ Friedrich lächelte ernſt, traurig, gutmütig tröſtend und abbittend. „Was dem Feuer nahe kommt, Herr von Catt,“ ſprach er, „verbrennt.“ Friedrichs Augen glänzten. „Seien Sie froh, daß bloß ich armſeliges Fünzlein Ihr Feuer bin!“ Friedrich reichte Catt die Hand. „Entſchuldigen Sie, daß ich mir, vorhin und jetzt, ſo oft widerſprach; das iſt ein Bild meines Daſeins.“ Friedrich zuckte die Achſeln. „Je öfter und leichter einer falſch ſieht, deſto richtiger ſieht er vielleicht. Sagen Sie Eichel, er ſollte kommen! Der Fredersdorf ſoll mir noch zwei Kerzen herüberſtellen! Damit habe ich Sie zu Ende gequält! Gute Nacht, Herr von Catt.“

„Gute Nacht, Majeſtät.“

Friedrich ſaß allein.

Barhaupt rannte Fredersdorf am Fenſter vorbei, ins Dunkel, wo die Kirchturmuhr, ſchnell hintereinander, die Stunden ſchlug. Sorgſam ſchob Friedrich wieder das Aktenbündel vor ſich. Er las laut, bei gerunzelter Stirn:

„‚Untertänigſte Bitte des Hauptmanns von Ferbow, die Bankierstochter Demoiſelle Rödern, ſeines Glückes wegen, ehelichen zu dürfen.‘“ Glückes wegen!? .. Scheu trat Eichel ein; ſein geſchlechtsloſen Beamtenbeine ſtanden dicht beieinander. Seine ergebenen, ängſtlichen Augen erwarteten des Königs Befehle: „Such'

Er mir," ſprach Friedrich ohne Aufblick, „die Tabellen der Geburtsziffern und Sterbezahlen von Pommern, auch die Tabellen vom Stand der Akziſe heraus!" Friedrich hielt den Kopf aufs Papier geſenkt: Eichel und Fredersdorf, der gleich kommen wird, haben mich weinen geſehen? Hm! „Hat Er mir das Poem aus der franzöſiſchen Zeitung ausgeſchnitten?" fragte Friedrich.

„Ja, gewiß, zu Befehl, Majeſtät!"

„Mit allen Korrekturen und Raſuren von mir?"

„Zu Befehl, Majeſtät!"

„Such' Er mir aus dem Kaſten die Eingaben aus Oſtpreußen ans Licht," ſprach Friedrich. Schnaufend hob Eichel den Stoß; er ſpähte mit ſcheuer Neugier auf den Akt vor dem König; Eichels Kniee ſchnappten zuſammen, als träfe ihn der Blitz: Friedrich ſah Eichel groß, ernſt, wie der Tod, wie aus zwei blendenden Lampen der Ewigkeit an.

„Fredersdorf deſchiffriert," ſtotterte Eichel, „den Bericht von Küſtrin. Er iſt gekommen!"

„Zu mir, wenn er fertig iſt!" Friedrichs Kiel fuhr in die Tinte; Friedrich ſchrieb an den Rand des Heiratsgeſuches „ums Glück": ‚Der Mann macht durchs Schwert Karriere; nicht durch die Scheide! Nein!' Friedrich warf das Schriftſtück nach links. „Gebe Er her, Schnecke! Schnell! Schnell!!" Heftig nahm Friedrich das Papierpäckchen der oſtpreußiſchen Eingaben auf: Ritſch riß er's in Fetzen. „Hätten ſich die Canaillen der Ruſſen erwehrt! Halt!" Mißmutig ſah

Friedrich zu Boden: „Es war auch eine Bitte von Bauern drunter, die treu waren.“ Er bückte ſich, Eichel war ſchon unter dem Tiſch, ſein dienſteifriger Kopf ſchoß hoch, ſie ſtießen heftig zuſammen. Eichel rieb ſich verzweifelt die Schläfe:

„Verzeihung, vielmals Verzeihung, Majeſtät!“

„Was entſchuldigt Er ſich? Ihm tut doch der Kopf weh? Der Meine iſt hart. Leg' Er's dorthin!“ Sorgſam ſtrich Friedrichs Hand das mißhandelte Schriftſtück glatt. „Was hat der Offizier vom Braunſchweig vorhin gemeldet?“ fragte er. „Kurz!“ Eichel verſtand nicht: Es war ihm nicht gegeben, ſo ſchnell, ſo ohne äußeren Zuſammenhang zu denken, wie es der König liebte. „Der Offizier! Der kam,“ ſagte Friedrich unwirſch; verächtlich wies ſein Kopf zur Stelle, wo er um die tote Schweſter geweint hatte: „als ich dort — ein Weib war!“ Eichels Kümmernis begriff noch immer nicht; jetzt ſchon gar nicht; ſchon wieder wollte der König was andres! Ein „Weib“? Friedrich befahl: „Den ſtrategiſchen Bericht vom Goltz tu' Er in meinen Mantelſack!“ Ratlos, hoffnungslos ließ Eichel die Hände in der Luft liegen; er wußte nicht ein, nicht aus: Goltz-Bericht, Offizier, Weib? Was hieß das?

Mit zwei brennenden Kerzen trat Fredersdorf ein. „Das ſind — Kirchenkerzen!“ ſagte Friedrich zürnend.

„Es war nichts anderes aufzutreiben, Majeſtät.“

„Stell' Er ſie her! Was hat der Offizier vom Braunſchweig gemeldet? Vorhin! Ich ſandt' ihn zu Sendlitz!“ erinnerte Friedrich, mit den ineinander-

gelegten Gelenken seiner Finger in höchster Ungeduld knackend, mühsam einen Zornausbruch zurückhaltend. „Wer war der Offizier?“

„Ich hab' ihn nicht gekannt, Majestät,“ stammelte Eichel.

„Ich auch nicht,“ sprach Fredersdorf.

„Was seid ihr für Menschen!“ Sie sahen ergeben, dem Tadel zustimmend, zu Boden. „Seydlitz soll mir sofort Bericht schicken, was er anordnete! Es ist dann noch eine zweite Meldung gekommen?“ Friedrichs Augen funkelten. „Damals!“ Wieder wies Friedrich zum Unglücksplatz. Eichel schüttelte den Kopf; sein Blick schob alle Schuld auf Fredersdorf. Und der auf ihn.

„Ja,“ freute sich plötzlich Fredersdorf, Eichel fielen drei Steine von der Seele. „Der Förster!“ Fredersdorf zerrte eine Landkarte aus der Rocktasche. „Ein Förster brachte dies geographische Bild!“ Friedrich nahm Fredersdorf die Karte aus der Hand; er sah den Strich, der Hülsens neue Stellung bezeichnete, eingetragen.

„Varenne soll die Karte sofortigst an Zieten geben!“ befahl Friedrich. „Da!“

„Herr von der Marwitz ist auch da,“ sagte Fredersdorf. „Und der Herr Chef-Chirurgus von Holtzendorf.“ Scheu zog Eichel den Fredersdorf am Rock.

„Was zerrt Er an ihm herum?“

„Der, der Herr General-Chirurgus, Majestät, Herr von Holtzendorf ist . . . eingeschlafen!“

„Wer hat . . .“ Friedrich stockte, er sah zu den Aktenfetzen vor seinen Füßen; die Stimme verlor ihre Härte.

„wer hat die Meldung aus Bayreuth gebracht?“ fragte Friedrich ſtill; auf der Straße ſchleppten ſie einen heulenden Gepeitſchten vorbei.

„Herr von d'Adhémar!“ ſprach Fredersdorf, „der Herr Oberhofmarſchall ſitzt in der Küche, ſoll ich . . .“ Friedrichs Finger winkte den Kämmerer zurück, der dienſteifrig zur Tür wollte.

„Das ‚d‘ vor dem Eigennamen, mein lieber Fredersdorf,“ ſprach Friedrich, „iſt das Adelsprädikat; das heißt: ‚von‘! Sag' Er alſo: Herr von Adhémar oder Herr d'Adhémar.“

„Zu Befehl, Majeſtät!“

„Ich laſſe ihn um ſeinen Beſuch bitten.“

„Majeſtät . . .“ Heldenhaft ſprang Eichel mitten in den Mut: „Mein tiefſtempfundenes Beileid, Majeſtät!“ ſagte er. „Zu Eurer Majeſtät Verluſt!“ Dem alten Sekretär rannen die Tränen über die Wangen.

„Ich danke Ihm von Herzen, Eichel.“

„Die arme, arme Frau Markgräfin . .“

„Der Tag, an dem der Menſch ſtirbt, Eichel, iſt des Menſchen glücklichſter Tag.“ Friedrich nickte Eicheln freundlich zu. „Weck' Er mir jetzt den Holtzendorf auf!“

Friedrich zog ſeinen Rock glatt; er taſtete ſorgfältig die Friſur ab, ob ſie in Ordnung wäre; er bewegte den Kopf, als wäre ihm der Hals ſteif. Friedrich ergriff Marc Aurels „Selbſtbetrachtungen“; er las zwei Worte: „Vorſichtsmaßregel“ und „Gemeinwohl“ und warf das Buch zurück; er nahm Ciceros „Reden“ und warf ſie

ſofort zur Seite: Stimmen! Die Finger der Rechten zuckten; Friedrich ſchloß ſie zur Fauſt. Es pochte an die Tür. Friedrich drehte ſich, ſeine Haltung war Gefaßtheit. „Herein," ſprach er ruhig.

Ein Herr in mittleren Jahren trat mit tiefer Verbeugung ein. Die Reitſtiefel paßten ſchlecht zur vornehmen Tracht des leichtbeleibten Oberhofmeiſters von Bayreuth. Friedrichs Hand lud ein:

„Nehmen Sie Platz, Herr Marquis!" Ehrerbietig, zur Beantwortung jeder Frage zuvorkommend bereit, gehorchte der Hofmann; auch der König ſetzte ſich: „Wie ſtarb meine Schweſter?" fragte Friedrich, „erzählen Sie!"

„Wie es Eurer Königlichen Majeſtät bekannt iſt," ſprach d'Adhémar, „litt die Frau Markgräfin ſeit längerem an Herzzuſtänden. Leider halfen die Arzneien nicht; zum Schmerze aller guten Menſchen, ſiechte ſie. Vor drei Wochen mußte die Frau Markgräfin das Bett aufſuchen, da Ohnmachten und Schwindelanfälle ihr weiteres Aufrechtſein verboten." d'Adhémar hielt ehrfurchtsvoll inne; der König lächelte trüb: In der Vorwoche hatte ſie ihm geſchrieben, ſie fühlte ſich „wohl, wie nicht mehr ſeit langem". Seit drei Wochen lag ſie im Sterbebett! Vielleicht iſt's wahr geweſen, da ſie das Ende kommen wußte, daß ſie ſich „wohler fühlte als je?" . .

„Und?" fragte Friedrich. Mit ſtillem Erſuchen ruhte ſein Blick auf d'Adhémar.

„In der Sonnabendnacht trat Bewußtloſigkeit ein, Majeſtät. Blutegel ſchufen nur mehr ſchwache Lin-

derung; die Frau Markgräfin war der Fähigkeit der Sprache beraubt; sie weinte still vor sich hin.“ Wieder hielt der Todesbote inne. Friedrich stierte zu Boden: Damals verlor er Hochkirch! Friedrich hob den Kopf.

„Die Frau Markgräfin hat Eurer Majestät letzten Brief nicht mehr zu lesen vermocht,“ sprach d'Adhémar, „Durchlaucht hielt ihn zwei Tage auf der Brust, dann bat sie mich, durch Gestikulation, ihn ihr vorzulesen.“ Röte stieg in Friedrichs Antlitz. „Wir waren allein,“ sprach d'Adhémar. „Die Frau Markgräfin hat mir völlig vertraut!“ Friedrich nickte. Der Marquis neigte das Haupt. „Ich trug Sorge,“ fuhr er fort, „daß der Brief verschlossen, mit der Frau Markgräfin, in das Erbbegräbnis sinkt.“ Friedrichs Augen dankten. „Ich sargte Ihre Durchlaucht ein, ehe ich zu Eurer Majestät ritt. Vorgestern früh, als ich, zum letztenmal, zur Frau Markgräfin kam, wies sie noch einmal zur Wand, wo Eurer Königlichen Majestät Silhouette hängt; ich reichte sie ihr.“

Ernst, tastend ob er weitererzählen durfte, teilnehmend, sah der Marquis den König an, der ihm sehnsüchtig, mit schmalem, im Kerzenlicht doppelt verfallenem Antlitz die weiteren Worte vom Munde löste: „Die Frau Markgräfin küßten Eurer Majestät Bildnis,“ sprach d'Adhémar, „sie umschlang es liebkosend. Ihr Blick schien mir Bitte und Befehl, dies Eurer Königlichen Majestät als Ausdruck ihrer letzten irdischen Gesinnung zu vermelden.“

Friedrichs Wimpern schlugen; es gelang ihm, die

Tränen zu bannen, die ſich von neuem in ihm wild hochpreßten. Die beiden Männer erhoben ſich zu gleicher Zeit:

„Die Frau Markgräfin," ſprach der Marquis, „drehten ſich dann zur Wand . . ."

„Reichen Sie mir die Hand, Herr Marquis," ſprach Friedrich, die Rechte ausgeſtreckt, „Sie verbinden dadurch die höchſtliebenswerte Tote noch einmal mit mir." Mit tiefer Verbeugung empfing der Edelmann des Königs innig-warmen Händedruck. Friedrich ſtreifte einen Ring vom Finger. „Nehmen Sie, bitte, dieſen Ring in Ihr Haus," ſprach Friedrich, „zur freundlichen Erinnerung, Herr d'Adhémar, an unſre Tote." Der Marquis neigte ſich zum Handkuß. „Reiſen Sie mit Gott!" Rückwärts ſchreitend empfahl ſich d'Adhémar.

Friedrich ging durch die Stube; die Hände auf dem Rücken.

Jäh ſpannte ſich ein Bild ein: Kieswege glitten die ſanften Höhen in Sansſouci hinan, geſchnitten waren die Hecken, die Grotten ſchatteten, reglos ragten die Bäume, Heuduft kam aus dem All, in den grünen Flächen der Wieſen ſtanden Blumen, rot, gelb, blau, violfarben, das Waſſer blitzte, die weißen Marmorbilder ragten in beglückenden Poſen auf dem ſamtenen Raſen, majeſtätiſch zogen die Schwäne im grünbegrenzten Silber der Teiche, erhaben wölbte ſich der farbloſe Himmel und betete in Kühle nieder zur Bank, auf der wir ſaßen:

Zögernd, in ehrfurchtsvollem Gedenken, trat Friedrich

zum Tiſch. Auf der Rückſeite eines Aktes zog ſich langſam Linie an Linie:

Eine Säulenhalle entſtand, ein Tempel der Freundſchaft für die Schweſter.

Friedrich fuhr herum:

„Ich pochte zweimal, Majeſtät!“ ſagte Seydlitz entſchuldigend. „Dann trat ich ein.“ Raſch drehte Friedrich den Akt zum Fenſter, damit Seydlitz nichts ſähe. Friedrich warf den Kiel zur Seite.

„Sie ſandten dem Braunſchweig Kavallerie?“

„Ich überzeugte mich erſt von der Richtigkeit der Meldung, Majeſtät, dann ſandte ich die erbetene Flankenſicherung aus Puttkamers Kommando.“

„Gut.“ Prüfend, forſchend, ſah Friedrich den jungen Haudegen an: „Er kriegt heute ſchwere Arbeit.“

„Meinen Dank dafür, Majeſtät!“

„Iſt Prinz Moritz ſchon beſſerer Laune?“

„Geſchimpft wird in jedem Feldlager, Majeſtät. Sie haben die Raſſelbande in der Hand! Gar jetzt, wo es heißt, die Zarin ſei tot. Sie hoffen jetzt wieder!“

„Gute Nacht!“

Seydlitz ſchwenkte den Hut. „Gute Nacht, Majeſtät!“

„Hier iſt die Deſchiffrierung über Küſtrin!“ ſprach Fredersdorf. „Sie wird, fürchte ich, Eurer Majeſtat wenig Freude machen.“ Raſch griff Friedrich zu; er las. Sorgenvoll ſtudierte Fredersdorf die Linienzeichnung auf des Königs Hand: Nichts zu machen: ſie verkündete frühen Tod!

„Sechsundzwanzig Dörfer verbrannt!?“ rief Friedrich. „Küſtrin ein Trümmerhaufen? . . .“

Eine feſte Stimme ſprach vom Eingang her: „Mögen die Barbaren all unſre Häuſer und Güter verwüſten, plündern und zerſtören, mögen ſie uns den letzten Heller, das Leben nehmen, auch mein Gut iſt hin, Majeſtät! wir geben's mit Freuden, wenn Preußen und Ihre Majeſtät dadurch leben bleiben!“

„Bene.“

„Meine Mannſchaft fiebert, an den ruſſiſchen Feind zu kommen!“

„Eines nach dem andern, Marwitz. Was meldet Er dienſtlich?“

„Ich habe befehlsgemäß inſpiziert; es iſt alles ſtrikte geſchehen und befolgt, Majeſtät!“

„Er will noch was ſagen?“

„Es iſt die Nachricht im Umlauf, Majeſtät, daß Graf Henckel den General Laudon bei einem Rekognoſzierungsgefecht erſchoß!“ Friedrich griff geruhſam ſeinen Degen hinter der Bank vor, hinter die ihn Finckenſteins Angſt verborgen hatte; Friedrich nahm Siegellack aus der Schatulle: die Linke hielt die Scheide, die Rechte ſchob die Harzſtange ins Kerzenlicht; nach einer Weile ſagte Friedrich: „Das glaube ich nicht!“ Sorgfältig ließ er ein zähes, rotes Bächlein auf die Degenſcheide fließen, deren Leder zerriſſen aufſtand. Die Finger zwangen das Leder zum Kleben. „Im übrigen,“ ſagte Friedrich, „iſt mir die Sache gleichgültig.“

„Die Tabellen habe ich dorthin auf die Bank gelegt, Majeſtät, dort!“ ſagte Eichel. Die Biche drückte ſich ſchnell in ihren Korb; ſie hatte die offene Türe genützt. „Soll jetzt der Herr Generalchirurgus eintreten, Majeſtät?“

Friedrich ſtieß den Degen in die Scheide; er legte ihn griffertig aufs Bett; er nickte; ſein Blick prüfte die ſprunghaften Kurven der Tabellen; ſie fielen: Volkskraft und Volkswohlfahrt ſanken rapid. Brandenburg war am Ende, nicht einmal die Hälfte der jährlichen Aushebungen und Verluſte deckte die Geburtenzahl mehr! Rapid ſtürzten die Einnahmen. Der dicke Generalchirurg trat ein; ſchwer ſchnaufte der Schlaghafte.

„Hat Er die Balſamſalbe, die ich Ihm empfahl, ſchon verwendet?“ fragte Friedrich. „Warum nicht?!“ fuhr er auf. „Er verſchläft das Jüngſte Gericht! Warum graſſiert noch immer die Ruhr? He? Er inkuliert die Pocken nicht? Holla! Wach' Er auf! Muh!! Warum graſſiert noch immer die Ruhr?“

„Mit gnädigſtem Permeß, die Mannſchaft ißt zu ſchlechte Atzung,“ ſagte Holtzendorfs ſchwammiges Antlitz, „ſie nimmt, ſtatt des fehlenden Salzes, Schießpulver, welches wohl zum Schießen . . .“

„Im Rapport ſteht: ‚Vielen Burſchen, nicht nur Fußmaroden, verbrennen die Füße.‘ Geſtern ſind drei in einem Zelt verbrannt! Wieſo? Sie haben wieder drinnen verbotenerweiſe mit Stroh geheizt? Klär' Er auf!“

„Dieweilen,“ ſprach Holtzendorf, „die Kälte beträcht-

lich iſt," er nahm denkmüde, gravitätiſch, die beſchlagene Hornbrille von der Kartoffelnaſe und zog langſam, ſelbſtvergeſſen, das Schnupftuch zu gründlicher Reinigung.

„Mach' Er das ſpäter!" fuhr ihn Friedrich an; Holtzendorfs kurzſichtige Augen zwinkerten ängſtlich. „Eingeſteckt! Wieſo verbrennen die Kerls?"

„Dieweilen die Kälte beträchtlich iſt," ſagte Holtzendorf erſchaudernd, er nahm alle Kraft zuſammen; das Taſchentuch fiel zu Boden, „hat ſich der modus communis bei den Lagernden entwickelt, ſo ſie kein Zelt oder gedecktes Quartier haben, dem Feuer möglichſt dicht nahezurücken, quaſi, ſich ans Feuer zu legen. Sintemalen," Holtzendorf machte eine Pauſe und tat eilig, mit zappelnden Fingern, als fürchte er des Königs Stock, die Brille auf die Naſe zurück. „Ja, ſintemalen, was ſagte ich?" Er ſchnaufte: „Ja! Die Burſchen fühlen ſchlafend, im Traum, wie jeder homo im Schlaf, im Traum, der ihnen Trugbilder vorzaubert, nicht, zumindeſt nicht mit gleicher Stärke, wie am wachenden Tage." Holtzendorf riß ſich auf: „Deswegen, Majeſtät, fühlen ſie die Brandwunden nicht zugleich — ſogleich, wollte ich ſagen."

„Hat ſein ſinnloſer Wortdurchfall nicht bald ein Ende?" Des Medikus glotzende Augen rollten erbarmungswürdig und haltlos im alten Kopf:

„Vorausgeſetzt, daß ſie natürlich nicht untertags ſchlafen," ſprach Holtzendorf, „was," hier ſprach der Niedergehetzte aus eigenſter Erfahrung, „die übergroße Ermüdung der Nerven oft zeitigt, erſcheint ihnen des

Feuers Wärme und ſchädliche Glut nicht mit genügend warnender Intenſität, und brennt einmal ein Schuh und die Gamaſche oder die Gamaſche allein, die leichtes Zunderzeug abgibt — naturgemäß ſcheiden hier die Fälle, daß die Gamaſche naß iſt vom Regen, getautem Schnee, Schweiß, Blut oder Sumpf- und Regenwaſſer, ich meine: das letztere erwähnte ich ſchon? — aus, ſo iſt es zu ſpät, Bedacht auf eine Retirade der Gehgliedmaßen zu nehmen und," dem Zerbrochenen, dem das Hirn abſolut nicht mehr parierte, lief nun das Denken ganz davon: Er runzelte verzweifelt, die Ohnmacht ſeiner Gegenwehr einſehend, die Stirn und redete müde und ſinnlos, nur mehr um zu reden. „So iſt der Rapport fertig, durch menſchliche Fakta belegt: vielen Burſchen verbrennen nächtlich die Füße, welch nähere Beſtimmuug, ſprich: attributive Feſtſtellung, ich vielleicht im Rapport zu erwähnen vergaß, was gehorſamſt zu entſchuldigen bittet — der überlaſtete Generalchirurgus . . . von . . . Holtzendorf."

„Mein lieber Holtzendorf," ſagte Friedrich, der ihn, in einer Miſchung von Mitleid und Zorn, beobachtet hatte, „das geht nicht! Ihr ſeid völlig kaputt! Der Cothenius wird Euch erſetzen, geht ſolange auf Urlaub, bis Euch der Schlaf und die Ruhe wieder Vernunft gebracht haben; ich geb' Euch Urlaub."

„Majeſtät . . ."

„Sag' Er mir nur noch das eine: meint Er, daß ſich die Burſche in der Abſicht verſtümmeln, um vom Dienſte befreit zu ſein? He?"

„Ich hab' fünfundzwanzig Stunden — die Beinsäge nicht aus der — Hand — getan."

„Gib Er mir noch die Antwort!"

Holtzendorfs apoplektisches Gesicht wurde dunkelblau: kein Ton drang mehr vor, die Augen wurden kleiner, starben: der Generalchirurgus schlief, den plumpen Graukopf matt auf die rote Weste hängend, im Stehen. Friedrich sah ihn eine Weile starr, verächtlich-traurig an; in der Tür erschien Oppen.

„Sieh Er da her!" wies Friedrich; er hob, den Kreuzschmerz verbeißend, Holtzendorfs Schnupftuch auf, „das ist der Mensch ohne Schlaf! Nehm' Er ihn untern Arm und leg' Er ihn sänftiglich irgendwohin, dann zu Cothenius; wenn der was nicht weiß, soll er den Ewald von Kleist fragen, mit dem hab' ich alles durchgeredet. Da, nimm Er ihn! . . . Soviel Elend ist, daß schon die Chirurgen ermatten; das heißt was, bei den Menschenmetzgern." Friedrich half, den Todmatten zur Tür zu transportieren. „Was wollte er mich fragen, Oppen?"

„Es fielen über vierhundert Todesurteile, Majestät!"

„Bis zur Früh ängstigen; dann alles in die Bataillone einstellen."

„Dank, Majestät!" Friedrich schloß die Türe hinter Oppen.

Sichernd hob die Biche den schlanken Kopf aus dem Korb. Seufzend und zitternd ließ sie sich von neuem nieder; sie sah: Es war noch immer schlechte Stimmung beim Herrn; das war heut wieder eine Nacht! . .

Friedrich blickte ſtarr vor ſich hin: Des Großen Kurfürſten Haupt lag im geöffneten Sarkophag vor ihm. Die Allongeperücke, die Halskrauſe, die fäulniszerfreſſene Hakennaſe. Tief war der mächtige Körper in den erhaltenden Stoff eingeſunken. Der große Hut von Fehrbellin war noch wie neu. Sinnlich war das Kinn; noch in der Verweſung voll Trotz. Das Haar, das der Leiche gewachſen war, gab der Fahlheit der langſamen Verweſung, die des Fürſten Vorrecht iſt, dunkeln, verdüſternden Flor.

Friedrich hob ſeine Rechte, er betrachtete ſie voll nachdenklichem Intereſſe: Kalt, ſtarr, im zermorſchten, zerfallenen Handſchuh, hat dieſe Hand des großen Toten Hand gefühlt, von Kräfteſchauern durchweht, im mitternächtigen Gewölb, ehe ich auszog zum Kampfe um Schleſien . . Wer berührt morgen die Meine? Wem geb' ich den Willen weiter zur Vollbringung? Wilhelm? Deſſen Sohn? Wie ſchön, wie wunderſchön wird die Ruhe des Grabes ſein! Wilhelm . . . „Ich kann jetzt nicht daran denken!" Friedrich ging zur Mauer, die eiſiger Kältehauch umſtand. Gerahmt hing dort ein gedruckter Zettel. Friedrich las: ‚Der Evangeliſchen Dank! Aus Salzburg hat man uns unſchuldig weggetrieben — So nimmt uns Brandenburg ſehr gnädig auf und an. Gott ſegne Preußen für ſolch treues Lieben. Weil Er die Wohltat nur vergelten kann.' Spöttiſch ſah Friedrich zum Kruzifix in der Ecke: Die „Proteſtanten" haben in der Eile der Flucht vergeſſen, den römiſchen Roſenkranz, der drum hängt, wegzutun! Ver-

ekelt ſtreifte Friedrichs Blick noch einmal den demonſtrativ hängenden Proteſtantenzettel, der Haus und Hof der geflohenen Bauersleute vor Plünderung ſchützen ſollte. Wie wenig kennen ſie mich! Wilhelm . . „Nein!“ Friedrich griff die Bauernpfeife vom Fenſter und ſchnupperte am Rande des Tonkopfes: Die Kerls rauchen nichts Gutes! Aus der halboffenen Tiſchlade ſieht ein Meſſergriff: Mit meinem Bild! Ein Kupferſtück liegt daneben: Mein Konterfei darauf! Friedrich warf die Lade zu und trat zum Bett; er ſah das alte Möbelſtück lange an:

In dieſem Bett vereinigte ſich vielleicht ein junges Paar! . . Das Bett iſt alt, wurmſtichig. Hier ſtarben wohl auch ſchon Vater und Mutter? Vater liebte Wilhelm . . . Weg!! Friedrich erſah auf der Ofenbank einen Teller — mit Feigen. Haſtig griff er zu und aß. Schnell, eine nach der andern; er kaute mit ſchmerzenden Zähnen. „Sie ſind ſchmackhaft!“ Eine blaßroſa Schleife hing am Bettpfoſten, mit Goldfranſenaufdruck: des Pfarrers Gratulationspoem! Friedrich las. Sein Mund verzog ſich: „Konventionell, verlogen! Fad!“ Friedrich ſah zur Wanduhr; ſie ſtand. Friedrich ſah auf ſein goldenes Taſchenei und wußte nicht, was er ablas. Wilhelms aſchfahles Geſicht erſtand wieder vor ihm. Raſtlos, ausweglſuchend kramte Friedrichs Blick in der kleinlichen Einſamkeit um ſich herum. „Es iſt wie vor einer Hinrichtung!“

Die letzte Feige, die letzte Möglichkeit der Ablenkung verſchwand. Friedrichs Blick ſchoß im Raum herum:

Wie das edel-wilde Auge eines gefangenen Falken den Käfig mißt. Jeden Finger ſehnſüchtig-unruhig bewegend, hob er die Arme, als wollte er ſich in die Luft hängen, davonfliegen, fliehen. „Dies Warten iſt entſetzlich!“ Friedrich belächelte ſich, er zwang die zuckenden Hände auf den Rücken, die todmüden Beine zu tändelndem Schritt, das Zittern, das ihn durchſchüttelte zur Ruhe. Er trällerte und ſprach leiſe, als intereſſierte es ihn:

„Wie geht doch gleich dieſe Anekdote von der Großfürſtin? Ja! So: Als es zum Sterben mit ihr kam, ließ ſie den Beichtvater holen. Er ſprach ihr Mut zur letzten Reiſe zu; er ermahnte mit Flehen, die letzten Minuten zu nützen, mit dem Himmel den Frieden zu machen. Sie ſprach aber immer nur von weltlichen Dingen. ‚Wie kann man im Augenblick, da man den einen Fuß ſchon im Jenſeits hat, von derlei reden?‘ — ‚Pfui, pfui, Ehrwürdiger; Sie überlegen wohl nicht, was Sie ſagen?! Welch unſchickliche Stellung laſſen Sie mich einnehmen? Ein Bein dort, ein Bein da?‘“ Schneller wurde Friedrichs Tritt. Duhan erzählte vom Vater: Beim erſten Schlaganfall riet die Geiſtlichkeit dem König, ſich mit dem Hannover zu verſöhnen „Majeſtät müſſen ihm ſchreiben laſſen, daß Sie alles verzeihen und vergeſſen.“ — „Meinetwegen,“ ſagte der ſtrenge Chriſt, „ſchreibt ihm ſo, oder ähnlich! Doch der Brief darf erſt abgeſandt werden, bis ich feſtgeſtellt tot bin.“

Friedrich ging zum Tiſch: Es ſchadet gar nichts, ſann

er, daß Oppen plauderte; sie sollen glauben, daß die Zarin tot ist! Friedrich blickte zum Fenster; der Morgen ist noch fern! Sie hoffen auf jedes Geschehen. Wenn's wahr wäre? Ihr Sohn ist ein Narr. Friedrich las aus dem Schrifthaufen heraus, um sich zu zerstreuen, um sich von der grenzenlosen Erregung, dem Durcheinander all seiner Gefühle, abzuziehen. Was ihm gerade vor den Augen lag. Er verzog das Gesicht; der Inhaftierte zu Spandau hat recht, zu schreiben: ‚Ich sitze im Kerker, weil ich im Duell den verwundete, der mich beleidigte. Eure Majestät verdiente, nach dieser Gerechtigkeit, viel mehr, hier zu sitzen, samt Ihrer Armee! Ich bitte um die Freiheit!' Um die bittet jeder, guter Mann, vergeblich! Zag, dann energisch, stieß etwas an Friedrichs Beine; die Biche sah mit scheuen, glänzenden, demutsvoll falschen Frechheitsaugen zu ihm auf. „Was willst du denn?" Das Symbol der so lange zu Unrecht gedrückten Treue, das sich sehr zurückgesetzt fühlte, stand kläglich wedelnd; ein Jammerbild.

„Was will Sie, Madame?" Der Hund sprang hoch und leckte Friedrich die Hand; erst scheu, als fürchte er Schläge, dann, als nichts dergleichen geschah, aufdringlich, sein „Recht" begehrend. „Hat Sie Hunger?" In den dunkeln Tieraugen des Windspiels leuchtete es wie Hoffnung. „Kommen Sie, Mätresse!" Friedrich schritt zum Mantelsack und bückte sich; er kramte in den Büchern und in der Wäsche:

„Da sind die Delikatessen!" Er hielt der Hündin ein

Stück Zwieback hin. Vorsichtig, wählerisch, verstimmt noch Biche daran; bei abbittenden Augen schüttelte sie, ohne zu fressen, den langen, spitzen Kopf; sie sah mit animierendem Ersuchen zur Tür. Friedrich, den Ruinenberg vor sich sehend, blickte in gleicher Richtung.

„Komm!" sagte Friedrich. Müde ließ er sich auf den Boden sinken. Ungestüm sprang das Windspiel auf ihn und beleckte ihm stürmisch, überredend, Hals und Gesicht. Die spitze, nasse Schnauze unter des Königs Arm hob Biche den Kopf; sie stieß ihn starkwillig empor, daß Friedrich der Arm flog, und bellte. Friedrich umschlang den schlanken, sehnigen Hundeleib, die tierische Wärme der weißen Windspielbrust tat seiner Einsamkeit wohl. Des Hundes Tempo steigerte sich; er entzog sich, raste durch die Stube, kam wieder. Friedrich haschte ihn; er legte die müde Wange an das Tier; er wollte an der Brust von etwas Lebendigem ruhen; heimsuchend schloß Friedrich die Augen. „Keff, keff," sprach die Biche und wurde sehr bös. „Keff, keff, du bist dumm!" Verwundert, mit trauriger Versonnenheit die Augen wieder öffnend, sah Friedrich sie an: Sie mag mich auch nicht! „Was willst du?" Mit hohen, graziös schnellenden Sätzen sprang Biche gegen die Tür; sie kratzte am Holz; ihr Blick war eindeutigst Wunsch Befehl und Anklage: Der Fredersdorf denkt nie daran! Schwer hob sich Friedrich; er seufzte: „Luder!" sagte er resigniert; entschlossen, den Ruinenberg auf jeden Fall anzugreifen! Müde nahm Friedrich den Dreispitz vom Bett; wenigstens vergeht die Zeit! „Keff, keff,"

ſprach die Biche. „Keff, keff, du biſt klug; mach raſch!“

Langſam ſchritt Friedrich zur Türe, ſich ſorgfältig umſehend, ob nichts Wichtiges unverſchloſſen in der Stube läge. Die Biche tanzte vor Freude wie närriſch; Friedrich öffnete: „Befehlen, Majeſtät?“ klang's überſtürzend.

„Nichts.“ Düſter trat Fredersdorf zurück: auch die Karten ſagten nichts Gutes! Zudem ſtand ein Komet am Himmel! Eichel krümmte den Rücken; Finckenſteins Schritt, hinter Gaudis Tür, ſtand wieder lauſchend; Catt hörte nicht, was um ihn vorging; er las in der Bibel; ſonſt war das Haus leer und tot. „Ich mache die Ronde,“ ſagte Friedrich.

Er trat ins Freie. Der Poſten präſentierte. Es war kalt, Froſtnebel kochten im Finſter der Weite.

„Nicht umſonſt hat die Ziskatrommel geklungen,“ liſpelte Fredersdorf im unheimlichen Gang Eicheln zu, „nicht umſonſt ſchwitzt der Merſeburger Stein Blut! Die Sachen ſind ſchief!“ Er ſchritt wehmütig-gierig zurück, zum Studium des Werkes: „Gewalt und Wirkung des Satans über die Menſchen“.

Die Biche war ſchon weit voraus.

Still lagen die Häuſer und Hütten. Überall ſtanden die bewachenden Unteroffiziere. Die Tritte raſtloſer Patrouillen klangen fern und nahe. Ein Poſten präſentierte. „Tollpatſch! Warum erfragſt du von mir nicht Loſung und Feldgeſchrei?“

„Weil Sie det ohnehin wiſſen.“

„Die Vorſchrift beſagt: es iſt jeder zu fragen! Noch einmal! und ich laſſe dich fuchteln!“

Friedrich ſchritt langſam durchs Dorf; ſein Schritt knirſchte im Schnee. Kein Stern ſchien vom verhängten Firmament; der Wind war, übermüdet, in den Schlaf gefallen. Noch immer ſtand müde im Schwarz des Himmels der Schein brennender Dörfer.

Zelt reihte ſich an Zelt.

Sägend, unaufhörlich ging das tiefe Schnarchen der Soldaten. Ein Meer dumpf rauſchender, blaſender Töne. „Fiel etwas vor?“ fragte Friedrich einen eisgrauen Sergeanten, der hier die Wache hielt.

„Nichts, Majeſtät! Sie haben ſich wieder!“ Ihre Blicke verſtanden ſich: ſie waren, vor zwanzig Jahren, gemeinſam in der Feuertaufe Qual geritten. Sie nickten ſich wiſſend und traurig zu.

Dünne Schlängelchen quollen aus den ſchadhaften Stellen einer Zeltwand: Dunſt gepreßter Menſchenleiber.

Viele ſchlafen heute zum letztenmal über der Erde.

Hier und da nieſte ein Schlafender, huſtete eine Lunge, hart, bellend, bös. Am vereiſten Ententeich ſtand eine Wagenburg. Friedrich ſpähte: Ein Mann hockte in ihrem Schatten, in der Teichſenkung, den Patrouillen unſichtbar, tief gebeugt, vor dem holperigen Eisſpiegel. Iſt er erfroren? Was will der Kerl? Friedrich ſah, daß der Mann ein Loch ins Eis gebrochen hatte; der Mann bewegte ſich; ſein bloßer Arm griff im Waſſer nach irgend etwas herum? Wie in großer Angſt? Leiſe trat Friedrich an den Rand des eingeſunkenen Teiches.

„Was tuſt du?“ fuhr er den rätſelhaften Sucher an: Glotzende Augen ſahen in Todesfurcht zur Geſtalt des Königs hoch. Nichtverſtehend, verrückt.

„Ich ſuche Kröte, Lurch oder Froſch,“ ſprach ſingend der junge Grenadier, die Augäpfel verdreht, „meine Zähne beißen den Kopf . . .“

„Du willſt kugelfeſt werden, mein Sohn?“ fragte Friedrich ernſt und mitleidig den Halbirrſinnigen. „Komm' herauf!“ Triefend, erſtarrt ſtand der verſtörte Soldat vor Friedrich. Faſt noch ein Kind! Hatten ihn Elend und Not verrückt gemacht? War er's von Haus aus? „Wer iſt dein Hauptmann?“

„Herr von Falkenhayn.“

„Wenn dich dein Hauptmann faßt, ſag' ihm, ich hätte dir verziehen! Damit er dich nicht hängt! Laſſ' die Kröte; ich geb' dir ein Wort, das dich beſſer ſchützen wird: Kuraſche!“ Friedrich befahl: „Sofort ins Gezelt!“ Mechaniſch ſtolpernd gehorchten die ſtarren Beine des Soldaten. Mit hängenden Knien ſtrich der Grenadier an einer Gewehrpyramide vorbei; er warf eine Flinte um und verſchwand taumelnd im Gewirre der Plachenwagen; der arretierende Ruf einer Patrouille erſcholl. „Ich habe ihn pardoniert!“ rief Friedrich; die Stimmen ſtarben. Friedrich ſchritt weiter: Der Blick des angſtgemarterten Soldaten erinnert an den Blick des gekreuzigten Heilands, von dem unbekannten italiſchen Meiſter, links unten, in meiner Galerie zu Sansſouci. Ob dort auch die Ruſſen? . . . Schönheit iſt nicht zu tilgen! Friedrich ſah mit der ſelbſt befohlenen Bereitſchaft, an allem

etwas Intereſſantes zu finden, um ſich: Die Landſchaft iſt wie ein vlämiſches Bild.

Dicht aneinandergedrängt ſtanden unter dem vorſpringenden Schindeldach, von dem lange, mächtige Eiszapfen hingen, dampfend und kälteſteif, ſtruppige Pferde. Ein ganzer Trupp. Grau, lautlos, geheimnisvoll rauchte es aus den Nüſtern der Tiere. Zaghaft brannte im Pfarrhauſe auf dem Hang ein Licht, hinter froſtdüſtern Scheiben. Höher hinauf, zur Rechten, leckte ein niederes Wachtfeuer aus Kiefernholz; dunkle vermummte Geſtalten umhockten es und warfen die Karten: „Eichelkönig iſt Trumpf!“

Roſſeſtampfen dröhnte aus der Kirche, unwilliges Schnauben. Neben der Schule glotzten ſchwarz, dicht zuſammengefahren, Kanonen und Mörſer. Zu wenig! Viel zu wenig! Reglos, als wäre er angefroren, ſtand der Poſten im Lafettengewirr. Er hob das Gewehr. „Victoria,“ rief Friedrich in die Froſtweite. „Unſer ſicherer Sieg!“ Zurück ſank das Gewehr; wieder ſtand der Mann wie angefroren.

Verſchneit ſtieg links das Feld aus dem Tal. Drüben, die ungleichen Höhen entlang, glimmten in ſtiller Ruhe die Wachtfeuer der kaiſerlichen Armee. Ganze Ketten von Reihen!

Der Friedhof lag im Schnee verſunken, von der niedern, gebauchten Mauer umhegt. Langſam ſchritt Friedrich darauf los.

Friedrich klinkte die verſchnörkelte Eiſentüre auf. „Du bleibſt draußen, Biche!“ Er ſchloß die Tür hinter ſich.

Angſtlich, etikettelos verlaſſen, ſah die Biche in die Richtung, in der unbeerdigt, gütig beſchneit, ein Gefallener lag. Friedrich ſtieg über die eingeſunkenen Mulden; Hüte, auf Bajonette geſpießt, waren Grabmonumente. Sie liegen auch noch da drunten in Reihe und Glied. Heilige Ordnung! Funkelnd ſah aus einer Verſenkung eine unbeerdigte Degenſchnalle, wie ein drohendes Auge!

Nachdenklich ſchritt Friedrich, den Kopf geſenkt, in der verlaſſenen Lautloſigkeit herum. Vertraut, der Vernichtung befreundet. Sehnſüchtig. Neidiſch. Anſchmiegegierig.

Die friſch aufgeworfene Erde der geſtrigen Gräber iſt noch dunkel; hier liegt der Grenadier, der das Kind mordete, um „gute Fürſprach im Himmel“ zu haben. Wenn dieſer Wahnſinn überhand nimmt?! Es wird zuviel von der Menſchheit verlangt! Gellend klang durch die Nacht, in der Verweſensluft verſummend, der Schrei eines Troßweibes, das im Dorfkrug geboren: Ein neuer Untertan der Qual! Geborſtene Steine, ſchiefe, zerſplitterte Grabſteine und Kreuze. „Unvergeßlich!“ ſteht in eines dieſer Grabſteintrümmer gemeißelt; ich weiß es von geſtern. Unvergeßlich! und iſt ſchon vergeſſen! Hier haben Granaten gehauſt. Es ſtinkt: eine halbverfaulte Leiche, mit zertrümmertem Skelett, lag vielfach geknickt, im Weiß, vom Einſchlag des Schuſſes aus dem Grabe gehoben. Geſpenſtiſch fließen alle Konturen ins graue Nichts der ſchweigenden Weite. Anklagend knarrt an der Mauer beim Beinhaus eine dürre Trauerweide. Traurig beten

im Hochwind verkümmerte Zypreſſen. „Keff, keff,“ mahnte die frierende Biche von außen. Friedrich hob den Kopf und kehrte um.

Leiſe, ehrfürchtig ſchloß er die widerwillig entlaſſende Tür.

Er ſchritt weiter.

Fernher ſcholl Patrouillenruf und Poſtenantwort: „Victoria! Unſer ſicherer Sieg!“ Weit draußen, dem Ruinenberge zu, gerade am Rande des Sehfeldes, ehe das unendliche Chaos der Undurchdringlichkeit begann, ſtand ein Doppelpoſten: Zwei ſchwarze Strichchen im Grau. Die Luft keimt: Die Winternacht wird im Oſten düſtere Dämmerung. Gottlob! Endlich!

Biche ſtand, argwöhniſch ſchnob ſie die Luft ein, die von der Scheune im freien Feld über der Straße kam. Helle Stimmen drangen von dort in die Einſamkeit: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt, hat der Heiland befohlen, und wir erſchlagen uns?“ — „Er hat aber doch auch die Händler mit der Geißel geprügelt, und ſie aus dem Tempel geſchmiſſen!“ — „Du ſollſt nicht töten! befiehlt Gott! ...“ Heu raſchelte; ein ſtrenger Wink des reglos lauſchenden Königs befahl der unfolgſamen Biche, jetzt endlich ruhig und ſtill zu ſein: „Sonſt gibt's Prügel!“ Friedrich glitt durch den Schnee zur Scheune hinan.

„... Du ſollſt nicht töten, hat Gott befohlen, aber durch die Sintflut ermordete er ſelbſt viele Tauſende!“ — „Der König denkt nur an ſich! Er nimmt nicht Rückſicht auf unſre Forderung ans Glück. Wir arme

Schlucker haben aber immer und ewig nur an *sein* Glück zu denken? Dafür zu bluten und zu fallen?“ Friedrich trat dicht an die Holzwand heran; heftiger raſchelte das Heu hinter ihr. „Ich hab' mir für ſolche Zwieſpälte ein beruhigendes Sprüchlein gebaut!“ — „Laß hören! Um Gott, laß hören; mir iſt ja ſo wirr und bang!“ — „Paß Obacht: Ohne Geſamtheit iſt der einzelne nichts, denn ohne ſie kann er ſich niemals als was Beſonderes fühlen, weil er, ohne ſie, keinen überheblichen Vergleich machen könnte!“ — „Ich verſtehe ſo gut den ſchwäbiſchen Magiſter, der ſich erhängte; ſo gut! . . .“ — „Die Geſamtheit der Menſchheit iſt mehr als das Vieh; wie jeder einzelne Menſch glaubt, mehr als die andern zu ſein! Das Vieh ſtirbt von der Menſchenhand, wenn es ihr paßt! Drum iſt es bloße Gerechtigkeit, wenn's uns, die wir weniger als die Geſamtheit ſind, gradeſo geht, wie dem Vieh! Das iſt mein Verslein; wir ſind Vieh!“ — „Das iſt ja ſchrecklich! Und es wäre nicht nötig,“ ſprach die Träumerſtimme, „im letzten Gefecht fiel's mir ein, ganz plötzlich! Es wäre ſo leicht und einfach, in Friede zu leben!“ — „Zähl' *auf* dein Rezept!“ — „Jeder Krieg geht um Landesgrenzen. Man muß drum alle Grenzen der Staaten tilgen. Man ſetzt alle Fürſten ab. Jede Stadt, jeder Fleck, wird ein Reich extra für ſich; das läßt ſich vernünftig und gerecht leiten, das iſt überſehbar. Wo es den Bürgern am beſten geht, das iſt die beſte Regierungsform; die ahmt dann der Eigennutz aller nach. Es würde, ohne trennende

Grenzen, bald nur mehr eine Sprache geben, ein jeder verſtünde den andern! Das Paradies iſt nicht weit, wenn man nur will! Ich habe es niemals verſtanden, dir darf ich's ja ſagen, daß der Fahneneid, ein befohlenes Wort! unſer alles zerſchlägt. Rückte keiner zur Fahne, ſagte ein jeder: ‚Ich will nicht!' Es gäbe keinen Krieg . . ."

Etwas Hartes ſchlug, in der Höhe ihrer Köpfe, an die Holzwand. Sie ſchrieen auf. Wild raſchelte das Heu, jeder Laut ſtarb, es war totſtill; die Soldaten hatten ſich verkrochen. Wieder ſchlug's an die Bretterwand; in hellen Tönen bellte die Biche.

„Kommt heraus aus der philoſophiſchen Fakultät!" Sie raſchelten ſich tiefer ins Heu, wie Hunde, die Prügel fürchten. Friedrich öffnete die Scheunentür: „Heraus!" ſagte er kurz. Ein vernarbter Geſell und ein zarter Burſch erhoben ſich bebend aus dem abfallenden Heu. „Vergeßt nicht das Weſentliche," ſprach Friedrich; er erſchien den zweien, die ihr Leben verwirkt ſahen, noch ehe die Schlacht begann, mit der Zackenkontur ſeines nachdenklichen Dreiſpitzes, im ziehenden Weiß der verſinkenden Nacht, wie ein Geſpenſt. „Vergeſſen Sie nicht, daß der Erlöſer: Gott und auch Menſch war! Sie werden erſt ſpäter, ‚zur rechten Hand Gottes' ſitzen; auf dieſer Erde nicht! Was Sie ſagen, kann vielleicht Ziel ſein, nicht irdiſche Station! Es verändert kein Wille, kein Geſetz, keine Theorie von außen die Menſchheit, deren Stärke und Schwäche Gewohnheit und Blindheit hei-

ßen. Vielleicht ſteigt die Entwicklungskurve zum Himmel an; vielleicht! Bis dahin iſt's beſſer, ſtatt im Dunſt zu ſchwärmen und zu jammern, daß ſich der einzelne läutere durch die Tat! Wer immer das Gegenteil von dem will und tut, was ihm die Umſtände der Bequemlichkeit ſeines Inneren gebieten, der lebt zur Vollendung! Nicht ausweichen! Widerſtand bis aufs Letzte! muß unſere egoiſtiſche Selbſtbehauptungsmaxime ſein. Durch! Durch die Miſere! C'est tout! Zerſtören Sie ſich nicht! — Biche!" Friedrichs Kontur ſtieg langſam durch den hochgewehten Schnee zur Straße zurück.

„Vivat! Vivat Fridericus!" brach ein Befreiungsſchrei hinter dem König aus. „Vivat, du Großer! Vivat!" Zwei Aufgeriſſene umarmten ſich: „Mut!" — „Ich habe ihn jetzt! Durch! Durch die Miſere!" „Vivat! Vivat Fridericus!"

Friedrich ſtand auf der Straße. Prüfend ſah er zu den feindlichen Wachtfeuern auf dem Ruinenberg. Es ſind verflucht viele! Das Rot der Feuer verblaßt! Marſchtritt klang auf der Straße entgegen: Ein Bataillon zog zu Tal; die Gewehre geſchultert, die langen Bajonette aufgeſtoßen; ſie marſchierten zu ihrem Schlachtplatz. Wie eine Katze glitt Friedrich durch den Rauhreif entgegen. Dicht neben der Friedhofsmauer, von dürrem Gehölze verborgen, ſpähte Friedrich auf ſie nieder; es tagte wirklich, er ſah ſchon die Geſichter. Lautlos zog die Schar. Gradaus blickten die einen; ein Bartloſer hatte den Kopf zurückgelegt, wie ein Ster-

bender, die Blechmütze trug er wie einen Zuckerhut in der Hand. Die Stirn war bleich, wie ausgelebt. Groß, in Erdentrissenheit, sahen die Augen ins Leere. Der Körper schritt fest und mutig im Takt.

Glied auf Glied rollte vorbei. Schwer schlugen die vollen Patronentaschen. Die gamaschenumklammerten Sohlen warfen weiße Brocken hinter sich. Stumm ritten hintennach, die Köpfe gesenkt, die Offiziere. Posadowsky hielt ihre Spitze. Die Pferde schnaubten leise und scheu. Vorüber! Der Marschtritt verschwankte. Friedrich sprang auf die Straße hinab; eilig schritt er ins Dorf.

Das brummende Tönen des Schnarchens umfing ihn neuerlich wie ein Wasserfall. Es schien jetzt schneller, erregter zu sein. Der Posten bei den Kanonen zeigte jetzt Farben und Gliederung. Hell lag's auf den plumpen Visierspitzen der Geschütze. Hellbleich hob sich der Kirchturm aus dem noch ruhenden Wirrwarr. Der Nebel im Tal war unruhig und hellgrau. In zwei, drei Fenstern, die vordem dunkel gewesen, war Licht. Ein vorzeitiges Weihnachtsbäumchen brannte hinter dem einen: Ein Abschied. Heller waren die Pferdeleiber, lebhafter rauchten die Nüstern, lauter traten die Patrouillen fern und nah auf; Lichtlein der anderen Dörfer schimmerten auf den Hängen. In großen weichen Flocken begann Schnee zu sinken. Besorgt sah Friedrich zum Himmel. Im Osten blühte es gelb; Friedrich lief.

„Halt! Wer da?" schrie der gerüffelte Posten, der Gewehrhahn knackte. „Gebt Losung und Feldgeschrei!"

„Victoria! Unſer ſicherer Sieg!“

„Paſſiert!“

Heller Widerſchein lag auf der Hauswand, auf Friedrichs Quartier. Die Kerzenflammen hinter dem Fenſter waren trüb. „Fredersdorf,“ ſprach Friedrich, mit Eile ins Haus tretend, „laſſ' nach der Zeit, die ich brauche, eine Gavotte zu blaſen, den ehemaligen Leutnant Dietzſchau bei mir eintreten, ohne Ketten!“ Schon war Friedrich durch die Türe. Fredersdorf ſchüttelte kummervoll den Kopf.

Raſch ſchob Friedrich, ſich auf den Zehen hebend, den Hut auf den Holznagel im Deckenbalken. Wohlig brummend verkroch ſich die Biche in die Wärme ihres Korbes; ſie grub ſich behaglich knurrend ein; Friedrich ging zum Mantelſack und bückte ſich; ein Flötenfutteral in der Hand, kam er zum Tiſch zurück. Sorgfältig und liebreich tat Friedrich die vier Elfenbeinteile des Inſtrumentes zuſammen. Die Finger ſtanden ſtill: Ein befriedigtes Lächeln war in Friedrichs achtſam zuſehenden, verträumten Augen; den Kopf geſenkt, die lange Flöte in der Hand, ging er langſam zur Tür und öffnete ſie:

„Fredersdorf,“ ſprach Friedrich ſtill und geſammelt, „ſag' Herrn von Catt, der Titel der Oper, der mir vorhin nicht einfallen wollte, heißt: ‚Montezuma‘. Montezuma!“ wiederholte er noch einmal einprägſam. „Sag' ihm das!“ Friedrich ſchloß leiſe die Tür.

Friedrich benetzte die Lippen, bei andächtigen Augen tat Friedrich die geliebte Flöte an den Mund; mit

ſchiefem Kopf ſuchte er vollendeten Kontakt mit dem Inſtrument; wie der Schütze erregt den Gewehrkolben an der Bruſt ſuchen läßt, ehe er trifft.

Langſam anſchreitend blies Friedrich den erſten Ton.

Zart klagend, ſchwebend, ſteigend, ſchmerzlich tremolierend, wie Träume rieſeln, graziös, ſpöttiſch aufbegehrend und traurig betete ſeine Seele. Friedrichs einwärts ſehende Augen blickten bewegungslos, weltabgewandt, über die Gradheit der Flöte hinweg, ins Andre.

Das Sphärenklingen brach ab.

Friedrich ſtarrte zum Kruzifix; er ließ die Flöte ſinken: Ein Ton hatte Verbindung hergeſtellt, mit dem Tone, der oft erklang, als Wilhelminens Laute noch zu ſeinem Inſtrumente ſang.

Traurig nahm Friedrich die Flöte auseinander. Er tat ſie mit Fingern, die wieder voll irdiſcher Unraſt waren, ins Bett des Futterales zurück; grüner Staub lag auf deſſen verblichener Innenſeide: der Reſt des Lorbeers vom Grabe des Vergil, Wilhelminens Geſchenk. Friedrich ſchloß den Kaſten.

Zwei-, dreimal ging er durchs Zimmer. Haſtig trat er zur Ofenbank. Sich tief neigend, ſenkte er das Antlitz ins Waſſer der irdenen Schüſſel, die Fredersdorf bereit geſtellt hatte. Er ſchritt zum Fenſter und trocknete das erfriſchte Geſicht an der Gardine. Es dämmerte ins Zimmer. „Darf ich eintreten?“ fragte eine Stimme durch die Türſpalte. Friedrich ſchleuderte den Gardinenzipfel an die Fenſterſcheibe zurück: ſie dürfen mich bei der Sauerei nicht ſehen! „Ja!“ Der eine der jungen

Offiziere, die auf Friedrichs Befehl verkleidet zu den Kaiserlichen geritten waren, stand erschöpft, nach dem Ritt ums Leben, vor ihm.

„Was hat Er erkundet?“

„Majestät,“ sprach der Jüngling, tief Atem holend, als glaube er nicht, daß er noch lebe, „auf dem Ruinenberg, vor unserer Rechten, sind zweihundert Feldkanonen und achtzig Haubitzen eingegraben.“

Keine Bewegung in Friedrichs Antlitz verriet, wie die furchtbare Nachricht auf ihn wirkte. „Man munkelt,“ stammelte der junge Offizier, „die Zarin sei tot? Hat Herr General von Finck viel Artillerie verloren? ...“

„Wo sind die zwei andern, die mit Ihm ritten?“ Friedrichs und des Fähnrichs Augen verständigten sich. „Ruhe Er jetzt, Blücher; ich danke Ihm!“ Freudig, daß ihm die Pflichterfüllung gelungen war, leuchtete des Fähnrichs müdes Antlitz auf. „Er war brav.“

Zweihundert Kanonen! Achtzig Haubitzen?! Nicht ein Drittel hab' ich! Finck! Du Hund!

Friedrich stand, die Faust ans Kinn gepreßt; sein Mund war trotzig-sinnend zusammengepreßt; Friedrich warf den Kopf zurück, die Faust in die Luft. Friedrich griff sich zwischen Weste und Hemd. Stimmen und Tritte im Gang? Hastig trat Friedrich vor die Tür; mit dem Rücken lehnte er sich an sie; nun konnte niemand herein: Ein Blickblitz versicherte ihn, daß ihn hier, auch vom Fenster her, niemand erspähte.

Tastend zog Friedrich aus den Spitzen seines Hemdes ein Fläschchen vor, das ihm um den Hals hing.

Er verſuchte: der Stöpſel drehte ſich leicht, die Giftpillen waren in Ordnung. Das Fläſchchen, das die Wärme ſeines Körperverſteckes beſaß, ſank zurück. Prüfend hob Friedrich den Weſtenrand hoch: Das Fläſchchen ſteckte gut im verborgenen Täſchchen der Unterhoſe! Noch einmal verſuchte er es von oben: für alle Fälle! Das Gift war griffnah und ſtändig bereit. Friedrich drehte ſich und klinkte die Türe auf: ſie warteten.

„Die Wache bleibt im Gang!“ Fredersdorf glitt mit einer Schale voll heißen Tees und einem Teller, auf dem ein belegtes Brot lag, am blaſſen Offizier vorbei, dem die Treſſen abgeriſſen waren, dem Degen und Ringkragen fehlten. „Ich danke, Fredersdorf.“ Friedrich wandte ſich zu Dietzſchau:

„Bitte, mein Herr,“ ſagte er, „nehmen Sie dort Platz!“ Er zeigte zur Bank. „Tinte, Feder und Papier finden Sie vor ſich.“

Dietzſchau ſaß. Scheu fragend, doch ohne Angſt, ſah er den König an.

Friedrich trat näher:

„Die Tatſache, Dietzſchau,“ ſagte Friedrich gedämpft, „daß ich Ihnen mein Teſtament diktiere, beweiſt Ihnen, daß Sie für mich bereits ein toter Mann ſind; Sie haben nichts mehr zu hoffen!“

Aſchfahl wurde Dietzſchaus Antlitz.

„Ich zürne Ihnen durchaus nicht,“ ſprach Friedrich. „Sie hatten als Sachſe das Recht, vielleicht die Pflicht, zu deſertieren, gemäß Ihrem Eid als kurſächſiſcher Gardeoffizier! Da Sie aber auch mir

ſchworen, wenn auch gezwungen, was ich natürlich einſehe, ſo werden Sie mir zugeben, daß ich als Preuße und als verantwortlicher Heerführer, der in dieſem Kampfe ſteht, ebenſo das Recht und die Pflicht habe, Sie nach meinem Kriegsrecht zu beſtrafen! Ich will nicht, daß die ſächſiſche Fahnenflucht allgemein wird und mich gefährlich ſchwächt! Es iſt ſchön, daß ihr zu eurem beſiegten Fürſten haltet! Sie werden mir dann Ihre letzten Wünſche mitteilen, vor allem: Ihrer jungen Frau wegen, und ich werde trachten, Ihre Wünſche zu erfüllen. Nehmen Sie jetzt die Feder!"

Friedrich überlegte. Dietzſchaus Augen ſahen brennend zu ihm auf: War das, was da ſo hart zu ihm ſprach, beiſpielloſe unmenſchliche Härte? Oder war das die „Todeserhabenheit", die viele dem König nachrühmten, die gleiches von jedem erwartete und verlangte?

„Schreiben Sie," ſprach Friedrich, dicht vor Dietzſchau ſtehend, damit kein Wort aus der Stube drang; die Hand wies zum Papier; Dietzſchau ſetzte die Feder an:

„Ich will in Sansſouci ... in völliger Schlichtheit ... auf der Höhe der Terraſſe ... in der Gruft beerdigt werden ... die ich mir heimlich herrichten ließ. Das Marmorbild der Flora iſt abhebbar ... der Eingang zur Gruft iſt der Sockel ... Ich darf weder geöffnet ... einbalſamiert ... oder zur Schau geſtellt werden."

Starr, kühl überlegend, damit er nichts vergäße, ſah Friedrich über die ausgebrannte Lampe, über den Kopf

des ſchreibenden Todeskandidaten, im Kerzenlicht durchs kleine Fenſter, hinaus auf die Dorfſtraße, auf der die Schatten und der Vortrab des Lichtes miteinander lautlos erbittert rangen.

„Für meinen Nachfolger iſt," ſprach Friedrich, die Pauſen ſorgſam regelnd, daß der andre Zeit zum Schreiben fand, „in meiner verſiegelten Schatulle . . . die die Königin . . . auf meinen Auftrag hin . . . ſtets mit ſich führt . . . alles nähere, was für ihn wichtig iſt, beſtimmt! . . . Ich ſterbe arm, doch es reicht . . . immerhin . . . für die Legate, zu deren Auszahlung . . . mein Nachfolger . . . im Maße der Beilage . . . verpflichtet iſt." Friedrich ſah auf Dietzſchaus Hand nieder: „Beim Worte ‚Beilage' mache Er ein Sternchen!" ſagte er. „So!" Friedrich zog aus ſeiner Bruſttaſche ein eng beſchriebenes Papier: „Hier drauf mache Er den gleichen Stern!" ſprach er. „Schreib' Er mit großen Buchſtaben drauf: ‚Beilage!' Gut! Das ſchließen wir dann bei!" Friedrich gab das Schriftſtück zur Seite.

Wieder ſah Friedrich durchs Fenſter; gewaltig ſchob ſich das Licht auf den rollenden Erdball.

„Auf das wärmſte und nachdrücklichſte empfehle ich meinem Nachfolger," diktierte Friedrich, „daß er ausgiebig . . . für die Hinterbliebenen . . . und aufwachſenden Kinder . . . meiner einzig getreuen Offiziere ſorge, die, auf meinen Befehl hin . . . in dieſen Krieg zogen . . . Es darf keiner von ihnen willkürlich entlaſſen oder weggeſchickt werden . . . Keiner . . .

wenn er alt, invalid oder ſonſt elend wird ... darf umkommen! All mein Dank iſt ſterbend ... bei ihnen ... Von meinem Zivilgefolge ſind zu belohnen: meine Miniſter ... Herr von Catt ... Fredersdorf ... und Eichel, die ſtets meine ... durch mein Unglück oft nicht leichten ... Launen ... willig ertrugen ... die mir nach all ihren Kräften ... beigeſtanden. Mach' Er einen Abſatz! .. Die Verwandten unſerer Familie ſollen nie Schmeichlern hören ... ſolches Zeug hat meinen Vater ... meine Brüder von mir geriſſen. Streich' Er den letzten Satz bis zur Unleſerlichkeit durch! Schreib Er: Vom Prinzen Heinrich hoffe ich, daß er nach meinem Wegſcheiden, das ihn erfreuen und beruhigen wird ... genug Seelengröße beſitzt ... nicht mehr an unſere Konflikte der Eiferſucht, ſondern ſtets nur an das Wohl des Staates zu denken ... der ihm als Prinzregenten ... bis das Kind meines Bruders Wilhelm ... großjährig iſt ... muß anvertraut ſein." Trommelwirbel erſcholl vor dem Fenſter, heftig, wild, aufbegehrend! Appellſchlag und Reveilleruf lärmten fern und nah. Friedrich reckte ſich. Lärm, Schritte, Tritte, Rufe, Waffenklirren, Laufen, Wirren, Ordnen, ein Kommando: „Rangiert euch! Angetreten!" Blaue Reihen erſchienen vorm Fenſter; ſie ſchwenkten, marſchierten ab, andere kamen. „Schreib' Er: Bis zum letzten Atemzuge galten meine Wünſche ... dem Glücke des Staates ... dem ich die Ehre hatte ... vorzuſtehen. Möge mein Land ... in deſſen Erde ich glücklich faulen werde, ſtets gerecht ... weiſe und ſtark

regiert werden, möge es das mächtigſte, reichſte und glücklichſte Land der Erde werden und blühend fortbeſtehen bis ans Ende aller Zeiten!“

Friedrich hatte die letzten Worte mit Leidenſchaft geſprochen, mit ſtolzer, zwingender Heftigkeit, ebenſo ſchnell war Dietzſchaus Feder galoppiert. Sie ſahen ſich an: Brüder auf gleicher, dunkler Straße. „Zu meinem Teſtamentsvollſtrecker ernenne ich . . . den Herzog von Braunſchweig, der mich niemals verriet.“ Friedrich ſtreckte die Hand nach der Feder; die Soldaten draußen lieſen ſoviel ſie konnten. Das Leibregiment, die Garde, trat an. Friedrich unterſchrieb und datierte. Er faltete, mit ſchneller Bewegung, das Blatt zuſammen; mit kurzem Fingerdruck und Fingerſtrich ſchuf er die Büge, Dietzſchau ſchoß vom Sitz empor. „Nun müſſen wir ſiegeln,“ ſagte Friedrich. Sie taten's; Friedrichs ſtöhnender Degenknopf diente als Petſchaft. Glocken läuteten.

„Ich danke Ihnen, Herr von Dietzſchau. Verzeihen Sie, wenn ich Sie per ‚Er‘ und ähnlich tituliert habe, vielleicht ſagt' ich auch einmal ‚du‘: ich tituliere immer falſch; Sie dürfen mir drum nicht böſe ſein! Sagen Sie mir jetzt, bitte, ſchnell Ihre letzten Wünſche!“ Beherrſchend war Friedrichs Blick in den ſchwarzen, glimmenden Augen des Verurteilten.

„Laſſen Sie mich jetzt ſterben!“ ſtieß Dietzſchau vor. „Sofort!! Jetzt hab' ich den Auftrieb; ich will meine Frau nicht mehr ſehen!“

„Ihr Wunſch, Herr von Dietzſchau, iſt Manneswunſch;

er iſt wert der Armee, die Sie deſertierten. — Gaudi!“ rief Friedrich über die Schulter. Volladjuſtiert ſtand der Adjutant, mit flackernden Augen, in der heftig aufgeriſſenen Türe. „Ein Halbpeloton vollzieht ſogleich den Urteilsſpruch an Herrn von Dietzſchau!“ Kein Zittern, kein Zagen durchrann Dietzſchaus gehobene Seele. „Gleich hier im Hofe, damit Frau von Dietzſchau nichts erfährt!“ Mit Anſtand grüßte Friedrich. „Ich werde Ihre Frau nicht vergeſſen! Guten Tag, Herr Leutnant von Dietzſchau.“ Der Offizier verneigte ſich; ſie traten ab. „Den Herrn Miniſter, Grafen von Finckenſtein!“ befahl Friedrich; mit einem gierigen Zug trank er den Tee; die Linke warf das Brot nach rückwärts, wo ſchon die Biche lüſtern ſtand. Kanonenräder dröhnten hinter galoppierenden Pferden vorbei. Matt trat Finckenſtein ein, Trompeten gellten; Friedrich ſtellte klirrend die Taſſe nieder.

„Lieber Freund, Sie ſind blaß? Verzeihen Sie die frühe Störung, doch das Stück fängt bald an!“

„Sie wagen die Schlacht? . . .“

„Der Ochſe ackert, der Soldat ficht, und ich, ich tanze Seil; hier iſt mein Teſtament.“ Friedrich drehte den Kopf. „Eichel!“ rief er; er ſprach zum beſtürzten Finckenſtein weiter, um nicht, bis Eichel kam, Zeit zu verlieren: „Nehmen Sie das Schriftſtück in gute Verwahrung! Es wird im Miniſterrat eröffnet, ſobald mein Tod feſtſteht.“ Finckenſteins Augen waren Entſetzen. „Gehaben Sie ſich doch nicht ſo, Herr Graf!“ ſprach Friedrich verweiſend. „Wer in die Schlacht

geht, muß ſich vorſehen.“ Starr, von fröſtelnder Pein geſchüttelt, ſah Finckenſtein zum Glas voll des Königs Blut. Friedrich zog Finckenſtein in die ſchützende Ecke der Ofenbank. „Ich habe Ihnen noch etwas zu ſagen . . .“ Er brach ab, Eichel trat weinend ein. „Siehſt du, Eichel,“ ſagte Friedrich ernſt, wie zu einem Kind. „Das hat Er jetzt von Seinem ewigen Horchen!“ Er zeigte: „Dort! Binde Er die erledigten Aktenſtücke zuſammen, draußen, und geb' Er ſie dem Herrn Miniſter in die Kutſche, die vorfahren ſoll. — Sie müſſen mir den Gefallen tun, Finckenſtein,“ ſagte Friedrich, „das Zeug mitzunehmen; die Sachen eilen. — Eichel! Der Fredersdorf ſoll den Herrn von Catt wecken.“ Tödlich erſchrocken riß es Eichel und Finckenſtein zuſammen: Eine Gewehrſalve krachte in allernächſter Nähe; dicht hinter ihnen, im Hof. „Geh' Er, Eichel!“ ſprach Friedrich; zu Finckenſtein: „Hören Sie!“ Friedrich nahm den zuckenden Miniſter, der ſich mit aller Kraft gerade noch aufrecht hielt, beim Rockknopf. „Meine kritiſche Lage zwingt mich,“ ſprach Friedrich, „allen Möglichkeiten ins Auge zu ſehen. Geht mir die Schlacht verloren, ſo finden die oberſten Gerichte, die Miniſter, der Staatsſchatz und das Generaldirektorium, eskortiert von allen Heimgarniſonen, Zuflucht in Braunſchweig. Wenn ich falle, wird die Armee ſofort für meinen Neffen . .“ Beſchwörend ſah Finckenſtein den König an. „Jawohl!“ ſprach Friedrich kurz, „für meinen Neffen in Eid genommen! Prinz Heinrich führt die Regentſchaft, bis Wilhelms Sohn groß-

jährig iſt; hoffentlich gerät er beſſer als ſein Vater: Setzen Sie ſich," riet Friedrich, „wenn Ihnen ſchwach iſt!" Dem Miniſter ſtand der kalte Schweiß auf der Stirn. „Die Reiſe von geſtern hat Sie ſcheinbar ſtark übermüdet?" Vorm Fenſter trugen vier Mann Dietzſchaus Leiche vorbei; den Arm aufrichtend um die Schulter des niedergeſunkenen Miniſters geſchlungen, deſſen Kopf, ins Nichts ſtarrend, vornüber hing, den ernſten Blick prüfend auf den draußen marſchierenden Soldatenreihen, ſprach Friedrich:

„In meiner Schreibtiſchlade zu Sansſouci finden Sie eine Schrift: meine ‚Gedanken über die Weltlage, über das heute und zukünftig Wichtige für Preußen'. Meine Nachfolger ſollen mich, mein Schickſal und die dadurch gehobenen Erfahrungen nie vergeſſen; doch ſie ſollen alles vergeſſen, was, mit dem Fortſchreiten der Zeit, von mir und meinem Werk nichtig wird." Biche ſpazierte zum Fenſter; ſie ſprang auf die Bank und hob, nachdem ſie die leere Teetaſſe ausgiebig beſchnüffelt hatte, zu bequemerem Ausblick, die Vorderbeine aufs Fenſterbrett: Vor dem Hauſe ritten Zietenſche Totenkopfhuſaren auf; Friedrichs Schlachtbedeckung. „Sollte ich lebend in Feindeshand fallen," ſagte Friedrich im Hintergrund der Stube gedämpft, „ſo verbiete ich: jede, auch die geringſte Rückſicht, auf meine Perſon zu nehmen! Dann kommandiert mein Bruder Heinrich; er verſteht etwas, wenn er will! Es darf kein Löſegeld, geſchweige Land, für mich geboten werden; der Krieg wird rückſichtslos, mit Beobachtung aller

dem Lande günſtigen Vorteile, fortgeſetzt, bis die andern um Frieden bitten!" Biche wedelte den Uniformierten vorm Fenſter zu. „Ihre Kutſche, Graf, fährt vor!" Friedrich griff in die Taſche. „Hier ſind noch zwei Brillantknöpfe," ſagte er, „die Sie auch zu Geld machen werden! Sollte der Staat bankerott werden, ſo ſind alle Ringe, Schmuck et cetera, alles Gold zu konfiszieren; der Staat iſt die Geſamtheit; die Geſamtheit muß für den Staat ſorgen, will ſie für ſich ſorgen! Nehmen Sie ſich, wenn ich es nicht mehr tun kann, der Kinder meiner toten Freunde Jordan und Keyſerlingk an, damit ſie ordentliche Menſchen werden! Und behalten Sie mich lieb! Das iſt alles! A Dieu!" Friedrich nickte verabſchiedend und ging zum Tiſch; er löſchte die Kerzen. Feierlich zerfloß der Rauch.

„Es geht das Gerücht, Majeſtät ... daß die Zarin? ..."

„Schwindel! Aber laſſen Sie die, die's glauben, dabei!" Friedrich ſuchte auf der Tiſchplatte herum. „Es war ein Scherz von mir."

Mit hängendem Kopf, keines Wortes mehr mächtig, tappte Finckenſtein zur Türe. „Graf Angſthuhn," rief Friedrich, den der mutloſe Entfernungsſchall ſeines Miniſters ärgerte, „das geht nicht! Da draußen guckt jetzt jedes Auge auf Sie! So dürfen Sie nicht von mir gehen! Hier!" Bei ſeitwärts gehobenen Armen machte Friedrich ein paar vorbildlich ſichere Schritte. „Leichtigkeit, Graf Finckenſtein!" befahl er, „Scharlatanerie! Frechheit in die Mundwinkel! Spott und Arroganz in die Augen! Alſo!!" Mit aller Kraft raffte ſich Fincken-

ſtein zuſammen. „Eingetreten, Herr von Catt! Wobersnow!“ flog aufreißend, kampffreudig Friedrichs Wort an ihm vorbei zum Adjutanten, der in der geöffneten Türe ſichtbar wurde: „Die Generale und Adjutanten ſollen ſich für mich parat halten!“ Mit eleganter, höflicher Wendung drehte ſich Friedrich dem verwirrt eintretenden Vorleſer zu:

„Herr von Catt,“ ſprach Friedrich, ſich die Hände reibend, „der Vorhang geht auf! Wenn der Kanonendonner ſich entfernt, iſt es ein gutes Zeichen, im anderen Falle ſehen Sie ſich die Sache klüger mit dem Pferdeſchwanz an! Es wird wüſt!“ Friedrich verneigte ſich. „Ich verabſchiede mich hiermit von Ihnen, ich habe Sie ſehr gern gehabt. Sie können über Ihre Zukunft beruhigt ſein.“ Friedrich ſah durchs Fenſter, vor dem Finckenſtein gebrochen in die Kutſche kroch. „Sollten Sie einmal durch Zufall ein Theater zu dirigieren haben, Herr von Catt,“ ſprach Friedrich, „ſo rate ich Ihnen, Graf Finckenſtein *nicht* als Akteur zu engagieren!“ Grüßend hob Friedrich dem bleichen Antlitz des Miniſters, das noch einen Augenblick im Kutſchenfenſter ſichtbar wurde, die Hand zu. Wild, mit wehendem Pelz, kam Zieten angaloppiert; er ſprang wie ein Jüngling durch die wirbelnden Schneeflocken aus dem Sattel. „Nehmen Sie ſich, lieber Herr von Catt,“ ſprach Friedrich, „als Souvenir an heute nacht, Voltaires Briefe!“ Ernſt ſah Friedrich den Vorleſer an. „Ich darf Sie wohl erſuchen, über dieſe Nacht, gegen jedermann, und *jederzeit*, tiefſtes Stillſchweigen zu

bewahren? Nicht wahr?" Catt verneigte ſich. „Denken Sie manchmal an mich!" Friedrich rief, zur Tür gewendet: „Fredersdorf! Eichel!" Offizier auf Offizier ſprengte draußen an; immer mächtiger ſcholl der Lärm der Armee in die Stube.

„Du nimmſt, Fredersdorf, die Biche mit dir und ſorgſt dafür, daß ſie ſtets ordentlich gefüttert wird; iſt ſie perdü, erhält ſie ihr Erbbegräbnis zu Sansſouci, wie ihre Vorgängerinnen; das gleiche gilt für meine Reitpferde!" Friedrich machte eine zeremonielle Verbeugung gegen den ſchweifwedelnden Hund, der ihn fragend anſah. „Meine Reverenz, Fräulein Biche!" Mit raſchem Griff reckte ſich Friedrich; er ſtülpte den Dreiſpitz aufs Haupt. Haſtig zog er, ruckweiſe, die Handſchuhe an und ſchob, mit ſcharfem Stich, den Degen ins Gehenk. „Du ſorgſt dafür, Eichel, daß meine übrigen Habſeligkeiten, die da herumliegen, noch geborgen werden!" Friedrich ſchloß mit ſchnellen Bewegungen die Silberknöpfe des Rockes bis oben; der Krückſtock hing ihm am Arm. „Die Doſe!" Fredersdorf lief um die Orden. „Die gib deinen Enkeln zum Spiel!" Friedrich warf den Kopf zurück: „Ich laſſe meine Generale und Adjutanten bitten!"

„Zu Befehl, Majeſtät."

Polternd trat Anhalt-Deſſau ein; Hüte abnehmend quolls hinter ihm: Weiß, Blau, Rot, Gold, die kleine Stube jäh überfüllend. Holzſchnittgeſichter. Stahlklirrend, lederkreiſchend, wortlos.

An der Tiſchecke ſtehend, die Arme über der Bruſt

verſchränkt, muſterte Friedrich die ſcheu zu ihm ſpähenden Geſichter, die ſich gruppierten: Ernſt, Zucht, Andacht, Mut, überall Vertrauen und Entſchloſſenheit . . „Wiſſen Sie ſchon," ſprach Anhalt-Deſſau in Friedrichs Betrachtung hinein, den Degen drohend gerafft, „daß Glatz fiel?"

„Was Sie nicht ſagen, Durchlaucht? Glatz?"

„Ein Offizier brachte vorhin die Hiobspoſt! Wo iſt denn der Kerl? . ." Suchend drehte ſich der drohende Rieſe im Kreis.

„Wir haben im Glatzer Offizier einen Kameraden mehr für die Bataille!" Stiernackig, widerwillig in die Reihen der andern gezwungen, glotzte Moritz den König an: „Iſt das wahr mit der Zarin, Majeſtät?" — „Wo iſt Hülſen?" Füßeſcharren, verlegener ängſtlicher Sporenklang, die harten Männerköpfe über dem buntſcheckigen Schweigen bewegten ſich ſcheu, fragend, einer zum andern. Von rückwärts kam Bewegung: Erhitzt trat General von Hülſen ein: „Ich bitte, in Zukunft pünktlich zu ſein!"

„Ich hatte noch Erſatz zu ſchaffen, Majeſtät, für einen erkrankten Herrn." Friedrich griff, die Meldung zur Kenntnis nehmend, an den Dreiſpitz.

Schweigen, Grabesſtille inmitten des Lärmens der ziehenden Armee.

„Meine Herren!" ſprach Friedrich langſam, jedes Wort mit Blut füllend, jäh die verſchränkten Arme von der Bruſt ſinken laſſend, herriſch; das raketenartig aufflammende Leuchten ſeiner großglänzenden Augen riß aller Blicke bis ins Letzte in ſein Antlitz. „Ich ſetzte

bisher unbegrenztes Vertrauen in Ihren Mut, in Ihre Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe! Laſſen Sie es mich heute einmal laut ausſprechen: Es gibt kein Korps auf Erden wie das Ihre!“ Verzaubert, durch das unerwartete, unfaßbare Bekenntnis Friedrichs erſchreckt, ſtand die Schar. „Mit innigſter Rührung erkenne ich,“ ſprach Friedrich, „Ihre dem Vaterland bisher geleiſteten Dienſte an. Ich weiß, daß Sie heute, da unſer ſchwerſter Gang zu gehen iſt, nichts an dem ermangeln laſſen werden, was ich für den Staat von Ihnen fordere und fordern muß!“ Mit eiſernen Klammern hielt Friedrichs Augenpaar Anhalt-Deſſau umfaßt: „Ich werde gegen alle Regeln der bisherigen Kriegskunſt angreifen! Ich muß dieſen Schritt wagen, oder es iſt alles verloren! Ich werde mit Räſon und Überlegung, doch unerſchütterlich, bis zum Sieg oder Tod, handeln. Entweder: wir ſchlagen den Feind oder: ſeine Batterien begraben mich. Machen Sie dieſen meinen Entſchluß allen Subalternes und Offizieren bekannt! Ich fordere unbedingten Gehorſam! Gehorſam, wie er noch nicht da war! Wer anders denkt, kann ſofort, ungekränkt, ſeinen Abſchied bekommen; ich brauche heute durchaus Helden! Fürchtet ſich einer, meine Herren: ich bitte inſtändig, daß jetzt jeder mit ſich und mir völlig aufrichtig iſt! Bis zum Letzten! Fürchtet ſich einer, meine Herren, alle Gefahren mit mir zu teilen, und ſie ſind unerhört, wie noch nie! ich mache ihm nicht den geringſten Vorwurf! Bedenken Sie, daß ſelbſt ein Sieg mir nur die Mög-

lichkeit gibt, den ruſſiſchen Horden, die unſere Heimat viehiſch verheeren, entgegenzutreten, mehr nicht! um dann, vielleicht, die Franzoſen wieder einmal zu ſchlagen!" Blitz und Geißelhieb: „Wer verläßt mich?"

„Hurra für Friedrich!" brüllte Moritz, heftig fuhr ſein hochgeriſſener Hut Seydlitz ins Geſicht. „Ein Hundsfott, wer unſeres Königs Größe verläßt! Hurra für Friedrich!" „Sieg oder Tod!" ſchrie die todgeweihte Schar; aller Augen zogen blank. „Sieg oder Tod für Friedrich!"

„Die Kavallerie," ſprach Friedrich, mit heller, federnd gehobener Stimme, „macht keine Gefangenen! Die Infantrie hält ihr Feuer bis auf hundertfünfzig Schritte feſt; ſieht ſie das Weiße in den Augen, dringt ſie mit dem Bajonett ein! Prägen Sie ſich jetzt jedes Wort ehern in die Seelen: Ich werde dem Feind meinen linken Flügel und das Zentrum verweigern; ich greife mit dem heimlich verſtärkten rechten Flügel den Ruinenberg an; meine Schlachtordnung iſt ſchief, um Kräfte zu ſparen, um meine Schwäche zu verdecken! Ich rolle den Feind auf, indem ich ſeinen linken Flügel in ſein Zentrum und auf ſeinen rechten Flügel ſchmeiße! Meine Linke, General Seydlitz, appüiert ſich an die Dubitzer Teiche und den Zopter Bruch! Zieten umgeht, in geſchützten Talſohlen, bei Wildſabel den Ruinenberg, um ihn, in der Flanke und von rückwärts, zu umklammern! Höre ich ſeine Kanonen, greife ich an. Die Generals von Seydlitz und von Lehmann halten ſich,

mit der Kavallerie und Infanterie, total passiv, bis ich Befehl sende, anzugreifen! Hülsen nimmt acht Bataillons ins Zentrum und greift, seine Passivität durch leere Tätigkeit maskierend, nicht an! Wohlgemerkt, Hülsen, Er greift mir nicht an! Treskow marschiert halbrechts, die andern, als erster Wartensleben, schließen gestaffelt an; Sie bleiben eng geschlossen, ohne jede Lücke! Niemand kehrt sich an das feindliche Schießen, bis mein Befehl kommt! Bloß General von Zieten greift sofort an! Haben mich die Herren verstanden? Ich will gerne noch einmal alles wiederholen! Es hängt heute alles von der minutiösesten Befolgung meiner Weisungen ab!" Schweigen. Schwörende Augen. Umkrampfte Säbelkörbe. „Ich fahre fort: General von Puttkamer kommandiert die rechte Flügelkavallerie! Prinz von Anhalt-Dessau und Prinz von Braunschweig bleiben bei mir." Brausend vor Stolz zog Moritz die Luft ein. Friedrich hob den Arm: „Leben Sie wohl," sprach er mit rauchendem Atem, unerschütterlich wie das Schicksal, „entweder wird der Feind heute vernichtend geschlagen oder: Sie sehen mich nicht mehr!" Schwörend standen die Herzen der Generale auf den narbichten Stirnen. „Zieten! Mach' Er seine Sache gut! Los!!"

Zietens Husarenhacken stampften auf, der Zierat seiner wilden Uniform klirrte: „Im Namen Gottes!" Zieten wandte sich, das gelbe Ordensband über Zietens Schulter verschwand. Alles drängte zur Türe. Lautlos, starrnackig, faustgeballt; Friedrich sah die entschlossenen Rücken Zieten sprang vor dem Fenster in den Sattel. Wilde

Zurufe erſchollen. Offiziere und Generale umarmten ſich abſchiednehmend. Zuruf der Truppen: „Sieg oder Tod!“

„Plotho, Pirch!“ Die blutjungen Pagen ſtanden ſtramm; Friedrichs Hand, der Krückſtock baumelte zornig und ſtreitgierig am Arm, befahl: „Du nimmſt den Condé am Zügel und ſiehſt zu, daß ein Kammerhuſar mit dem ‚Kaunitz‘ ſtets neben dir iſt! Plotho, du reiteſt mit ‚Cäſar‘ an der Hand! Ich reite zuvörderſt den ‚Daun‘; ‚Condé‘ kommt zuletzt!“ Die Knabengeſichter zuckten; ſie wußten, was das hieß. „Fällt einer, ſo übernimmt der andere deſſen Obliegenheit!“ Friedrich ging zur Türe. „Prittwitz,“ ſagte er zum Huſarenoffizier, der dort, reglos harrend, ſtand. „Er läßt mich nicht lebend in die Hände der Canaillen fallen! Er bedeckt, ſobald ich tot bin, meinen Körper mit ſeinem Mantel und ſchafft mich, ſchnell und unbemerkt, beiſeite; am beſten in einem Wagen! Niemand erfährt etwas davon! Der Braunſchweig kommandiert die Schlacht zu Ende, bis zum Sieg!“

„Zu Befehl, Majeſtät!“

Friedrich trat in den engen Gang. Sie ſtanden an die Mauer gepreßt: Eichel weinte, Fredersdorf ſchlug ein Kreuz und murmelte einen Schwertſegen. „Gott iſt mit Ihnen,“ ſprach Catt.

„Beten Sie für mich!“ Forſchend ſah Friedrich durch die dunkle Gangröhre, in der Dietzſchaus Blut am Boden fror, zur hellen Mündung: es ſchneite nicht mehr! Eichel küßte, tiefniedergeneigt, Friedrichs Rockſaum. Friedrichs Augen leuchteten. Aufgerichtet trat er ins Freie.

Gezogene Hüte, erhobene Schwerter.

Die helle Landſchaft marſchierte. Überall klang und hallte Waffentritt. Kein Fleck war leer. Rot war des grauen Himmels zerwühlter Rand. Wie Blut. Bewegungslos, in zwei Reihen, die Karabiner auf den Schenkeln, hielten Prittwitzens Huſaren. Ein Bauer, Fetzen an den Füßen, warf ſich vor den König: „Mein Hof iſt verbrannt, mein Vieh iſt hin . . .“ Sie zerrten ihn weg. Die märkiſche Infanterie ſang, hinter dem verdeckenden Reiterkreis vor des Königs Quartier, im dröhnenden, aufbegehrenden Gleichſchritt:

„König Friedrich, du mußt ſiegen,
Weil dein Gott ſtets mit dir iſt,
Wer ſollt' ſich vor dir nicht ſchmiegen,
Der du kämpfſt als Held und Chriſt? . . .“

Friedrichs Rechte prüfte „Dauns“ Sattelgurt. Catt ſah, daß Friedrichs Hand die Piſtolenhalfter viſitierte. Weich legte ſie Friedrichs Hand auf den Pferderücken; der Fuß ſtieg gelaſſen in den Bügel; ein Emporziehen: Friedrich erſchien allen ſichtbar im Sattel; ſtürmiſch erſcholl der anklammernde Aufſchrei der ziehenden Truppen: „Der König!“ Es brauſte jubelnd in die Weite: „Vivat, vivat der König!“

„Vivat Fridericus!“

„Unſer ſicherer Sieg!“

„. . . Du mußt ſiegen, du mußt ſiegen, der du kämpfſt als Held und Chriſt!“ Sie ſchwenkten jauchzend, nun fühlten ſie ſich ſicher, die Gewehre und Mützen; ſie jubelten: „Unſer ſicherer Sieg!“

Friedrichs Schenkel bewegten ſich: „Daun“ ſchritt nach rechts. Friedrichs ernſter, prüfender Blick grüßte die zuſammengewürfelten ziehenden Scharen. Sie jubelten wie toll; ſie waren zerfetzt; manchem ſah das nackte Knie aus der Montur; ſie waren aus aller Herren Länder gepreßt und gekauft; ſie hatten Tücher und blaue Bauernſtrümpfe umgebunden. Viele trugen Wunden. Doch die Augen lebten wie Stahl. Alte Männer, Buckelige, Jungen, der Schulbank, den Eltern entlaufen, Desperados, vom Hunger zernagt; trotzig, herumgeworfen zum Heldentum. Hier und da Überreſte der Preußiſchen Grundbataillone. Friedrich trabte. Beim Kirchhof überholte er ein Freibataillon; er trieb ſein Pferd nach links und neigte ſich im Sattel vor:

„Kinders, wir wollen heut' den kaiſerlichen Puder wieder mal feſte klopfen! Was?“

„Das wollen wir, votre Majesté!“

„Wollt ihr wieder bald grotte Bohnen, ſtatt der ſchmalen Küche eſſen? Was?“

„Heut abend, Fritze, wird uffjekocht!“ — „Biſt einjeladen!“

„Ja, Kinders, es ſind aber verflucht viele!? Wißt ihr, daß ich Angſt hab'?“

„Bange machen jilt nich!“ — „Oh, mein Fürſt!“

„Der ‚Daun‘ hat auch einen vom Papſt geweihten Degen gegen mich!“ Sie lachten:

„Potz Zieten; er hat keene Pommern!“ — „Und keine Heroen, Majeſté, das ſo aufblickt zu Ihnen wie wir!“

„Da habt ihr recht!“ Friedrich bog in die Straßenmitte zurück.

„Vivat! Vivat Fridericus!“

Soldaten ſchleppten die ſteife Leiche eines erfrorenen Wachtpoſtens vorbei. Wieder lenkte Friedrich zu den Truppen, die in gleicher Richtung zogen. „Na, mein Jungchen?“ ſagte er zu einem Welſchen, der verdüſtert im Schnee patſchte, „gelt, es iſt kalt? Wenn du jetzt eine Hure wäreſt, könnteſt du im Schlafrock hinterm warmen Ofen ſitzen!“ Lachen, Jauchzen: „Sei keen Schlotterbein, Zigeuner!“

„Ulk-Fritze, du biſt diebiſch!“

Bärbeißig taute ein Küraſſier über einem Feuer ſeine gefrorene Trompete auf; er probierte ſie: Drohend und gellend ſchrie das Blech zu den Kaiſerlichen hinüber. „Die Zelte abgebrochen!“ Sie hantierten wie Bienen: Keſſel, Ränzel und Torniſter flogen auf die Rücken. Den Truppen zuwinkend, auf hochgetürmtem Wagen kutſchierte die Marketenderin rückwärts. „Schnaps-Olle, reiſ' mit Jott!“ Vom bärtigen Mund eines Füſiliers flog die geleerte Feldflaſche, als letzter Gruß, dem Karren nach; ſie zerſplitterte am Querholz: „Tſchinn!“ „Kinder,“ hub ein „drüben“ deſertierter Feldwebel, in rheiniſcher Mundart, neben einem Knüppelzaun mit weißen Hauben zu ſprechen an. „Brüder und Kameraden!“ eng umſtand ihn der Soldatenkreis, „heute gilt's! Ihr kämpft für alles, was uns hoch und lieb iſt, für eure Frauen, Mütter, Schweſtern, Bräute und Kinder, fürs Vaterland! und für den Ruhm! Kotzmohren und Zieten, ſoll der

zugrunde gehen? Uns führt ein Held! Seid hart wie der Teufel! Es lebe der König! Durch!“ ſchrie er und ſtieß fanatiſch den Arm in die Luft. „Durch! Hoch Fridericus!“

Die Marſchierenden redeten: „Heute früh, als die Generals beim Fritz waren, iſt janz plötzlich die Kirchenjlocke abjeriſſen und durch den Turm jefallen.“ — „Det jibt zu denken!“ Friedrichs Krückſtock tippte dem Erſchreckenden auf den Rücken:

„Das bedeutet, mein Sohn, daß das Hohe: das iſt der Kaiſer, erniedrigt wird!“

„Vivat! Vivat Fridericus!“

„Verſtehſt du den Aufmarſch?“ fragte ein Offizier den andern.

„Nein!“

„Was will Er?“

„Ich weiß nicht! Die Zarin ſoll tot ſein! . .“

Truppen von Roßbach: Preußen und Spanier ſangen hell, wehmütig-ſpöttiſch, im Wirren des vorwärts drängenden Metalls, im Schieben von Menſch und Tier, im ſchallfangenden Schnee, zu den Seiten der Straße:

„Oh Frankreich, es kam dein Geſchick
Doch immer von Weibern noch her.
Die Jungfrau war ehmals dein Glück,
Eine Hure iſt jetzt dein Beſchwer.“

Mit Ketten an den Händen tauchte im Menſchenſtrom ein Mann auf: Ein Deſerteur. „Warum wollteſt du mich verlaſſen?“

„Wahrhaftig, es ſchteht allzu ibel um Eure Maſcheſtät!“

„Probier Er's noch einmal mit mir! Geht's heute ſchief, deſertier' ich mit Ihm! Die Ketten weg! Tret' Er hier ein! Hier! bei meines ſeligen Wedells braven Rekruten! Preußiſche Jungs, Ihr ſeid Helden!“ Salutierend ſtand Friedrichs Hut in der Luft. „Vivat! Vivat Fridericus!“ — „Meine Herren,“ ſagte Friedrich; er wandte ſich im Sattel zu Anhalt-Deſſau und dem Braunſchweig, „wir müſſen uns ſputen; ein Wintertag iſt nicht lang!“ In ſchaukelnden Galopp fielen die Pferde; der Wind brauſte. Dicht angeſchloſſen klapperte, raſſelte und klirrte das Gefolge hinterdrein. Erregt baumelte ein Gehängter im Wind.

Die Welt riß um die Waldecke auf:

Frei, tief und weit lag das Feld, das im Ruinenberg endete. Weiß. Das Leichentuch der Natur war bereitet. Ein gehetztes Reh brach über die kurvende Straße. Der Hang rechts hinan wimmelte von Kolonnen und blauen Menſchenzügen, die kurzweg über die Kuppe talwärts ſtrebten: „Hüh und hott!“ Hinter bremſenden Pferdebeinen, im pulverigen Schnee Artillerieparks, Bagage-Munitionskarren, zappelndes Farbenmiſchmaſch. Anhalt-Deſſau griff nach dem königlichen Arm; ſein drohendes Geſicht wies finſter und vielſagend über den ergebenen, abſtürzenden Holzſchlag links der Straße: Von der öſterreichiſchen Höhenſtellung, die hart und klar, in vielen Etagen, braun und ſchwarz in den Schnee einriß, bewegten ſich, wie

kribbelnde Ameisen, Kavalleriemassen; sie wiesen in der Ferne, im Weiß ihrer Röcke, nur die Pferdekörper; sie wimmelten hangab, Friedrichs Zentrum zu; bunte Fetzchen flatterten drüber; Fähnchen, die kaiserlichen Standarten. „Hülsen bekommt bald zu schaffen, Majestät!“ Friedrich zügelte; er sah aufmerksam zur zitternden Nadel des Kompasses in seiner Hand. „Gaudi!“

„Befehl?“

„Nach Leichnahm! Schärf' Er Hülsen inständigst noch einmal ein: Er darf auf keinen Fall einen Kampf annehmen!“

Gaudi riß sein Pferd herum:

„Raum für des Königs Adjutant!“ schrie er und schoß in die marschierenden Wogen, durch, er verschwand. Ein Bataillon schwenkte links talab; die letzte Staffel des Angriffs. An der Seite ihres Gatten zog, als Kornett, die Majorin von Seiden, den Degen bloß; die Adjutanten grüßten. Friedrich sah auf den Sattelknauf. Wie ein Schlag gings durch alle und riß sie empor:

Lärmend und mächtig, die Nerven zerhämmernd stieg drüben die kaiserliche Feldmusik himmelan. Der aufpeitschende, trotzig-jubelnde Ton schwang sich brausend die ganze lange Stellung entlang: eine Symphonie der Überlegenheit. Brüsk hielt Friedrich sein Pferd an; er sprang aus dem Sattel. „Plotho, das Fernrohr! — Oberst von Hacke! Keinen Schuß getan, ehe Ihr nicht in Stellung seid! Zu Eurem Regiment!“ Zum Gefolge: „Krusemarck, mit mir!“ Das

lange Fernrohr unterm Arm, haſtig, faſt laufend, trat Friedrich ins hochgelegene, verlaſſene Bauernhaus.

Ein Blick der Orientierung: Er klomm die knarrende Bodentreppe hinan. Oben angekommen ſprang Kruſemarck vor: Er ſchlug das beſchneite Scheibchen der Bodenluke ein, Schnee rieſelte; das Fernrohr lag vor Friedrichs Augen. Von der Straße klangen der Suite Reden, und Marſchieren herauf. Todſtill war's im Bodenraum: In dreifacher, verhaugeſchützter Reihe zog ſich die kaiſerliche Ruinenſchanze; Gräben, Mauern, Paliſſaden, Trancheen, Galerien, beſpickt mit breitmaulig gähnenden Kanonen. Am Ende des Waldes, auf Friedrichs Seite, hielten auf dem Weiß des Sterbelinnens regloſe blaue Flecke in Gruppen: Friedrichs Sturmkolonnen. Das Fernrohr ſank. Friedrich ſtieg die ſtöhnenden Holzſtufen nieder. Ein geiſtliches, ſtreitbares Lied drang ins leere Haus: vertrauend, ernſt, wuchtig:

„Gib, daß ich tu mit Fleiß,
Was mir zu tun gebühret,
Wozu mich dein Befehl
In meinem Stande führet.
Gib, daß ich's tue gleich,
In der Zeit, da ich's ſoll.
Und wenn ich's tu, ſo gib,
Daß es gerate woll."

Heftig klang der feſte, eiſerne eilige Marſchtritt der entſchloſſenen Scharen; Friedrichs Wangen röteten ſich; mit einem langen Blick ſah er in Kruſemarcks ge-

rührtes Geſicht: „Muß ich nicht mit ſolchen Leuten ſiegen?“ Leiſe nickend, als ſchlüge ſeine Seele den Takt zum Sang, trat Friedrich ins Freie:

„Varenne!“ ſprach er, „Er hat Vollblut, galoppier' Er mir verdeckt, ventre à terre, zu Zieten; ſag' Er ihm nochmals, er müßte *füriös*, wie der Teufel, den Steinhaufen angehn, platterdings *füriös*!“ Friedrichs Augen mahnten nachdrücklich: „*Platterdings füriös*, hab' ich geſagt!“ Einen Huſaren umſchmeißend, ſchoß Varenne quer über die Straße, zu Tal Der Schnee flog um ihn, die gefrorenen Gerten der Sträuche klirrten, bis zu den Knieen brach der hochbeinige Engländer, den Varenne ritt, in die Wächten. Varenne ritt, den kürzeſten Weg nehmend, dem Feinde voll in die Schußlinie. Er ſcheuchte Scharen von Raben und Krähen aus den dürren beſchneiten Stämmen des Baumſchlages hoch, ſchwer flatternd, im gierigen Erharren der Schlachternte, knarrend, krächzend. Schon war Varenne tief drunten, ein rennendes, wegfreſſendes Pünktchen im Weiß, verſchwand er plötzlich nach links im Tal, in irreführender Richtung für vis-à-vis. Krächzend, faul fielen die Totenvögel, mit klatſchenden, ſchweren Schwingen, neuerlich in die Schonung. Huil! Ein Offizier verlor im jagenden Ritt, den nun Friedrich die Straße hinab kommandierte, den Hut. Hocharmig in die Luft ſchnellend, fing ihn ein Huſar; von Hand zu Hand warf ſich der Hut durch die Kavalkade vor, ſeinem Beſitzer zu; Preußen ließ ſich kein Stückchen ſeines Beſitzes rauben! Noch immer ſetzte

Friedrichs Pferd frischen Dampf auf; unbarmherzig schlug Friedrichs Krückstock zwischen des aufgeregt galoppierenden „Dauns" Ohren.

Schneller liefen die versprengten, obdachlosen Bauern dem Waldschutz zu. Hügelab, hügelauf, von rechts und von links lärmten die Laufschreie der aufgerührten Feldwachen. Durchs letzte Gehölz galoppierten rote Husaren. Keuchend zerrte ein altes Weib über ein Massengrab mit schiefem Holzkreuz stolpernd am Strick eine bangbrüllende Kuh, mit langkralligen Stallhufen wankend, mit übervoll strotzendem Euter. Ein Husar setzte drüber, die Alte fiel in den Schnee. Weggeworfene Spielkarten lagen überall auf der Straße: kein Soldat wollte mit ihnen das „letzte" Spiel getan haben! Die Ebene nahm die Reiter auf; die Straße wurde leer, die Stellungen waren bezogen. Vergeblich, in ängstlicher Abwehr, rauschten die dürren, vereisten Obstbäumchen der Chaussee. Friedrich lenkte jäh links ab:

Schnurgerade ausgerichtet, durch die Talebene vom Feinde getrennt, überdröhnt von der herausfordernden kaiserlichen Schlachtmusik, stand Regiment an Regiment. Drei Streifen: weiß, blau-rot, gelb; Gamaschen, Röcke, Blechmützen; Schraffen über den Köpfen: die Bajonette. In gleichen Intervallen ragten die Spontons der Unteroffiziere.

Der Ruinenberg schielte.

„Präsentiert das Gewehr!"

„Moritz," sagte Friedrich, über die gefrorenen Acker-

ſchollen trabend, „welches Regiment empfiehlt Er mir zum erſten Angriff?“

„Ich hab' meine deſperaten Kerls von Bernburg dafür placiert!“

„Will Er das auf ſeine Kappe nehmen?“

„Ja!“ Friedrich wandte ſich im Sattel:

„Braunſchweig! Ihr kommandiert den Angriff!“

„Zu Befehl, Majeſtät!“ Wütend kniff Anhalt-Deſſau die Lippen ein: „Und ich? . . .“ Friedrich ritt durch die Lücke im Blau.

Tiefe, unheilverkündende, bange Stille hing in der kalten Luft, über den regloſen Menſchen des unglücklichen Regiments, deren Atem, ſtoßweiſe geraucht, allein lebte.

Friedrich ritt die Front ab. Sein Blick brannte. Der alte Oberſt erſtattete die Meldung. „Schließ' Er ſich an!“ ſagte Friedrich.

Es drehte allen die Hälſe:

Friedrich, am linken Flügel angekommen, wendete. Im Schritt, jeden ſtreng und durchdringend muſternd, ritt Friedrich zurück. „Dauns“ Schwanz ſtrich, aufgeregt hin und her gepeitſcht, den Soldaten ins bleiche Antlitz. Jeden durchdrang Friedrichs harter Blick. Ernſt grüßte Friedrich die Fahne, die Reihen zuckten auf: Friedrich hielt; langſam griff er nach einer der präſentierenden Flinten:

„Er hat Roſt auf dem Lauf!?“

Wortlos ſtand der Mann.

Friedrich ſagte: „Der Roſt iſt ſchwerer zu tilgen

auf dem Flintenlauf als auf dem Ehrenſchild; es gehören bloß Mut und Pflichterfüllung dazu! Nicht wahr?"

Der Mann ſtammelte: „Zu Befehl, Majeſtät!" Die Rechte Friedrichs bewegte den Zügel, der Abſatz gab dem Pferd Befehl, fortzumachen. Der König ritt weiter.

Er hielt neuerlich: „Droſte, wo iſt Sein Sohn?"

„Der erſte rechts im zweiten Glied, Majeſtät!"

„Er hat ſchon zwei Söhne verloren, Droſte! Will Er den dritten nicht bei der Reſerve wiſſen?"

„Mein Sohn tät's nicht, Majeſtät!"

Friedrich zwang ſein Pferd ſenkrecht zur Front; er rief:

„Jetzt glaube ich wieder an euch, Bernburger!" Glücklich klirrten die Bajonette; einer ſchluchzte auf.

„Alſo?! . . ." grollte Anhalt-Deſſau.

„Ich will euch zum Sturm vertrauen! Tue ich recht, Herr Oberſt von Schlieben?" Der Greis, ohne Schärpe und Treſſen, entblößte ehrerbietig den kahlen Schädel:

„Wir ſchwören Majeſtät, unſere Pflicht zu tun."

„Was gibt's?"

„General von Puttkamer," meldete Oppen, das dampfende Pferd zügelnd, „iſt mit der Kavallerie in Stellung!" Friedrich blickte zum Weiß des Wäldchens, das ſeine ſchwache Flügelkavallerie klug verdeckte. „Es iſt noch viel Zeit."

Friedrich zog die Doſe; er ſchnupfte.

Die kaiſerlichen Muſiken lärmten wie Hohn und Spott.

Anhalt-Deſſau riß die Augen auf, alles ſtarrte den König an: Hinter dem kaiſerlichen Bollwerk, wo Zieten war, erſchollen Kanonendonner und Kleingewehr!

„Das kann doch nicht ſchon Zieten ſein?!“ — „Es iſt weit hinterm Berg!“

„Zieten iſt überfallen worden! Wir . . .“

„Formier' Er die Staffeln, Oberſt Schlieben!“ ſprach Friedrich gleichmütig, „wie Seine Weiſung iſt.“

„Habt Achtung! Mit Diviſions aufmarſchiert!“ Tritte, Sprünge. „Mit Bataillons aufmarſchiert!“

Friedrichs verſchloſſener Blick fand; er trieb ſein Pferd einem ſchönen, ſehnigen Junker, mit kühnem, braunem Antlitz, zu, mit gerader Naſe und blitzenden Augen; peinlichſt adrett in der Adjuſtierung, ein franzöſiſches Einglas vors Auge gepreßt: „Standartenjunker von Tſchirſchki,“ ſagte Friedrich, den Rücken krumm, der Krückſtock zeigte dem lauernden Tode zu, der ferne Gefechtslärm ſchwoll an. „Sieht Er dort mit ſeiner blinden Scherbe die Weißröcke im Verhack?“

„Jawohl, Majeſtät!“

„Er marſchiert voran und ſpringt mir als Erſter in die feindliche Sappe! Er marſchiert nicht zu langſam, nicht zu raſch, damit mir alles ſchön in der Ordnung bleibt! Die Fahne hält Er mir, ſie bleibt eingerollt, ſtets hoch! Sieht Er dort den Wacholderſtrauch? Das iſt Sein Richtpunkt! Wenn Er den Berg erobert hat, darf er die Fahne entfalten. Nimm Er Seinen Platz ein!“ Tſchirſchki ſprang drei Schritte vor

das erſte Bataillon; hinter dem kaiſerlichen Bollwerk wurde es immer lauter.

„Majeſtät!! Zieten wird — angegriffen!“

Nachdenklich, als hörte Friedrich nichts, ging ſein Blick links, dorthin, wo, vom Winternebel verdeckt, Hülſen und Seydlitz ſtanden.

„Das kann doch nicht Zietens Wille ſein, Majeſtät!? Es iſt ja in der Ebene draußen! . .“

„Die Ruſſen? . .“ ſagte Anhalt-Deſſau.

„Majeſtät,“ bat Oppen, „Herr General von Zieten ſcheint unterwegs auf feindliche Truppen geſtoßen zu ſein! . .“

„Vielleicht ſind's ſchon die Franzoſen!? . . .“ ſagte Moritz.

„Majeſtät, ziehen wir ab, ehe es zu ſpät wird!“

„Braunſchweig!“ rief Friedrich. „Ihr habt das Wort!“

„Gebt Achtung!“

Rummplummplummplummplummplummplummpum pumperten die ſchlagenden Trommeln den Angriffswirbel. Tüttlüttüttlüttütt ſagten ſtreitfertig die Pfeifen.

„Marſchieret an!“

„Majeſtät!“ ſchrie Moritz, „ich beſchwöre Sie!“ . .

Schrill, ſüß wie Leichengeruch ſcholl der Pfeifen Geſang. Ein Schritt und Tritt; Friedrichs Uhrwerk, Preußens Rhythmus hob an; Tſchirſchkis gerollte Fahne ſtach in die Luft; drei Schritte vor der ſchnurgeraden Front, gab der Standartenjunker von Tſchirſchki das gelaſſen-eilige Gleichmaß an. Dumpf dröhnend, takt-

feſt folgten die Schachbrettſtaffeln von links. „Er greift wie Alexander der Große an!“ ſchrie ein junger Offizier. „Er iſt die Verwegenheit ſelbſt! Vivat Fridericus!“

„Behalt' Er lieber Seinen Platz!“ verwies Friedrich mißmutig und zeigte: „Er iſt aus dem Tritt gekommen!“

Von links knatterten freie Fahnen über der Pflaſterung der vorrückenden Blechmützen. „Mit ganzen Kolonnen voraus!“ Die Bataillonsgeſchütze rollten; hinterdrein die Patronenwagen. Heftig ſtieß ſich die Keilſpitze des Angriffs durch die Weiße wider den Feind. Unnatürlich klein, in den Schnee einſinkend, hielt Tſchirſchki die Spitze, dem Wacholderſtrauch zu. Mit wippenden Schwänzen, im Paradeſchritt, peinlich, wie mit dem Lineal ausgerichtet, zogen die Hauptleute ihren Rotten voran. Zauberhaft ſchnell wuchs die Front, wunderſam entwirrte ſie ſich von links nach rechts. Aufgeregte Schreie erklangen in der Ferne auf dem Ruinenberg. Braune Punkte ſchoſſen vor der mächtig und zornig aufſteigenden blauen Staffelmauer der Preußen im Schnee empor; ſie raſten zickzack: Haſen.

Friedrich ritt im Schritt hinter der ſchiefen Linie der Vorrückenden quer durch das Feld; ſein Stock zeigte: „Die Bataillons von Forçade jetzt: Halb rechts!“ Rummplummplummplummplummplumm polterten die Trommeln. Tüttlüttütt ſchrillten die Pfeifen. Friedrichs Pferd wandte ſich auf der Bodenwelle: Mächtig durchſchnitt der ſchiefe, blaue Stoßarm das weiße Tal. Er drang im Maſſentritt rechts an, unaufhaltſam, ruckweiſe, im Trommeltakt. Der Lärm auf dem Ruinenberg war verſtummt.

Das Grollen, wo Zieten im Gefecht ſtand, wurde ſtärker und ſtärker.

Tſchirſchkis lahme Fahne war dicht vor den Schanzen. Friedrich hob ſich im Sattel:

Es blitzte, Feuer ſchnellte zornig aus den Schanzkörben der oberſten Etage des Ruinenbergs: Lärmend trat die kaiſerliche Artillerie in Aktion. Die Luft ſtieß und wehte. Blauſchwarz quoll Rauch aus den Verſchanzungen. Schwer, dick, ſich niederwälzend. Brauſend, ſauſend heulte es über die Köpfe der Suite hinweg. „Zu hoch!“ ſprach Friedrich, „ſie ſind noch nicht eingeſchoſſen.“ Preußiſches Geſchütz überſchoß die Stürmenden. Paſſend, den Feuerblitz des Zündlochs in ſtrenger Ordnung haltend, entlud ſich, dampfend und knatternd, das vorderſte preußiſche Peloton; das Feuer rollte den Keil entlang; die zweite Etage des Ruinenberges blitzte. Sie ſchlug lärmend und wütend ſchwarze Wolken in den hellen Dampf des Kleingewehrfeuers; Angriffsſchrei ſcholl. „Kartätſchen!“ Sie trafen, Arme warfen ſich hoch, Körper, blaue Flecke fielen und lagen im Weiß; wälzend, reglos. „Eingerückt! Eingerückt!“ Erſatz ſprang vor: In Griff und Tritt formierte ſich neu die Angriffsmauer.

Das Preußenfeuer ging in ſtrengen Pelotonintervallen.

Die erſte Etage brüllte wieder zornig auf die anſtürmenden Infanteriebatterien nieder; Geſchoßeinſchlag zerriß Schnee und Menſchen; Bomben, Kettenkugeln, Kartätſchen warfen fahles Grün und Erde ans Licht. Immer *mehr* blaue Flecke ſanken. „Zieten *wirkt* nicht!“

„Ja, der alte Herr wird langſam!“ ſagte Moritz bösartig, er zuckte zuſammen, zerfetzend praſſelte es ins dürre Buſchwerk hinter den Generälen, die oberſte Etage ſprach wieder ins Brodeln der Schlacht; mit gebreiteten Armen, wie ein Sack, fiel, drei Schritte vom König, ein Huſar in den Schnee. „Daun“ ſchnaubte. „Es wird Zeit, Majeſtät!“ ſagte Anhalt-Deſſau bei phosphoreſzierenden Augen, „daß Sie ſich ſalvieren!“

„Kontenance, Prinz Moritz!“ Friedrich bot dem erbleichenden Oppen die Doſe: „Kontenance, nimm Er eine Priſe!“ Granaten krepierten dicht auf, Sprengſtücke flogen: Ziſchend ſchlug die Angriffswelle am Ruinenberg hoch. Sie ſchlug an und . . ſank zurück. Vom Herzſchlag getroffen fiel ein Mann aus dem vorübereilenden Reſervezug: „Angeſchloſſen, angeſchloſſen! Marſchieret mit aller Kraft!“ Die Eiſenſaat pfiff. Steigend machte Friedrichs Pferd eine Verbeugung; ſchweißbedeckt, auf ſchlagenden Flanken, galoppierte Varenne heran, in höchſter Beſtürzung: „Zieten,“ ſchrie er, den Hut abreißend, „meldet Majeſtät . . .“ Hirn und Blut ſpritzten auf den König, ohne Kopf ſank der Adjutant, ſchſchſch vergurgelten Blut, Leben und Meldung. Friedrichs Geſicht blieb ſtarr; er ſcheuerte die Hand am zitternden Pferdehals rein: Ein Page warf ſeinen Mantel über Varennes Leiche; ein Huſar fing das ledige Pferd.

„Majeſtät,“ ſchrie Anhalt-Deſſau, „zurück!“

„Marſch, marſch, meine Burſche!“ rief Friedrich anfeuernd den vorübereilenden Bataillonen zu, ſeine

Hand zeigte: „Die vorne leiden! Hurtig, hurtig! Es wird ſo ſtark marſchiert als möglich!“ Sie liefen.

Eine Granate fiel zwiſchen Friedrich und Moritz, Moritz wollte ſein Pferd zurückreißen, Friedrich blickte ihn an, er hielt. Die Granate drehte ſich wie ein Kreiſel im Schnee. Mit großem Intereſſe ſah Friedrich zu, ſie explodierte, nach allen Seiten flogen die Splitter.

„Hübſch!“ ſagte Friedrich, feſt ſah er den todbleichen Moritz an. „Majeſtät,“ ſchrie Moritz, verzweifelt griff er dem „Daun“ in den Zügel, „Ihr Pferd blutet! Es blutet!“ Ärgerlich ſah Friedrich den Aufgeregten an:

„Wer blutet?“

„Ihr Pferd iſt verwundet!“

„Oppen! Die Artillerie ſoll jetzt mit Sechspfündern feuern!“

„Ihr Pferd hat einen Halsſchuß!“ brüllte Anhalt-Deſſau, „es verblutet ſich, es wird gleich fallen!“

Friedrich ſtieg, den ordnenden Blick unentwegt im grau-ſchwarz-weiß qualmenden Dunkel des lärmenden Grauſens, das das Tal füllte, ab. „Daun“ brach in die Kniee. „Wir flehen Eure Majeſtät an, ſich nicht ſo auszuſetzen!“ Ein Kammerhuſar hielt „Kaunitzens“ Bügel; Friedrich ſaß auf. „Kavallerie, Kavallerie!“ gellte von rechts ein Schrei: In die Flanke der Stürmenden brach aus dem Hinterhalt, hinter dem Ruinenberg vorkreiſend, mit ſchmetternden Fanfaren, mit verhängten Zügeln, in hölliſcher Karriere, ungariſches Huſaren- und Dragonervolk: Braun, rot, blau, weiß. Silbern blitzten drüber die tödlichen Klingen. „Kavallerie! Kavallerie!“

„Gott und Maria Theres!“

Wobersnow ſchoß vor den König; der Kopf ſeines Pferdes ſtand rechts gewandt, zum Wald, wo Pulverrauch ſchleppte, wo Puttkamer lauerte. „Es iſt nicht nötig,“ ſprach Friedrich, ſorgſam die Piſtolen, die ihm Pirch reichte, in die Sattelhalfter des neuen Pferdes einſteckend: „Puttkamer iſt ſchon da.“

Friedrichs Dragoner, Puttkamer voran, ſtürmten aus dem Wald. Der Zuſammenſtoß überlärmte, für einen Augenblick, das Donnern der Geſchütze, das Knallen der Gewehre. Reiterloſe Pferde galoppierten am Rande der Schlacht, mit heraushängenden Därmen, mit geſchleiften Reitern; mildtätig quoll Rauch vor. „Geworfen!“ Furchtbar klang in die ſpärlichen Lücken des Gewehrkrachs das Eiſengeräuſch der Ladeſtöcke, die raſtlos, im rhythmiſchen Schwung der Pelotonkommandos, in den heißen Läufen hantierten. „Kavallerie, Kavallerie!“ Wobersnow verſchwand: Öſterreichiſche Küraſſiere, Reſervedragoner und Huſaren, übermächtig geballt, warfen heftig zertrümmernd die dünnen Züge der zu hitzig verfolgenden Preußen. Der Feuerblitz der preußiſchen Pelotons kräuſelte einwärts, die erſten Reihen ſchmiſſen ſich trotzig auf die Kniee, mit den Bajonetten zu widerſtehen. Schnellfeuer heulte. „Gaudi, meiner Schweſter Dragoner, die Bayreuthdragoner vor!“ Friedrich blickte zur Leiche Varennes nieder; mit großem Fleck ſtand Varennes Blut im Schnee. „Herr Zieten ſchläft!“ zürnte Moritz; er umklammerte krampfhaft die Zügel, um ſich

davor zu bewahren, auf eigene Faust in den Feind zu fahren; das preußische Infanteriefeuer wandte sich, notbedrängt, immer mehr und mehr gegen die eindringende Kavallerie. Es kräuselte bedrohlich; der Angriff stockte Die Kaiserlichen drangen aus den Schanzen. „General Puttkamer *fiel*!" schrie Gaudi.

„Vertreten *Sie* ihn! Zedlitz zu mir!" Friedrichs Augen leuchteten: er zog den Degen. „Die Bataillons von Meyrink, Schwerin zu Fuß, unter *meinen* Befehl!" Trommelgeraſſel: „Haltet aus; wir kommen!" Des Deſſauers Schlachtlied erklang: „So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage! . . ."

„*Marſchiert*!" Den Degen geſenkt, im Schritt, Prittwitz wie angebunden neben ſich, ritt Friedrich vor.

„Schonen Sie ſich doch, Majeſtät!"

Kugelpfeifen, Blutgeruch wie Metall. Rauch. Ein Arm, eine gekrallte Hand; Stücke eines blutigen Kamiſols, Gewehrdeckel. Leichen und Leichen! Schon wieder! Sie mehrten ſich entſetzlich! Sorgfältig ſtieg im ſchleppenden Rauch Friedrichs Pferd über das edle Fallobſt. Fliehende?! . . . Sie ſetzten ohne Gewehre, in hohen, gehetzten Sprüngen vorbei! „Arretiert!" Die Bajonettphalanx hinter dem König trieb ſie zurück; verzweifelt, pulvergeſchwärzt, bei ſtieren Augen, die abgebiſſene Patrone, wie er floh, noch im Mund. ſchrie einer: „Es *geht* nicht, Majeſtät, wir gehen alle zugrund!" — „Willſt du denn ewig leben? Nimm das Gewehr! Da! Geh' mit!" Ein Schwerbleſſierter ſtammelte, im Schnee hockend, vor ſich hin: „Was

wird die Mutter vom Bartel ſagen? Was wird die Mutter vom Bartel ſagen?“ Der Bartel lag in Fetzen neben ihm. „Was wird die Mutter vom Bartel ſagen?“ Die Gewehre als Krücken brauchend, humpelten Verwundete vorbei.

Friedrich ritt ins Vollfeuer der kaiſerlichen Batterien ein. Beine flogen. Arme. Fleiſch. Feldzeichen; dicht vor Friedrich quoll die feindliche Kavallerie. Der geworfene Dragonerreſt des geſtauten Angriffsflügels und die Bayreuther ſchoben ſich, zu allem entſchloſſen, durch die Lücken vor. „Schnellfeuer!“ Wie Fiedelbögen krümmten ſich die Ladeſtöcke; trotzig, blutbedeckt, zäh ſtand die preußiſche Mauer. „Feuer! Feuer!“ Der Anprall der Reitermaſſen wogte zurück. Unentwegt, hinter der dünnen Linie der heldenhaften Verteidigung, die Truppen nach vorn zerrend, ritt Friedrich.

Triumphgeſchrei:

„Sie reiſen!“

Hunderte warfen ſich verzweifelt hoch, es ſchlug ein Kartätſchenlagen hinter Kartätſchenlagen; Gewehre und Bajonette ſplitterten. „Rücket vor!“ befahl Friedrich. „Rücket vor!“

„Ihr habt genug Ehre,“ ſchrie der Sukkurs, „laſſet uns ran!“ — „Nein,“ brüllten die bernburger Musketiere. „Wir ſchaffen's!“ Die preußiſche Artillerie, allzu ſchwach, ſchoß, daß die Rohre ſprangen; ſie unterlag im Artillerieduell; die Kaiſerlichen ſammelten ſich zu neuem Stoß. „Kruſemarck! Alle Regimenter hierher ins Feuer! Kinder, Kinder, laßt mich durch!“ ſchrie Friedrich jäh.

Schon brauſte die Mauer der kaiſerlichen Kavallerie wieder an. „Laßt mich durch!“ — „Erſt wenn wir alle jemacht haben, Fritze!“ Vergeblich ſuchte Friedrich durch die ſperrenden, feuernden Rotten der Seinen zu dringen. „Det jibt's nich! Daß de uns bleſſiert wirſt! Bleib hinten!“ — „Laßt mich durch!“ — „Daß de perdü wirſt!“ — „Laßt die Reſerven vor!“ — „Nee! Wir ſchaffen's alleene!“ Sie rauften ſich um den Tod. Keſſelpauken, Säbel; rot, ſchwarz-gelb; gold-blau. Madonnen auf Weiß. „Pelotons! Feuer!“ Wieder biſſen ſie ineinander: in wilder Bewegung ragten Mützen, Köpfe, geſchwungene Säbel und Gewehre aus dem Rauch. Friedrichs Pferd bäumte ſich; es ſtürzte. „Ich brauch' ein Pferd.“ Sie riſſen ihn aus den Bügeln, ſie ſtemmten den toten „Kaunitz“ hoch. Mit flacher Klinge jagte Prittwitz ſeine Huſaren zurück, die in den Feind hauen wollten: „Was habt ihr Zieten geſchworen?!“ Friedrich, noch halb am Boden, ſah, daß die feindliche Reiterei mörderiſch an ſeinem erſten Glied würgte; mit einem Ruck ſaß er auf. Ein Prall, deſſen Wirkung bis zu ihm drang, ein Gegenſtoß, daß ſich die bäumenden, ſtürzenden Haufen wölbten; die kaiſerliche Reiterei floh, wild verfolgt von Friedrichs wütenden Bajonettrotten. „Reſerven heran!“ Offiziere ſprangen mit langen Sätzen vor, beide Arme erhoben: „Nach!“ Klaffend ſaß dem einen ein Hieb quer über dem ſieggläzenden Antlitz. Das zweite Glied folgte. Dem dritten ſperrte der König, ſein tanzendes Pferd quer zügelnd, den Weg:

„Schwenkt links! Geht jetzt wieder die Verſchanzungen an! Es wird dem Braunſchweig geholfen!“ Trommelgepolter; die Reſerven wandten ſich gegen den Berg. „Oppen! Hol' Er mir eiligſt friſche Truppen!“

„Majeſtät,“ ſchrie Anhalt-Deſſau, „krieg' ich denn gar nichts zu tun? Bin ich ein Hochzeiter!? . .“

„Da!“ Friedrich warf einem trotzigen Grenadier, dem der rechte Arm zerſchmettert hing, das Taſchentuch zu, „verbind' Er ſich!“ Der Grenadier riß mit der Linken ein Gewehr an ſich und lief neu in den Feind; er fiel. Sie drangen, den König im erſten Glied, den Ruinenberg an. Es ging zäh. „Kinder, Kinder, haltet aus!“ rief Friedrich den Scharen zu, die furchtbar im Kugelhagel litten, „wir müſſen die Schanze nehmen, oder alles iſt verloren! Vorwärts! Gebt mir die Fahne von Bernburg!“ Wildauf flatterte der entrollte Brandenburger Aar der entehrten Fahne. In die weiße Seide gebannt, in Friedrichs Hand; ſie ſchrien auf, der Brandenburger Aar hackte zu, die aufſteigenden Seelen der unter ihm Gefallenen wehten das Fahnentuch jauchzend hin und her. Wieder brandeten Zurückgeworfene an; das Bollwerk zerſtieß jeden Angriff; die Bernburger rangen wie Verzweifelte. „Der Berg iſt uneinnehmbar!“ zeterte es; ein ſchwerverwundeter Offizier ritt zurück, hinter ihm im Sattel, ihn aufrecht haltend, ſein Burſch:

„Wir haben zu wenig Artillerie, Majeſtät!“ Ränzel und Feldgepäck flogen: „Rette ſich, wer kann! Friedrichs Pferd ſtand wieder quer. „Es wird nicht retiriert!“

ſchrie Friedrich, „Bernburger, ſchießt die Feiglinge vor die Köpfe!“ Es geſchah. Ein Leutnant ſtand, wie entgeiſtert, drei Fahnen im Arm. „Wo iſt Seine Kompagnie?“

„Gefallen.“

„Gib Er die Fahnen an Unteroffiziers!“

„Es iſt keiner mehr da.“

„Gib Er ſie Gemeinen! Ceſars folgt mir!“ Übermächtig wurde der Anprall der Zurückflutenden. Ein neues Bataillon floh.

„Wir rutſchen im Eis!“

Ohne die Hand zu regen, verbiſſen, ſchadenfroh, ritt Anhalt-Deſſau im Wirrwarr neben dem König. „Es iſt wie bei Kolin!“ Hochs aus öſterreichiſchen Kehlen jubelten.

„Der Braunſchweig iſt ſchädlich bleſſiert!“

„Steht!! Das Blatt muß ſich wenden!“ Friedrichs Arm mit dem Degen kreiſte fragend über den Häuptern. „Wer ſiegt mit mir?“

„Vivat Fridericus!“ brüllten ſie und wandten ſich neu. „Führe uns, Vater!“ Im Geſchwindeſchritt drangen friſche Bataillons vor. „Vivat Fridericus!“ Hin und her, her und hin ging das Gemetzel.

„Dort tragen ſie den Braunſchweig!“

„Dorthin!“ Herrſchſüchtig ſtach Friedrichs befehlender Degen in die düſtere Rauchwolke, die ſich, ſchwerfällig rollend, vor der Schanze vor ihm hob, als hätte ſie Angſt. „Dorthin!“

Zertrümmerte Blechhauben, zerfetzte Hüte, Gewehre, Kartuſchen Leichen über Leichen. Eine Flattermine

krachte auf. Rot blitzten, ſehr nahe, die kaiſerlichen Geſchütze ihren erzenen Sang. „Bajonett, Bajonett! Mir nach!“ Mit Zaubergewalt, jäh im Galopp vorſprengend riß Friedrich ſeine inſtinktiv nachrennenden Scharen an die Bärenmützen heran. Hauend, ſtechend, ſchießend. Die rauhen Kehlen ſangen:

„Der Fritze, der Fritze geht immer voran!“ Jubelnd ſchloß der Refrain: „Wer kann uns da an?“

Die Kaiſerlichen wichen vor der Verſchanzung zurück. „Stecht ein!“ Mit ungeheurer Wucht, ſchnell, unaufhaltſam brach der preußiſche Bajonettangriff los. Geklirr. „Reſerven!“

„Chargiert im Avancieren!“ klangs von rückwärts; die Adjutanten zerrten neue Scharen vor: „Dort iſt der König! Dort!“

„Wo?!“

„Dort?!“

„Vivat Fridericus!“

Kanonen.

„Kanoniere protzt ab! Feuer!“

„Die Scharfſchützen auf die Offiziers!“

Friedrichs Pferd ſtieg über kaiſerliche Pikettpflöcke, über einen Schanzkorb. Sie brachen in die Redoute: Kolben, Bajonette, Fäuſte und Zähne arbeiteten wie raſend unter Friedrichs Blick. „Jeſus hilf!“ Ein Huſar ſank an Friedrichs Schulter, rollte ab, fiel. Friedrichs Scharen klommen, in entſetzlichem Würgen, mit Stechen und Hauen, den Berg hinan; den Ravelins zu. „Feuer an die Verhacke!“ Sie brannten. Keuchend, rutſchend,

fallend, aufſchnellend, kriechend, auf allen vieren, ging's hoch.

Die erſten Gefangenen.

„Alles ſchließt an!“ Siegerzwingend wies Friedrich empor. „Hinauf!“

„Er iſt kugelfeſt!“

„Vivat Fridericus!“

„Manteufel, Aſſeburg, Lengefeld, Bülow! Hinein zum Sieg!“

Immer ſchneller floß der Angriff empor. Friedrich riß den Kopf herum:

Zur Linken im Tal ſcholl heftiges Feuern! Weißgelb quoll jetzt auch dort Rauch!

„Majeſtät!“ ſchrie Hauptmann von Möllendorf, mit verzweifelt emporſetzendem Gaul angaloppierend, von den Stürmenden mitgeriſſen. „General von Hülſen braucht Sukkurs! Daun drückt unſer Zentrum durch! Der Brückenkopf iſt verloren!“ Ein Bajonettſtich auf Friedrich ging daneben. „Die Bataillons Amſtel, Kahden hierher!“ befahl er, „Prinz von Preußen und des Deſſauers Regiment mit mir! Richtet euch! Habt acht! Marſchiert links ab!“ Friedrich wandte ſich: „Anhalt-Deſſau!“ ſchrie er; bleich, voll zähnefletſchender Wut, höhniſch glotzte der Zurückgeſetzte den König an:

„Beliebt? . .“

Friedrichs Blick flog hoch: Droben, vor der zweiten Etage raſte der Sturm!

„Übernehmt den Befehl!“ Anhalt-Deſſaus Pferd bäumte ſich. „Hier iſt Seine Fahne; führt die ſchwan-

gere Stunde zum Sieg! Ihr ſeid der Mann dazu!“ Deſſaus Kehle röchelte, die mächtigen Glieder reckten ſich: mit hohem Sprung, wie ein wildes, losgelaſſenes Raubtier ſetzte Moritz aus dem Sattel; barhaupt, brennrot, ſtechende, metzelnde Augen im pulverbeſchmierten Geſicht, brüllte Moritz, beide Arme erhoben:

„Mir nach! Mir nach, ihr Hunde!“ er ſtürzte mit der Fahne und hauendem, ſtechendem Degen vorwärts. Schneller als jedes Pferd rannte er den Schanzberg an; er ſchnellte empor, er riß und ſtieß die Infantrie mit ſich. „Mir nach, mir nach! Für Brandenburg und den Fritz!“ drang ſein Brüllen, ſchon hoch droben, aus dem Rauch. „So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage!“ dröhnten die Trommeln ſeines Vaters ehernen Schlachtgeſang. „Kommt Möllendorf!“ Im Galopp lenkte Friedrich links ab.

Sie zwängten ſich durch die wie toll anſtürmenden Reihen, die ſie immer wieder mit ſich riſſen: „Schneller, ſchneller, ihr Herren,“ brüllten die Grenadiere, „wir wollen euretwegen nicht die Victoria verſäumen!“ Friedrich wurde mitgeriſſen; die Huſaren der Bedeckung bahnten, mit Fäuſten und flachen Klingen, den Weg durch die anraſenden Mauern: Ein Grenadier ſchwang ſich hoch:

„Jurjunge!“ ſchrie er zornig, „da haſt' eene!“ Eine Ohrfeige klatſchte in ein Huſarengeſicht.

„Hier, Majeſtät! Hier iſt eine Lücke.“ Sie ſprengten zwiſchen zwei Bataillonen, normal zur Sturmfront zurück. „Schnell, ſchnell!“ Wieder riß ſie eine Sturm-

woge zurück. „Wollt ihr den König erſtechen?! ...“ Friedrich jagte durch, Grenadiere umwerfend, immer wieder im Zickzack mitgeriſſen und wieder zurückbrechend. „Hier iſt freies Feld! Schnell! Dort kommen wir wieder in den Strom, Majeſtät!“

„Möllendorf! Warum bliebt Ihr nicht ſtehn?“

„Achtung, Majeſtät!“ Friedrich hob gegen die jauchzend herandrängende Sturmflut ſeiner Reſerven die Hand: „Schlagt euch wacker, Kinder! Der Sieg iſt nah! — Möllendorf! Warum blieb Hülſen nicht ſtehn?“ Möllendorfs hohe Stirn über der braunen Verwegenheit des Geſichtes war finſter:

„Die Kaiſerlichen fielen uns dreimal ſtärker an; der Zieten bindet ſie nicht! Dann merkt die Suppe! Wir mußten im Gegenſtoß vor, um uns zu halten! Wir können uns nicht mehr löſen! Reiten Majeſtät hier aufwärts! Dort iſt Deckung; wir ſind ſchon wieder im Schrägfeuer ...“ Friedrichs Pferd ſtolperte jäh und ſtand: „Ge—troffen?“

Sie ſtreckten angſtvoll die Hälſe; ſie hingen entſetzt, in äußerſter Bangigkeit vorgeneigt, in den Bügeln; Friedrich ſaß ſtarr und ſteif; bleich; er griff ſich den Leib ab. „Meine Doſe,“ ſprach Friedrich, wie erwachend; ſie ſahen in des Königs Hand die zerſchmetterte Schnupftabaksdoſe, in der eine Kartätſchkugel ſtak. Friedrichs Arme und Schenkel ſtießen und warfen das zuſammenſchreckende Pferd zu neuem Galopp. „Vorwärts!“ Pirchs Pferd bäumte ſich und ſank. „Pirch!“ rief Friedrich ſtreng durch den Eiſen-

prall des Strichfeuers, „vergiß Er mir nicht, den Sattel mitzunehmen!“

Mit beſtialiſcher Präziſion ſchlugen die Paßkugeln in Friedrichs Reihen, die zuſammenbrachen ehe ſie zum Angriff kamen. „Wobersnow gefallen, Majeſtät!“

„Marwitz hin! Auf die Höhe!“ Die geſpornten Pferde pretſchten den Hohlweg hinan. „Das Dorf Leichnahm brennt, Majeſtät! Es ſind Panduren drin!“ Praſſelnd ſchmolz der Schnee auf den flammenden Strohdächern; durch; Kugeln ſprühten hinterdrein; Bauern warfen ſich auf die Kniee, verkohlte Leichen; anklagend wies ein Mann auf die zerſchmetterte Leiche ſeines vergewaltigten Weibes. „Majeſtät!! . .“ Es brannte, knatterte und rauchte; brennende Sparren flogen himmelan; Friedrich glitt durch.

Krachend brachen im Wäldchen über ihnen Bäume und Äſte unter dem Kartätſchenprall. Mit Senſen und Dreſchflegeln ſtürmten Bauern gegen den Feind: „Bedecket euch nicht mit Blut!“ Hohnlachend zogen ſie einen italieniſchen Karabinier aus einem eingeſtürzten Keller vor; Friedrichs „Ceſar“ warf Soldaten und Schlachthyänen zur Seite; Friedrich ritt wie von Sinnen, wie die Windsbraut.

Er hielt neben dem Totenacker mit einem Ruck an und ſah:

Das war kein Vorrücken der Seinen mehr, nach rechts, kein Einſchwenken, kein Diktat der Schlacht, das war ein Geworfen — ſein, ein Nach-rechts-drücken ſeiner Scharen durch die Übermacht, die anbrand, mit gellendem „Eljen“ und „Hoch“ in ſein Zentrum

drang, das aus dem ſichern Halt gelockt, vergeblich um verzweifelten Rückzug rang.

„Sammelt, was ihr könnt! Führt alle Reſerven vor! Mir nach!“

„Gott erbarm!“ Hochauf ſchnellte Oppen im Sattel und ſtürzte.

„Die Garde fällt das Gewehr! Die Windmühle dreht ſich gegen den Wind! Verräterei! Kruſemarck hin, mit Huſaren!“ Links fernab, am Ende des Tals, bei Seydlitz hob ſich jetzt auch Kanonengebrüll. Friedrich fuhr wie ein Tiger im Sattel herum: „Prittwitz, zu Seydlitz!“ befahl er, „er darf nicht beginnen! Seine Infantrie ſoll er mir ſchicken! Die Kavallerie bleibt ohne Tat! Ohne Tat! Und wenn alles um ihn fällt, er darf nicht beginnen! Er ſoll warten mit der Reiterei! Er muß! Bei ſeinem Kopf!“ — „Reitet, Kamerad,“ ziſchelte Prittwitz, dicht neben dem König Zedwitz zu, „ich hab' Zieten geſchworen, beim König zu bleiben!“ Zedwitz verſchwand im Toſen; Friedrich galoppierte an die Spitze ſeiner letzten Reſerve:

„Ich führ' euch zum Sieg! Kommt, Kinder!“ Verwundete ſprangen noch einmal taumelnd auf, in die Reihen; Friedrichs Antlitz glühte; die Arme gebreitet, den Degen hochgeſtellt, im wilden Jubel der Seinen, ritt Friedrich, als könne er den Kampf beſchwören, gegen den Feind. „Majeſtät! Wir müſſen zurück!“

„Vor!!“

„Das Dorf iſt von Blau-Würzburg beſetzt! Pallavicini!“ Gackernde Hühner ſtoben; über Leichen und

Schutt ging's; Möllendorfs lange Geſtalt reckte ſich; er riß ſeinem Gaul die Zügel durchs Maul, daß das Blut floß; er überſprengte den König, deſſen Handeln er nicht mehr verſtand. „Mir nach, mir nach, Füſiliere!“ ſchrie Möllendorf; Schüſſe knallten aus dem Hinterhalt. Hunderte taten den Todesſprung. Alles quirlte und ſchlug, Holz krachte, Schädel klafften, an der Spitze Möllendorf brach Preußen ins brennende Dorf. Kolben zertrümmerten Türen, Barrikaden und Fenſter; überall prallten blaue Röcke an weiße; Dauns Leibregiment leiſtete verzweifelten Widerſtand, Held ſtritt gegen Held. Schwarze Augen blitzten rachſüchtig: „Evviva! Eljen!“ Fäuſte und Armgewirre hieb und ſtieß mit Läufen, Kolben, Meſſern und Speichen; aus jedem Fenſter blitzten Schüſſe. Die Straße war hausboch mit Fäſſern und Balken verſperrt. „Wir müſſen durch, wir müſſen durch!“ ſchrie Friedrich. „Kroaten, Wallonen!“ Geſchrei. „Drauf! Drauf!“ Trommelſchlägel brachen, mit hohem Satz warf ſich Möllendorf, von Handgranaten geleitet, ins mordende Feuermeer des Gemetzels: „Mir nach!“ Augen und Ohren verſagten den Dienſt: Mauern ſtürzten, Lunten wirbelten, Steine. „Pani Prüß!“ ſchrie ein Pandur. „Gib Quartier!“ Er fiel. Die Kaiſerlichen flohen; ſie ſetzten ſich von neuem feſt. „Ramin, Pannewitz vor!“ ſchrie Friedrich. „Heran, heran, halb rechts! Aus dem Dorf mit ihnen! Attackiert!“

„Majeſtät! Wir müſſen zurück; die Württemberger greifen an!“

„Ins Feld! Vorwärts! Rücket vor!“

Württemberger, Pfälzer und Bayern ſtürmten heran. Blamen.

„Ramin und Pannewitz vor! Vor!!“

„Es iſt alles im Feuer, Majeſtät! Es iſt Wahnſinn; wir müſſen zurück!“ Niederländiſche Regimenter brachen an der Flanke in breiter Front ein. „Huſaren!!“ gellte Prittwitzens Schrei, „um den König!“ Die Bedeckung hieb mit Berſerkerwut ein; Prittwitzens Huſaren warfen ein Bataillon und ſanken; der alte Hülſen, das zerſchmetterte Bein auf einer Lafette, den Degen hoch, von den Armen ſeiner Getreuen geſchoben und gezogen, ſuchte noch einmal, in der Kontur gegen das helle Rot der brennenden Dörfer pechſchwarz wie ein Geſpenſt, die zertrümmerten Reihen an den Feind zu führen. „Der ſelige Schwerin ſieht auf euch nieder!“ „Der König!“ — „Wo?“ — „Da!“ — „Unter uns!“ — „Vivat Fridericus!“

„Greift an!“

Sie ſtutzten vor der heranwimmelnden Überzahl.

„Direktion der Kirchturm! Möllendorf!“ befahl Friedrich mit jäher Wendung. „Zu Seydlitz! Er ſoll einhauen! Jetzt!! Ihr habt das Schickſal der Schlacht in der Hand!“ Friedrich ſchrie: „Mir nach Infantrie! Mit dem Bajonett in ſie!“ Verzweifelt, durch die Liebe zu Friedrich zum letzten aufgeſtachelt, brachen die Preußen noch einmal, raſend, den Slawoniern und Temesvarern entgegen. „Diable! Verreck! Eljen! Slawa! Evviva! Eljen!“

„Hunde!“

„Gott und Maria Theres!“ — „Fritz!!“

Friedrichs Piſtole blitzte in den Feind. „Haltet aus!“ Reihenweiſe warf der Stoß Friedrichs Schar; ein roter Dolman, gelbe Stiefel: Meldung vom Zieten? „General Zieten iſt überfallen! Er bittet, zu warten!“

Friedrichs ſchweißnaſſes Pferd fiel wie ein Klotz, mit gebreiteten Armen, den König mit ſeinem Leib deckend, ſchützend warf ſich Prittwitz über den Geſtürzten; ſie zerhieben Prittwitz, blutbedeckt ſchnellte Friedrich hoch; die preußiſche Soldateska erhielt wieder zehnfache Kraft. „Haltet aus! Seydlitz kommt!“ Blaue Reihen ſtürmten von links an: Fouqué- und Dohna-Füſiliere, Beverns Infantrie Oberſt Lehmann an der Spitze: „Von General Seydlitz geſandt!“ Wiener Infanterie brach ein; ſie zerriß die Verbindung zu Anhalt-Deſſau, der Übermenſchliches tat; ſie nahmen die Munitionskarren. Friedrichs Augen ſtrahlten. „Es ſteht gut! Haltet aus! Condé!“

Auf ſeinem Lieblingsſchimmel ritt Friedrich ins Zentrum des Mordens: „Vorgebrochen! Seydlitz kommt!“ Friedrich griff ſich an die Bruſt: Sie ſahen eine zerſplitterte Phiole auf des Königs blutigem Hemd. „Vorgebrochen!“ Irrſinnige ſchrien um Hilfe, immer wieder hämmerte die Eiſenſaat alles um Friedrich nieder, neue Aufopferung ſprang um ihn und ſank nieder. Friedrichs Degen war verbogen. „Gott und Maria Theres!“ Friedrich riß die verſtörten Geſichter gegen den Feind. Noch einmal ſtieß Friedrich in die ſechsfache Übermacht. „Zurück!“ ſchrie Friedrich, „zurück! Laßt

jetzt den Weißen den Platz! Räumt! Zurück! Zurück!!"

In Ordnung wich, Schritt für Schritt retirierend, Friedrichs zerfetztes Zentrum auf dem Schachbrett der Schlacht: Weit draußen im Feld, ganz allein, dem Feind entgegen, schritt ein blutjunger Pfeifer; er sah nicht rechts, nicht links; er marschierte unentwegt und pfiff, durch die Lücken des Pulverkrachs, das Hohenfriedberger Siegesstück. Eine Sturzwoge von drüben überschoß ihn; der breite Keil der Kaiserlichen stieß vor: Dauns Zentrum! Schwarzgelb, rot-weiß, rot-weiß-grün, Doppeladler und Monstranzen auf Fahnen und Standarten. Gierig hackten die Kaiserlichen in die preußische Retirade. Maria Theresia wurde Herrin im Feld. „Flieht!" jubelte Friedrich. „Flieht! So weit als ihr könnt! Bis zum Hang!" Friedrich floh, Verzweiflung glotzte zu ihm auf; er lachte: „Flieht!" Friedrichs Infantrie floh hinter dem König. „Was will Er?" — „Wir sind geschlagen!" — „Da!" Schwarzes Brausen brach jäh aus dem Schneeguß. Donnernd, von der Seite ins Tal.

Ein heulender Sturzbach.

Wie Inselchen schwammen drüber brandenburgische Reiterstandarten, silberne Adler. Hufgedröhn. Hufgedröhne. „Seydlitz!" Friedrichs Infantrie erkannte den Plan; sie jubelte auf:

„Er hat's gewußt!"

Offene Münder, stierende Augen. Reiterfanfaren. „Condé" stand; schattend lag Friedrichs Hand an der Stirn, über unerbittlich kontrollierenden Augen: die

Kaiſerlichen erkannten die Falle; ſie wendeten. Zu ſpät! Die jagenden Kavalleriereihen wellten über die Mulde, „Graben!“ ſchrien Seydlitzens Offiziere, kerzengerade im Sattel gewandt als ritten ſie dem König in Potsdam Parade vor, über Zäune und Hecken, ſchnurgerade, Pferd an Pferd, über ihr das Blitzen der geſchwungenen Klingen, im Dampf der wild arbeitenden Pferdeleiber, mit unwiderſtehlicher Gewalt, Seydlitz an der Spitze, brach ſchmetternd die eiſerne, entſetzlich gierig zugreifende Woge in die ungedeckte Flanke der zu hitzigen Sieger, die ſich, aufgelöſt im Triumph, nicht mehr zu formieren vermochten: Es gab einen Krach, daß das Tal wankte. Ängſtlich verſiegte der Schneefall; zu hohen Haufen, zertreten brach das erſte Glied der Kaiſerlichen zuſammen, das ſich verzweiflungsvoll gegen Seydlitz gewandt hatte. Über der ſchütternden Erde floh der Rauch

„Greift wieder an!“

Wieder ritt Friedrich gegen den Feind; ſie folgten; die blutigen Bajonette vor ſich: „Vor!“ Tütlüttütütt. Rumplumplum. Die zweite Reihe der Kaiſerlichen war umgeritten, ehe ſie ſtand. Friedrich drang mit der Infantrie in die ſchwer erſchütterten Kolonnen: „Für Ruhm und Ehre!“ Unaufhaltſam, unzertrennlich, wie eine Mauer zuſammenhaltend, von rückwärts durch neue Ströme geſpeiſt, malmte die Sintflut Seydlitzens durchs Tal. Reglementmäßig ging, dem königlichen Befehl gehorchend, den erſten Hieb auf den Pferdekopf ſchlagend, den zweiten auf den ſinkenden Reiter, der Stich in die Mitte des Leibes. Seydlitz durchſtieß die kaiſerliche Infantrie und ſchnitt

ſie ab: Eroberte Fahnen wehten, rückwärts geworfen, über der preußiſchen Reiterei. Mächtig drang Friedrich in die abgeſprengte, ratloſe Maſſe; Daun warf, um ſeine zertrümmerten Reihen zu feſtigen, Regiment auf Regiment in die Wage des Schlachtengottes: Harrach, Eſterhazy, Kollowrat. Todesmutig ſprangen die neuen Scharen vor. Der Kampf wurde härter. Die Infantrie verbiß ſich neu. Lauernd hob Friedrich den Kopf: Weit draußen, dem feuerſpeienden, rauchumwallten Ruinenberg zu, hob Seydlitz den Pallaſch: Fanfaren. Die Eskadronen und Schwadronen wendeten; Seydlitz flog die Reihen entlang, wieder an die Spitze. „Zurück!“ ſchrie Friedrich; Seydlitzens Kavallerie brauſte raſierend zurück. „Wollt ihr mir nicht gehorchen?! Zurück!!“ ſchrie Friedrich; ſeine Infantrie gehorchte. Der kaiſerliche Damm ſtand, Seydlitzens Woge flog neu an: Pallaſchgedreſch, klirrendes Geblinker, hin und her, her und hin. „Vorwärts!“ Friedrich wühlte ſich wieder, mitwerkend, in die zitternden, gewendeten Karrees. Sie ſtanden. „Greift an!“ Ein böhmiſches Karree wankte, Seydlitzens geſtaute Reiter hieben, Friedrichs Hilfe erkennend, ſprungweiſe in die kaiſerlichen Bajonette eingaloppierend, neuerlich zu. „Die Munition fehlt!“ Durcheinander. „Wir haben keine Kugeln!“ — „Schießt mit Knöpfen!“ Sie riſſen ſich von den Röcken die Knöpfe und feuerten damit. „Geworfen!“ Die Weißröcke zerbröckelten in wilde Flucht, die das Feld füllte.

„Verfolgung!“

„Patronenwagen von General Seydlitz geſandt!“

ſchrie's hinter Friedrichs Infantrie, die ſchon weit drüben, im Tal attackierte; Wagen auf Wagen hetzte heran. „Flintenſteine her!“ Hände warfen's vor, Beine liefen's zu: Das preußiſche Pelotonfeuer ſtieg ſtolz aus der Gruft, Granaten antworteten, die Luft dunkelnd. „Gelaſſen gefeuert!“ Ein Reiter flog über das blutige Feld heran, blitzſchnell, dem König entgegenwachſend.

„Majeſtät!“ ſprach Seydlitz, den Hut ſchwenkend; ſein müder, überhetzter Rappe ſetzte ſich, die Augen verdrehend, zuſammengeriſſen, auf die Hinterhand. „Hab' ich's recht gemacht?“ Friedrich blickte Seydlitz an: Seydlitzens leuchtender, blutüberſpritzter Küraß ſaß ſchief; ein ſchartiger Hieb zog ſich wuchtig querüber. Friedrich ritt dicht an den jungen General heran; er ſtreckte ihm tiefgerührt die ſchmale kleine Hand entgegen.

„Das kann ich Ihm niemals vergelten!“ ſagte Friedrich innig. „Niemals!“

„Wir nahmen neunzig Kanonen und dreiundzwanzig Standarten!“

Friedrichs Geſicht ſtarrte zu den dunkelnden Hängen: Die geworfene kaiſerliche Infantrie zog ſich rechts, dem Ruinenberg zu. Friedrich preßte die Zähne aufeinander. „Wir müſſen dem Moritz helfen!“ ſchrie er. „Offiziere! Ordnet Sturmrotten! Seydlitz! Eure Infantrie läuft Sukkurs! Zieten dringt nicht durch, Anhalt iſt in höchſter Gefahr! Seydlitz! Die Entſcheidung iſt da!“ Friedrich ritt an; gellend ſchrien des Deſſauers Signale um Hilfe durch die Dämmerung. Seydlitz ſchoß davon, neuen Angriff zu ordnen.

„Achtung! Gewehr im Arm! Weiter ſagen!“

Reihen formierten ſich; blutig, zerhauen, zerrauft, zuſammengewürfelt. Die Seydlitz-Infantrie lief gegen die Höhen, hinter denen Zieten noch immer vergeblich um den Durchbruch tobte.

„Bataillons marſch!“ Trommel- und Pfeifenklang erhoben ſich. Seydlitzens Trompeten gellten im Feld. „Ganze Kavallerie: Marſch, marſch!“

„Herr König!“ ſchrie ein Rittmeiſter, „die Pferde halten's nicht mehr aus!“

„Es muß ſein!! Rührt das Spiel!“

Friedrich trieb und mahnte: „Man braucht uns! Man braucht uns!!“ Verwundete Offiziere führten, die Degen in den Linken; Fouqué, der aus ſeiner Kutſche geflohen war, erſchien, wie eine Leiche zu Pferd.

„Vorwärts!“

Entſetzlich war das dunkelnde Schlachtfeld: Blut, Glieder, Fetzen, Menſchenbrei; die Erde fror feſter, ſie weigerte ſich, ſoviel Elend zu ſchlucken. Die Nacht ſank früher als ſonſt. Überall krochen Sterbende, Verwundete. Tier- und Menſchenleiber, zertrümmerte Kanonen buckelten das Tal, ſtachen überall den ſchaudernden Füßen entgegen. Die beſchneiten Haufen der Gefallenen bewegten ſich. Vergeblich ſuchten Halbtote die Laſt der Leichen über ſich abzuwerfen, die ſie erſtickten.

„Nicht umſehen! Liegen laſſen! Vorwärts!“

Sie liefen, wie von Furien gepeitſcht, dem Entſetzen davon, neuem zu. Moritzens Verzweiflungs-

kampf ſcholl in voller Heftigkeit. Hell blitzten die rauchwirbelnden Lagen des Ruinenberges in die geſchwächten Preußenſcharen. „Helft! Helft!“ ſchrie Friedrich. In langen, leckenden Zungen rannte und ſtolperte hinter ihm die taumelnde Infantrie über den blutigen Sumpf. Höhniſch fauchte der Wind, heiß von den Geſchoſſen. Heftiger denn je ſpie Dauns Feuervulkan Blitze, Krachen und Rauch aus.

Sie liefen, ritten und ſchoſſen.

Friedrich führte: „Kinder! Nur noch einmal, nur noch dieſes eine Mal! Gleich kommt Zieten! Seht!“ Friedrichs Degen zeigte in das furchtbare Durcheinander der Hölle vor ihnen: „Dort ſterben die Unſern!“ Schreie, Knallen, Klirren. „Kaiſerliche!“ Ringen, Mann gegen Mann m Höllenqualm. „Werft ſie, ſonſt iſt alles verloren!“ Sie taten, was ſie konnten. Die Erſchöpfung hing mordend an ihnen. „Nur noch dieſes eine Mal!! Zieten kommt!“ Die Seydlitz-Infantrie griff auf der Höhe in den Kampf ein.

Wie ein Geier, brüllend und hauend, hing Anhalt-Deſſau, wie ein Irrſinniger fechtend, mit den Reſten ſeiner zuſammenkartätſchten Mannſchaft oben im Dunkel feſtgeklammert. Er kam nicht hoch, doch er ging auch nicht zurück.

„Vorwärts!“

„Majeſtät!“ ſchrie eine Ordonnanz, „Oberſt von Maltzahn iſt tot, Beneckendorff und Seydlitz bleſſiert, Forçade wird vermißt! Wir können nicht mehr!“

„Ihr müßt!“

Reihenweiſe fielen Seydlitzens unerſchütterliche Reiter im Sturzguß der Granaten. Zwei-, dreimal ſtürmte die Infantrie und Kavallerie, wirr durcheinander. Die kaiſerliche Sturmflut drang vor, ſie warf des Deſſauers ſpärliche Reihen den Berg hinab. „Die Bataille iſt hin!“ Mit der flachen Klinge ſchlug Friedrich in die Fliehenden. „Zieten, hilf!“ ſchrie er herriſch.

Eine grüne Leuchtkugel blitzte majeſtätiſch in der dunkeln Höhe hinter dem Ruinenberg auf; ſie ſtieg hoch empor, noch eine. „Haltet! Haltet die Mannſchaft!“ ſchrie Friedrich durch die Reihen brechend, „Zieten greift ein!“ Friedrich ſprengte hin und her, er war überall, er ſchallt, er tobte, bat, flehte, zürnte. „Nicht fliehen! Nicht fliehen laſſen!“ Friedrich fing Verzweifelte beim Kragen und warf ſie nach vorn; er überritt Fliehende. „Sukkurs kommt! Zieten! Da!!“

Eine grauenhafte Kanonade klang auf dem Ruinenberg, Kleingewehrfeuer brannte praſſelnd auf, die ganze Länge des Berghanges entlang. Geſchrei: „Hie Zieten und Brandenburg!“

Niemand ſah, was vorging: Die Finſternis ſank pechſchwarz. Furchtbares mußte auf dem Plateau geſchehen, auf dem jetzt Zieten raſte.

Der Lärm ſchwoll zu unerhörter Heftigkeit.

Man unterſchied nicht mehr Freund und Feind, alles ſtieß durcheinander, ſie griffen im Würgen der Raſerei gegenſeitig nach den Mützen, um ſich zu erkennen:

‚Bärenmütze oder Blechmütze?“

„Fahr’ zur Hölle!“

Minutenlang ſtand der Kampf. Raſend, ſich unabläſſig ſteigernd.

Gewehrſalven über Gewehrſalven, Feuerblitzen über Feuerblitzen im Schwarz. Die Welt explodierte.

Gekrach, Geklirr, Getobe. „Die Hölle hilft Preußen, damit Ruhe wird!“

Die Sieggöttin ſtand auf.

„Sie fliehen! Sie fliehen!“

Brauſend, jäh, wie ein Gewitter kommt und geht, verfloß das Blutbad in die Nacht. Die Kaiſerlichen warfen die Waffen von ſich. Sie ſanken, flohen oder gerieten in Gefangenſchaft. Die Huſaren verfolgten.

Seltener blitzten die Schüſſe; es blackerte nur mehr hier und da in der ſchwarzen Weite.

Zietenſche Soldaten quollen von den Höhen nieder: „Viktoria, Viktoria!“

Küſſe, Jubelrufe, Schluchzen. Beten. „Die Zarin iſt tot,“ ſchrie ein gefangener Öſterreicher, „Brüder, es gibt Friede!“ Sie umarmten ſich. Hin ſank Freund neben Feind.

„Wir kriegen unſere Litzen wieder!“

Blutbeſpritzt ſprang Zieten neben Seydlitz vom Sattel: „Gott half!“ Mit den Zähnen zog Seydlitz den Verband ſeiner arg lädierten Hand an: „Der König hat den Teufel im Leib; er ſieht von vorn und von hinten!“ Zieten faltete die Hände; er ſang

ehrfürchtig-getragen, in die dunkle, zersplitterte Weite hinaus: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen . . .“ Brausend fielen Nähe und Ferne ein:

„Mit unsrer Macht ist nichts getan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit' für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkoren.“ —

„Vivat Fridericus! — Vivat Fridericus!“

„Wo ist der König?“

„Vivat! Vivat Fridericus!“

„Wo ist der König?“

„Zu ihm!“

Sie suchten.

„Wo ist der König?“

„Hier war er zuletzt!“

Auf den Hals Condés gesunken, wirr, von Leichenhügeln umhegt, umbraust von der klagenden, weinenden, schreienden, winselnden, wimmernden Symphonie des Jammerns, Ächzens und Stöhnens hilflos Sterbender, Verkrüppelter, Verstümmelter, Erfrierender, in die die Leichenvögel einhackten, umsungen von der schauerlichen Tränenflut einsam gewordener Eltern, Verwitweter, Verwaister und Verlassener, sah Friedrich auf: Beleuchtet vom Scheine der ringsum brennenden Dörfer, der aufglimmenden Wachtfeuer, der Sterne im zerschossenen Firmament, kniete ein weinender Mann vor Friedrich.

Soldaten jubelten: „Friede! Victoria und Friede!“

„Majestät," sprach Finckenstein. „Die Zarin ist tot, Rußland bietet den Frieden!"

Friedrichs gemarterter Blick, im tosenden Jauchzen der Seinen, ins Letzte aufgewühlt, blieb starr.

„Er hat statt der Augen zwei Sterne!" sprach ehrfürchtig ein Pastor im blutbedeckten Soldatenrock.

Langsam fuhr sich Friedrich mit der Hand über die Augen. „Es ist kalt, Herr Graf," sprach Friedrich drohend zu Finckenstein, „so kalt, daß mir die Augen tränen."

Sterne funkelten, Heldengesang drang ins Weltenall

„Vivat Fridericus!"

Die Werke

von

Walter von Molo

Walter von Molo

Luiſe

Zweiter Roman der Trilogie „Ein Volk wacht auf"

Achtunddreißigſte Auflage

Voſſiſche Zeitung: Wer unter den Deutſchen in Zukunft die Königin Luiſe tiefer verſtehen will, als es nur durch die Legende möglich iſt, wird zu Walter von Molos Roman greifen, der eines der edelſten Bücher heutiger Dichtkunſt darſtellt.

Hamburger Nachrichten: Wirklicher dichteriſcher Spürſinn und Eingebung führt uns zu den Hebeln des zeitgeſchichtlichen Geſchehens aus Deutſchlands großer Not. In einer Zeit, wo wir völkiſche Schande am eigenen Leibe erleben müſſen, haben wir beſonders geſchärfte Organe auch für jene Zeit, in deren geheime Kammern wir in dieſem Buche blicken. Und um ſo beglückter erleben wir das Werden Luiſens zu einer ragenden, mythiſch verklärten Größe, für die Molo, der Dichter, den Ton weihevoller Legende findet.

Vorwärts, Berlin: Ein zeitgemäßes Buch, und wenn eine Königin die Heldin des Werkes iſt und wenn Adelige darin viel vorkommen — unſere Zeit wird das Buch gleichwohl ertragen, mehr noch: wird es mit Gewinn aufnehmen. . . . Ein Buch aus der Liebe zum und mit dem Volke; kein Heldenbuch von Königen, aber Schönheit und Größe des Schmerzes dort noch ehrend. Und ſchließlich auch ein Buch vom Volke, deſſen erſtes und leiſes Erwachen ſich andeutet.

Rheiniſch-Weſtfäliſche Zeitung: Es iſt das Buch einer deutſchen Seele ſchlechthin. Ein Buch, ſo notwendig unſerer Zeit geſchrieben, da es eben die Kräfte weiſt, aus denen ein zerſchlagenes Deutſchland ſich wieder erneuern kann: Volksbewußtſein, nationale Beſinnung (und höchſtens zuletzt erſt Verträge und Bünde) — und gerade: dies iſt alles Erlebnis, aus dem parallelen Geſchehen der Zeit ſo brennendes Erlebnis.

Verlag von Albert Langen in München

Walter von Molo

Das Volk wacht auf

Dritter Roman der Trilogie „Ein Volk wacht auf"

Fünfundzwanzigste Auflage

Westermanns Monatshefte: Seit diesem Buche gehört Walter von Molos Bildnis nicht mehr bloß der deutschen Literaturgeschichte, gehört es der Ehrenhalle deutscher Volksgeschichte an.

Schwäbischer Merkur, Stuttgart: Coster hat im „Tyll Ulenspiegel" das Hohe Lied vom Freiheitskampf der Vlamen gesungen und dieses gute Buch fand in Deutschland eine Verbreitung, wie sicherlich in der Heimat seines Dichters nicht. Molos Trilogie, im besonderen „Das Volk wacht auf", ist dem Werk des Vlamen als Dichtung ebenbürtig an die Seite zu stellen, sagt uns Deutschen aber mehr, muß uns mehr sagen.

Preußische Jahrbücher, Berlin: Was nur ganz großen Historikern gelingt, das hat hier ein „Dichter" mit den Mitteln seiner Kunst erreicht, und darum gehört das Buch an diese Stelle. Wir besitzen klassische Darstellungen des Freiheitskampfes unseres Volkes vor 100 Jahren. Werke, durch die der Feueratem jener Zeiten geht — ich kenne keines, das an aufrüttelnder Wucht, an packender Bildhaftigkeit Molos „Roman" gleichkommt.

Dresdener Anzeiger: Molo weiß zu erschüttern, aufzurütteln. Sein eigenes Ergriffensein, sein indirekter Aufruf zur Festigkeit und Vaterlandstreue, zu innerer Geschlossenheit erfüllen mit neuer Kraft und Hoffnung.

Mannheimer Generalanzeiger: Molo baut in einer kräftigen Sprache von gerafftem Rhythmus Szenen auf, deren dramatische Gestrafftheit bewundernswert ist. Seine Kunst, Charaktere mit ein paar Strichen zu zeichnen, ist meisterhaft. So bleibt zuletzt der Gesamteindruck: ein Werk von nicht alltäglicher Bedeutung und Schönheit, eine Dichtung und ein Erziehungsbuch von hohem Werte.

Verlag von Albert Langen in München

Walter von Molo

Der Schiller-Roman

Vom Dichter durchgesehene, vollständige Volksausgabe in zwei Bänden

Vierundvierzigste Auflage

Jeder Band ist einzeln käuflich

Kölnische Zeitung: Ein kostbares Werk, das berufen ist, einem neuen Geschlecht den großen Nationaldichter der Deutschen näher zu bringen, als es bisher die beste Biographie vermochte.

Kreuz-Zeitung, Berlin: Hier erkundete eine Feuerseele die Höhen und Abgründe einer anderen Feuerseele und gab leidenschaftlichen Bericht von dieser Erkundung, einem Nacherleben und Selbsterleben, einem Bekenntnis und einer Offenbarung.

Franz Servaes in der Neuen Freien Presse, Wien: Nur ein Dichter vermochte es, all diese bunten Hergänge und weitausladenden geistigen Erregungen mit starker fester Hand derart ins Intim-Persönliche zu rücken, wie Molo dies getan hat. Die Grundakkorde sind im ersten Band volltönend, stark und energisch zum Anschlage gebracht. Wir freuen uns, den späteren Sätzen dieser Heldensymphonie bald lauschen zu dürfen.

Hermann Stegemann im Bund, Bern: Wir haben lange nichts gelesen, was so aus unmittelbarer Erfassung einer Zeit und eines genial veranlagten Ausnahmemenschen geflossen wäre, wie diese Darstellung.

Ludwig Finckh in den Propyläen, München: Das Buch bedeutet für uns nicht weniger als Schillers Auferstehung. Molo spricht mit Schillers Munde, leidet, tobt, haßt, liebt mit seinem Herzen. So könnte Schiller wirklich im Augenblick gesprochen und gehandelt haben. Wie glücklich erregend: wir erleben Schiller noch einmal!

Verlag von Albert Langen in München

Walter von Molo

Die unerbittliche Liebe

Roman. Fünfte Auflage

Anſelma Heine im Berliner Börſen-Courier: Ewiges Weltgeſchehen! Das iſt's, was Walter von Molos Roman überſpannt wie ein hoher, heiterer Himmel, der ſeine ſonnige Bläue hineingibt, eine gelaſſene Selbſtverſtändlichkeit in Kleinlichkeit, Zerſtörung und Schuld.

Voſſiſche Zeitung, Berlin: Das Buch bedeutet die ſichtbare Talentprobe eines Autors, der ungemein viel künſtleriſches Empfinden und ein großes techniſches Können bewies.

Prof. Dr. A. Forel in der Neuen Generation: Das Buch ſteht ſittlich hoch da! Die Heuchelei unſerer konventionellen Moral wird unbarmherzig zerzauſt. Deshalb wurde das Buch Molos als „unſittlich" gebrandmarkt. Man würde heutzutage auch Chriſtus der Unſittlichkeit bezichtigen. Ich empfehle dringend die Lektüre dieſes Buches!

Peſter Lloyd: Eine ſtarke gärende Handlung hält den Leſer geſpannt, eine mutige und freie Geſinnung erhebt.

Deutſche Tageszeitung, Berlin: Ich weiſe ausdrücklich für alle, die ſich ernſtlich darum mühen, den tiefſten Wert der Ehe zu finden und zu beſitzen, auf dieſes Buch hin, das, mit Temperament geſchrieben, ein unleugbar echtes dramatiſches Blut beſitzt.

Neue Freie Preſſe: Das Buch iſt ein allerfeinſtes Stück pſychologiſcher Feinmalerei und das Werk eines ernſten Denkers, ein Stück Lebens-Philoſophie, das uns der Dichter in den ſatten Szenen des Romans vorführt.

Öſterreichiſche Volkszeitung: Alles in dieſem Roman ſtrotzt von Leben, und dieſes Leben wird durch die Betrachtungsweiſe des Dichters zur Poeſie erhoben.

Verlag von Albert Langen in München

Walter von Molo

Die törichte Welt

Roman. Achte Auflage

Kunstwart, Dresden: Dieser Dialog ist das Spannendste, was im Bereich des Künstlerischen überhaupt denkbar ist, denn er enthält außer einer scharfsichtigen Charakteristik der Redenden (und im Spiegel, der Beredeten) häufig auch den Fortgang der Handlung und den Ideengehalt der Bücher. Solchen Dialog zu versuchen ist eine Kraftprobe, und wem sie so gelingt wie Molo, der hat gezeigt, daß er des Wortes ungewöhnlich mächtig ist ... Ein Kopf, voll von mitleidend angeschauten Bildern aus allen Bereichen des Menschenlebens, und ein Wille, überall sehen zu lehren, zu helfen, zu trösten. Man könnte meinen, ein Arzt habe diese Bücher geschrieben.

Münchener Neueste Nachrichten: Molos Meisterschaft zeigt sich in der scharfen Profilierung der Charaktere, das ist vorzüglich. Seine Sprache ist in ihren selbstgeschmiedeten Wendungen überraschend glücklich.

Julius Hart im Tag, Berlin: Walter von Molos Epigonenroman ist ein kluges, ernstes und gehaltvolles Buch.

Karl Hans Strobl in den Leipziger Neuesten Nachrichten: Walter von Molos Romane bedeuten in ihrem Ernst Kulturfaktoren, sie sind lebendige Werte, sie reden von Dingen, die uns alle angehen, über die wir uns einmal entscheiden müssen. Seine Menschen leben, alles ist Darstellung. Mit allem Mute der Überzeugung und der Wahrheit ist der Gedanke da. Wir lernen mit Molos klinischem Blick sehen. Seine Prosa ist hart und streng wie Diagnosen, von edlem Stilgefühl, angepaßt der Macht der Tatsachen, die da vor uns entstehen. Wir fühlen uns vor Molo wie vor einem großen Arzt. Ein männlicher Künstler offenbart sich, der seinem Gefühl keine Streiche gestattet, der ernst ist in seinen Themen und ernst in der Ausübung seiner Kunst. ...

Wiener Fremdenblatt: Wir wissen dieser fortreißenden Gestaltungskraft wenig Prosawerke unsrer Zeit an die Seite zu stellen.

Verlag von Albert Langen in München

Walter von Molo

Der gezähmte Eros

Roman. Fünfte Auflage

Carl Busse in Velhagen und Klasings Monatsheften, Berlin: Ein kühner, scharfäugiger, energischer Sohn des naturwissenschaftlichen Zeitalters, der merkwürdig früh fertig ist und das Leben eigenherrlich zwingt. Kein Zug, der bedeutungslos und überflüssig wäre, keine Szene, die man sich fortdenken könnte. Der Dialog meisterhaft, in aller schlagenden Kürze gleichzeitig die Person charakterisierend wie zusammenfassend und weiterführend. „Der gezähmte Eros" füllt keine 200 Seiten, aber darin werden Schicksale ausgebreitet, die ein andrer in einem dickleibigen Wälzer nicht gebändigt hätte. Der Stil ist lebendig, eindringlich, vorwärtsstürmend; er kennt nur das Präsens; es ist versetzte Lyrik, und konzentriert wie Verse ist dieses Erzählers Prosa oft. Ein ungewöhnlicher Mann, ein ungewöhnliches Buch!

Das Literarische Echo, Berlin: Eine sehr einfache Geschichte, aber bei aller scheinbaren Skizzenhaftigkeit mit prachtvoller Plastik erzählt. Ein Wiener Roman aus kleinen Kreisen, aber ein Stückchen unverfälschten Lebens, mit hellen und klugen Augen gesehen und mit unbarmherziger Wahrheit wiedergegeben: ganz realistisch, doch mit Meisterhand gestaltet.... Das Alltägliche wird zu einem Spiegel der Zeit, und aus dem kleinen Jammer der Niedergebrochenen stöhnt uraltes Menschenleid. Die Kraft der Lebensgestaltung ist so groß, daß sich hinter der Einfachheit der Vorgänge eine ganze Welt aufzutun scheint: ein mystisches Dunkel, in dem Titanen ringen und aus dem verhaltene Schreie gellen. In der wundervollen Knappheit der Sprache, die neue Bilder gibt, ohne in Gesuchtes zu verfallen, liegt ein eigener Zauber. Zuweilen meint man ein Drama zu lesen: mit den einfachsten Kunstmitteln werden Spannungsreize von verblüffender Wucht erzielt. ...

Verlag von Albert Langen in München

Walter von Molo

Wallfahrer zur lieben Frau

Roman

Sechste veränderte Auflage von „Wir Weibgesellen“

Stefan Zweig in den Leipziger Neuesten Nachrichten: Walter von Molos Menschen stürmen, mit ungeheuren Spannungen geladen, gegeneinander los, sie speien sich förmlich ihre Worte ins Gesicht und schwindelig saust die ganze Handlung mit ihnen in den Abgrund der Katastrophen hinunter. Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als diesen heißen, ungeduldigen Dichter und unsere deutschen behäbigen Erzählungsschriftsteller, die jedes Detail mit japanischer Sorgfalt auspinseln, die Sätze wie Maschen an einem Netz sorgfältig aneinanderstricken und nur mit Mühe ihre schweren Menschen die Gebirge der Leidenschaft emporkeuchen lassen. Hier stürmt alles vorwärts. Walter von Molo läßt einen nicht inmitten seiner Bücher los, man denkt ebensowenig in ihrer Mitte das Buch wegzulegen, als aus einem fahrenden Expreßzug herauszuspringen: Man muß eben mit. Auf der letzten Seite sieht man mit Staunen, durch wieviel fruchtbares Land man gesaust ist, wieviel Menschen und Städte, wieviel Geschehnisse und Schicksale man unterwegs gesehen hat und freut sich eines Dichters, der mit so viel Leidenschaft zugleich so starkes Gegenwartsgefühl aufbringt. In der mutigen Art seines Zugreifens an schwerste, seelische Probleme ist etwas, das ihm auch für die äußersten Aufgaben Gelingen verspricht.

Im Herbst 1922 erschien:

Die Liebes-Symphonie

Endgültige Ausgabe der vier kleinen Romane „Die unerbittliche Liebe“, „Die törichte Welt“, „Der gezähmte Eros“ und „Wallfahrer zur lieben Frau“ in einem Bande

Verlag von Albert Langen in München

Walter von Molo

Deutsch sein heißt Mensch sein

Notschreie aus deutscher Seele

Zweite Auflage

Fremdenblatt, Wien: Auf kurzen Seiten ist hier wahrhaft genial in harten und stürmischen Sätzen das Resultat und die ethische Richtlinie eines Jahrhunderts heißer Arbeit, stetigen seelischen Wachstums, tief gegründeter Überzeugung gezogen. In einer Sprache, die wie Hammerschlag kurz und wild ist, in der es wie heißester Atem weht und drängt. Kurz, aber erschöpfend. Ein Meisterwerk dichterischen Erfassens tiefsten Volksgefühls.

Die Hilfe, Berlin: In diesen 16 Betrachtungen steht viel Schönes. Durch alle zieht sich der Gedanke hindurch: Niemals schwebte der deutsche Geist klarer vor uns als jetzt, da er gemordet werden sollte — und zeigt, daß er nicht zu morden ist, weil er in allen ist, weil er ewig ist, wie das Prinzip des Guten.

Der Zirkel, Wien: ... Man fühlt sich unwillkürlich an den streitbaren Ulrich von Hutten erinnert. Etwas von seinem heiligen Grimm wider die Feinde seines Volkes und von seinem heiligen Jubel über die Kämpferkraft seiner Seele braust und schmettert auch in Molos Betrachtungen zur Tagesgeschichte, die in Mahnungen an die Zeitgenossen ausklingen, der Epoche würdig zu sein, die wir jetzt leben. Und auch ein Hauch vom Sturmgeiste der „Reden an die deutsche Nation" Fichtes weht in diesen temperamentstarken Hymnen in Prosa, die sich stellenweise fast wie Gebete lesen und auch wirklich wie Gottesdienst berufener Priester trauernde Herzen mit Lebensmut, Lebenskraft und befeuerndem Glauben erfüllen. Indem man ihn zu sich sprechen läßt, indem man seine lautere Begeisterung einsaugt, ist man stolz darauf, in Molos Lager zu stehen, gleich ihm ein „deutscher Barbar" zu sein.

Verlag von Albert Langen in München

Walter von Molo

Sprüche der Seele

Verse

Zweite vermehrte, auf reines Hadernpapier gedruckte Ausgabe

Buchausstattung von Erich Schilling

Berliner Tageblatt: . . . Nun überrascht uns Molo mit einer lyrischen Gabe. Sie trägt den Titel „Sprüche der Seele" und scheint in dem ruckweisen Rhythmus der Verse die brausende Willkür eines leidenschaftlichen Herzens registrieren zu sollen. Bei näherer Betrachtung erkennt man jedoch, daß die Dichtungen fast ausschließlich aus fünffüßigen Jamben bestehen, die nur räumlich auseinandergezogen worden sind. Der laute Vortrag zwingt sie wieder in die ursprüngliche Form. . . . Zu den künstlerischen Vorzügen Molos gehört die Kraft seiner sprachlichen Bilder, und man vernimmt des Dichters ureigenste Art, wenn er von den schlechten Gedanken als von „lauernd sonnverwiesenen Mördern" spricht, oder vom Aufstieg der Menschheit in männlicher Siegkraft wähnt: „Das Härteste wird Holz für neue Leitern." Der Wert der Sprüche liegt aber nicht in ihrer Form, sondern in der Wucht ihres ethischen Grundtons. Molo hat die starke Stimme erkannt, die aus dem Wirrsal dieser Kriegsschrecken in die Welt der Seelen dringt, und die dem zur Donnerstimme wird, der niemals hohe Menschlichkeitsziele suchte. „Das Wort Unendlichkeit ist leerer Schall für den, der endlich denkt und erdbeschränkt. Unendlich Fühlen wurde uns geschenkt." Wie Klänge aus stählerner Harfe tönen die Verse. . . . Solche Worte müßten in unserer Zeit wie eines Herolds Erzfanfare wirken. Heilige Ekstase des Kampfes hat das Buch werden lassen, und doch liegt stille Klarheit, feierlicher Wille über allem Zwiespalt der Gefühle. Und da es für ein gutes Buch keine bessere Empfehlung gibt als seine eigene Sprache, mag noch ein kurzer Spruch am Schlusse stehen: „Schön ist der Kampf, der schwersten Grübelns Pein vergessen läßt in Tat und Sieggedränge."

Verlag von Albert Langen in München

Walter von Molo

Die ewige Tragikomödie

Novelliſtiſche Studien 1906—1912

Zehnte Auflage

Frankfurter Zeitung: Dieſe Novellen bekunden bereits die Eigenart des Dichters in einer erſtaunlich konziſen, mit Worten ſparenden Sprache, in der Scheu vor allen leeren Geſten, in dem warmen ſeeliſchen Anteil des Dichters, in einem pſychologiſchen Spürſinn, deſſen Vielfältigkeit durch alle Einfachheit des Ausdrucks hindurchwirkt, in dem Stimmungsreichtum, der vom Pathos bis zu einem ſpieleriſch tändelnden Humor ſich erſtreckt.

Berliner Tageblatt: Es ſind außerordentlich ſcharfe Augenblicksaufnahmen, mit geübter Hand aus der Fülle des modernen Lebens herausgeriſſen, Alltägliches erhält oft eine höchſt pikante Wendung, auf zwei, drei Seiten enthüllen ſich Menſchenſchickſale.

Im Schritt der Jahrhunderte

Geſchichtliche Bilder. Zehnte Auflage

Der Tag, Berlin: ... So beſchwört Molos ſpürende und geſtaltende Phantaſie in unendlicher Befruchtung immer aufs neue Menſchen, Zeiten, Geſchehniſſe, die einmal auf Erden waren und nun in ſeinem Herzen heimiſch geworden ſind. ...

Nord und Süd, Berlin: Der packende, treffliche Stil und die ergreifende Art der Schilderung werden auch dieſem neuen Werke Molos viele Freunde erwerben.

Die Poſt, Berlin: ... So ſind dieſe geſchichtlichen Bilder mehr als bloße Skizzen. Sie geben in großen Zügen ein Bild von unſeres Volkes Geſchichte und führen von der Höhe durch ſelbſtverſchuldeten Tiefſtand wieder hinauf zu Glanz und Ruhm in ſo feſſelnder Darſtellung, daß man das Buch in einem Zug zu Ende lieſt.

Verlag von Albert Langen in München

Walter von Molo

Im Zwielicht der Zeit

Bilder aus unseren Tagen

Fünfte Auflage

Volkszeitung Wien: Man hat es aus dem letzten Bande der Trilogie vom Aufwachen des Volkes erfahren, wie Molo das Große der Begebenheiten und die Heimlichkeiten des Intellekts in kleine Bilder von kameenhafter Schärfe und Gegenständlichkeit einzufangen vermag, wie da die äußerste Bestimmtheit der Auffassung sich in einer Sprache verkörpert, die von der einbohrenden Treffsicherheit bis zum sinnbildlichen Höhenflug alle Gebiete der Darstellung erfaßt. In den zweiunddreißig jetzt vorliegenden „Bildern aus unseren Tagen", mehrere darunter Jahre zurückreichend, ist kein einziges, das nicht den Dichter unserer in unausgesetzter Bewegung erzitternden Zeit erkennen ließe, den Dichter Molo, dessen deutscher Idealismus aus dem Grunde sehender und verstehender Menschenkenntnis erstanden.

Berliner Tageblatt: Nicht weniger als zweiunddreißig meist kurze, blitzartig geschaute und mit wenigen scharfen Strichen entworfene Erlebnisbilder vereinigt der neue Novellenband Eigenwillige Auseinandersetzungen mit dem Leben sind mit ungewöhnlicher Spannungskraft und hoher Kultur geformt. Auf zwei und drei Seiten vollziehen sich Tragödien, deren Bewältigung auch auf breiterem Raume eminente künstlerische Kraft voraussetzen würde. Daneben leuchten Proben eines urwüchsigen Humors, der letzten Eigenschaft, die man an dem Dichter kennen gelernt hat . . . Während „Die Brücke", wohl die bedeutendste der Skizzen, herbe Lebenswahrheit in eindringlichen großen Worten und Formen kündet, lächelt aus dem geschmackvoll innigen Dialog „Gesellschaftsspiel" ein freudiger, munterer Daseinsbejaher, und die Skizze „Unterirdisch" oder „Das Roserl" formen bei sichtlicher Vermeidung jeder großen Gestalt winzige Alltäglichkeiten zum Kunstwerk, die erfreuliche Gewißheit bringend, daß der vielseitige, gestaltungskräftige Dichter monumentaler historischer Romane auch angesichts der kleinsten Aufgabe von Lebenskenntnis, Selbstzucht und künstlerischem Verantwortungsgefühl durchdrungen bleibt.

Verlag von Albert Langen in München

Dramatische Werke von Walter von Molo

Der Infant der Menschheit

Drama in drei Aufzügen
Zweite Auflage

Die Erlösung der Ethel

Eine romantische Tragödie aus unseren Tagen in vier Aufzügen
Dritte Auflage

Friedrich Staps

Ein deutsches Volksstück in vier Aufzügen
Zweite Auflage

Der Hauch im All

Tragödie in drei Aufzügen
Zweite Auflage

Die helle Nacht

Schauspiel in drei Aufzügen
Zweite Auflage

Till Lausebums

Romantisches Lustspiel in drei Aufzügen

Zweite Auflage

Rheinisch-Westfälische Zeitung: Ein Lustspiel, das einmal klassisch werden muß.

Bonner Zeitung: Molo hat uns in „Till Lausebums" ein wirkliches Lustspiel geschenkt und so die moderne, an guten deutschen Lustspielen ganz ungewöhnlich arme deutsche Bühnenliteratur wahrhaft bereichert.

Düsseldorfer Nachrichten: „Till Lausebums" ist berufen, sprichwörtlich zu werden wie sein Vorbild Till Eulenspiegel.

Verlag von Albert Langen in München

Hanns Martin Elster

Walter von Molo und sein Schaffen

Eine kritische Würdigung

Linzer Tagespost: Elsters prächtig geschriebenes Buch ist ein sicherer Führer in Molos Schaffen und Menschentum, in dem sich italienisches und deutsches Wesen herzhaft binden. Ein Führer, der den Weg mit viel Liebe geht, den aber kritische Einsicht nie verläßt.

Kölnische Zeitung: Das Buch ist vorzüglich geschrieben und enthält die genauesten Hinweise zum Verständnis des Dichters, auch bibliographisches Material in reicher und ziemlich erschöpfender Fülle.

Dresdner Anzeiger: H. M. Elster ist es in dieser ungemein liebevollen und verständnisvollen Arbeit gelungen, tief in die Menschenseele und die künstlerische Werkstatt des Schaffenden einzudringen und eine langsam, aber sicher gereifte, ganz aus Eigenem schöpfende und dieses Eigene immer inniger mit dem besten Kern des deutschen Volkstums verschmelzende Dichterpersönlichkeit aufzubauen. Das Beste, was wir Walter von Molo verdanken, rückt sein Biograph mit reichem Verständnis hier ins rechte Licht.

Magdeburger Zeitung: Elster hat Geschmack und weiß alle Mittel moderner literarischer Forschung wohl anzuwenden. Das merkt man schon an den ersten Analysen Molosscher Arbeiten, spürt es auch an der Art, wie Elster Molos Werden schildert.

Das deutsche Drama: Seine Darstellung vom Leben und Schaffen des Dichters ist immer fesselnd und gibt überall die letzten Beweggründe. Das Buch wird jedem Freunde des Dichters eine willkommene Gabe sein.

Verlag von Albert Langen in München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einbände von E. A. Enders in Leipzig

LG.
M728f

188776

Author Molo, Walter von

Title Fridericus, Roman.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU